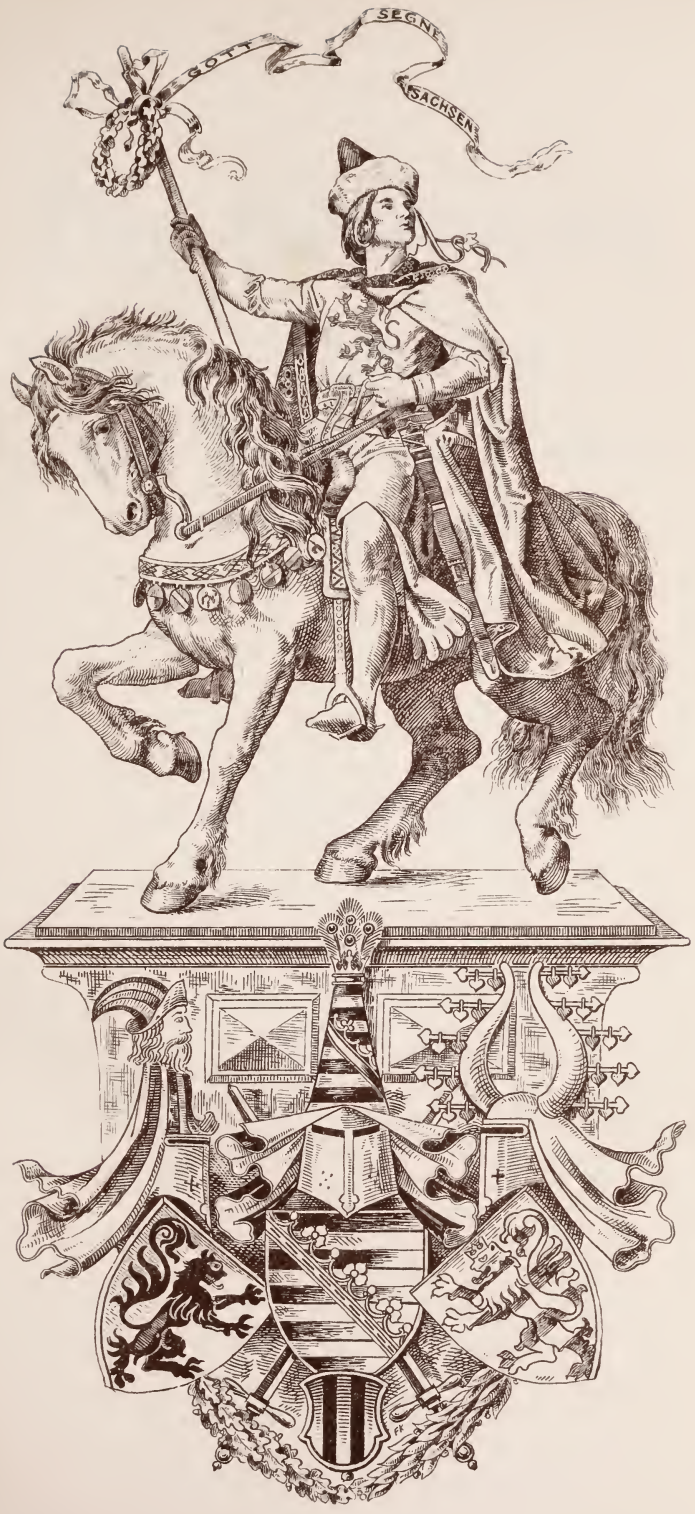
Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/derfrstenzugaufd00haus


GOTT SEGNE SACHSEN

Der Fürstenzug

auf dem Sgraffito-Fries am Königl. Schlosse zu Dresden

(Gedanken bei Betrachtung desselben)

Von

Clemens Freiherrn von Hausen

Verlag und Druck von C. Heinrich, Dresden.

Seiner Majestät

dem König Georg

in tiefster Ehrerbietung.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorbemerkung.

Indem die nachfolgenden Blätter in das Sachsenland hinaus gehen, hegt der Verfasser den innigen Wunsch, daß es ihnen beschieden sein möge, beizutragen zur Neubelebung historischen Sinnes und historischen Empfindens, als der wichtigsten Faktoren zur Kräftigung echter Vaterlandsliebe, die man in unseren Tagen so oft von dem Egoismus des Partei-Interesses überwuchert sehen muß.

Daß Seine Majestät der König die Gnade gehabt hat, die Widmung dieser Schrift zu genehmigen, ist derselben eine Vorbedeutung freudigster Art.

Möge das Büchlein eine wohlwollende Aufnahme finden!

Loschwitz, Rosenhof, im September 1903.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung 1

Entstehung des Sgraffito-Frieses 4

Politisch-Geschichtliches I. Zeitraum von rund 900 bis 1288 11
Die Zeit König Heinrichs I. von Deutschland. Entstehung der Markgrafschaften. Gründung von Meißen. Graf Heinrich von Wettin zu Eilenburg wird Markgraf von Meißen 1089. Älteste Geschichte der Grafen von Wettin.

Markgraf Konrad von Meißen 1123—1156 15
Aufgabe der Markgrafen und Burggrafen. Verfassung der Burg Meißen. Bistümer und Herzogtümer. Besiedelung der den Slaven genommenen Landstriche. Ältestes bekanntes Wappen der Wettiner. Markgraf Konrads Teilung und Tod.

Markgraf Otto der Reiche 1157—1190 21
Gründung von Freiberg. Silberbergbau.

Markgraf Dietrich der Bedrängte 23
Ritterschaft. Klöster. Städte. Leipzig. Dresden. Zeit der Hohenstaufen.

Markgraf Heinrich der Erlauchte 1221—1288 24
Minnesang. Turniere.

Kulturgeschichtliches I. Zeitraum rund 900 bis rund 1200 31
Rosse. Rüstung und Friedensgewandung. Rufer. Musikanten. Ritter.

Politisch-Geschichtliches II. Zeitraum 1288 bis 1381 43
Das deutsche Königtum. Rudolf von Habsburg.

Markgraf Albrecht der Entartete 1288—1307 43

Markgraf Friedrich der Gebissene 1307—1324 44

Markgraf Friedrich der Ernsthafte 1324—1349 46
Stegreifräuber.

Markgraf Friedrich der Strenge 1349—1381 49
Pest in Deutschland. Reichsoberjägermeister. Erbverbrüderung mit Hessen Verschiedene Linien.

Kulturgeschichtliches II. Zeitraum rund 1200 bis rund 1400 . . . 51
Rittertum. Minnesänger. Obergewand und Niederkleid. Sendelbinde. Zügel. Kapuze. Schellentracht.

Politisch-Geschichtliches III. Zeitraum von 1382 bis 1553 54
Markgraf von Meißen und Herzog zu Sachsen, Erzmarschall.

Kurfürst Friedrich der Streitbare 1382—1428 54
Erlangung von Kurwürde und Erzmarschallsamt 1423. Hussitenkriege. Universität Leipzig.

Kurfürst Friedrich der Sanftmütige 1428—1464 58
Burggrafschaft Meißen kommt an das Wettinsche Kurhaus. Bruderkrieg. Prinzenraub. Bede und Ziese. Die Städte. Anteil an den Beratungen.

Kurfürst Ernst 1464—1486 62
Teilung vom 26. August 1485. Ernestinische und Albertinische Linie.

Seite

Herzog Albrecht der Beherzte 1485—1500 63
Herzog Heinrich, „erblicher Gubernator" von Friesland. Verwaltung. Rechtsprechung. Münzwesen. Herzogin Sidonie.

Kürfürst Friedrich der Weise (Ernestiner) 1486—1525 65

Kurfürst Johann der Beständige (Ernestiner) 1525—1532 68

Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige (Ernestiner) 1532—1547 70
Martin Luther. Karl V. Melanchthon. Reformation. Schmalkaldischer Bund. Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547. Die Kurwürde kommt an die Albertiner.

Herzog Georg der Bärtige (Albertiner) 1500—1539 72
Augsburger Interim. Reform von oben erwünscht. Schloß zu Dresden. Papst Leo X.

Herzog Heinrich der Fromme (Albertiner) 1539—1541 77
Luthers Lehre eingeführt.

Herzog und Kurfürst Moritz (Albertiner) 1541—1553 78
Kurwürde an die Albertinische Linie 1547. Fürstenschulen. Schlacht bei Sieversshausen.

Kulturgeschichtliches III. Zeitraum rund 1400 bis rund 1550 . . . 85
Erzmarschall-Würde. Plattenrüstung. Schnabelschuhe. Orden. Landsknechtswesen und Landsknechtstracht. Bauernkrieg. Zwerge und Narren.

Politisch-Geschichtliches IV. Zeitraum 1553 bis 1694 95

Kurfürst August 1553—1586 95
Vater August. Mutter Anna. Unverfälschte Augsburger Konfession. Kalvinismus und Kryptokalvinismus. Exorcismus. Ober-Steuer-Kollegium. Ober-Apellationsgericht. Geheimratskollegium.

Kurfürst Christian I. 1586—1591 98
Kanzler Crell.

Kurfürst Christian II. 1591—1611 100
Beziehungen zu Brandenburg und Österreich. Jülich-Kleve-Berg. Schiffer Zeibig aus Söbrigen.

Kurfürst Johann Georg I. 1611—1656 102
Der große Religionskrieg. Gustav Adolf. Die Schweden nach ihres Königs Tode. Jagdliebhaberei. Schreckniſſe und Folgen des dreißigjährigen Krieges. Anfänge des stehenden Heeres in Sachsen. Kriegsartikel. Meinen Jesum laß ich nicht.

Kurfürst Johann Georg II. 1656—1680. 107
Krönung Kaiser Leopolds. Sächsische Reichshilfe gegen die Türken. Bußtage. Post-Einrichtungen. Vergleich mit Sachsen-Lauenburg.

Kurfürst Johann Georg III. 1680—1691 109
Der sächsische Mars. Schöpfung der noch jetzt bestehenden sächsischen Armee. Belagerung von Wien. Münzkonvention von Zinna.

Kurfürst Johann Georg IV. 1691—1694 112
Kronprinz von Dänemark. Feldmarschall von Schöning. Hannover.

Kulturgeschichtliches IV. Zeitraum rund 1550 bis rund 1700 . . . 113
Kurfürst Moritz. Feldbinde, Partei-Abzeichen. Spanische Tracht. Spitzenkrause. Hut mit Feder. Wallonische Kragen. Gliederung der Beinbekleidung. Reiterstiefel. Karakolieren. Faveurs. Mähnenartiges Haupthaar Vorläufer der Perücke. Einfluß Ludwig XIV. à la mode. Allonge-Perücke.

Seite

Politisch-Geschichtliches V. Zeitraum 1694 bis 1827 127

Kurfürst Friedrich August I. 1694—1733. König von Polen . . 127
Sächsischer Herkules. Prachtentfaltung. Erlangung des polnischen Königsthrones. Der nordische Krieg. Patkull. Karl XII. Peter der Große. Böttger. Porzellan.

Kurfürst Friedrich August II. 1733—1763. König von Polen . . 135
Graf Brühl. Die Friedericianischen Kriege. Kapitulation am Lilienstein.

Kurfürst Friedrich Christian 1763, 5. Oktober bis 17. Dezember . . 140
Reformen und Besserungen. Graf Wackerbarth.

Kurfürst Friedrich August 1763—1806. Als König Friedrich August I. der Gerechte 1806—1827 142
Der bayrische Erbfolgekrieg. Friedrich II. von Preußen. Französische Revolution. Die Napoleonischen Kriege. Jena 1806. Rheinbund. Königreich. Politik des ehrlichen Mannes. Wiener Kongreß. Abtrennung der Provinz Sachsen. Tod des Königs 1827.

Kulturgeschichtliches V. Zeitraum rund 1700 bis 1800 155
Allonge-Perücke. Stutz-Perücke. Beutel-Perücke. Zopf. Gamaschenwesen. Der Sonntagsrock des Bauern wird zum Soldatenrocke und Hofkleidungsstück. Eskarpins. Frack.

Politisch-Geschichtliches VI. Zeitraum 1827 bis Gegenwart 167

König Anton der Gütige 1827—1836 167
Ausläufer der französischen Julirevolution 1830. Prinz Friedrich August Mitregent. Erteilung der Konstitution 4. September 1831.

König Friedrich August II. 1836—1854 171
Sächsische Reichshilfe in Schleswig-Holstein. Frankfurter Parlament. Revolution von 1849. Mai-Aufstand. König Friedrich August verunglückt auf einer Reise in Tirol.

König Johann 1854—1873 175
Gelehrsamkeit des Königs. Politische Spannungen. Feldzug in Böhmen 1866. Königgrätz. Friede zu Nikolsburg. Sachsens Eintritt in den Norddeutschen Bund. „Mit derselben Treue wie ich zu dem alten Bunde gehalten, werde ich zu dem neuen stehen." Feldzug in Frankreich 1870/71. Anteilnahme der Sachsen. Kronprinz Albert Feldmarschall. Deutsches Kaisertum. Föderalismus.

König Albert 1873—1902 187
Gewerbliche Fortschritte. Innere Zustände. Königin Carola. Tod des Königs.

König Georg. Regierungsantritt am 19. Juni 1902 202
Namen der Vertreter einiger der hervorragendsten Staatsämter. Die Königliche Familie.

Kulturgeschichtliches VI. Zeitraum rund 1800 bis zur Gegenwart . . 211
Neuere Bekleidungsart. Rückblicke auf einzelne Waffentaten der sächsischen Armee und einzelner ihrer Angehörigen. Wehrstand. Lehrstand. Nährstand. Gleicher Wert aller Berufsstände. Einzelne Vertreter derselben, welche auf dem Wandgemälde angebracht sind. Der Schöpfer des letzteren, Professor Walther.

Hierzu 2 Anlagen.

Wie ein geschickt angelegtes und mit Liebe wie mit Verständnis geführtes Stammbuch gar vielerei bietet und erzählt — Namen und Erinnerungen dem Gedächtnisse auffrischend —, so tut dies in ähnlicher Weise, nicht aber auf Papier und Pergament, sondern auf Stein und Mörtel, das Sgraffitogemälde des Fürstenzuges an der Schloßwand zu Dresden.

Diese eigenartige Zusammenstellung von Personen, Daten und Wappen kann mit Recht als eine gleichermaßen künstlerische wie historische, nicht zuletzt aber als eine von hohem Idealismus getragene, patriotische Darstellung bezeichnet und gerühmt werden. In seiner Geschlossenheit und Einheit ist der, so vieles bietende, Fries unzweifelhaft wert, wenn auch immer unter demselben Gesichtswinkel, nämlich dem der Vaterlandsliebe, doch von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden. Er bietet dem Sehenden, der nicht nur hinblickt, sondern wirklich anschaut, genügenden Stoff des Interessanten, Wissenswerten und Unterhaltenden.

Zum ersten — um mit der Praxis des gegenwärtig pulsierenden Lebens, infolgedessen aber mit dem zuerst ins Auge springenden äußeren Zwecke des Objektes zu beginnen — bedeutet jener Fries eine besonders schöne Zierde und kunstvolle Ausschmückung, auf deren Vorhandensein die Stadt mit Recht stolz sein kann, die diesen „steinernen Bilderbogen" enthält: Dresden.

Zum zweiten ist die Herstellungsart, das Technische des Kunstwerkes, so interessant, daß es die volle Aufmerksamkeit und Würdigung auf sich zu ziehen, voll berechtigt ist.

Zum dritten (vom Standpunkte der Ethik und des Idealismus, sowie des historischen Sinnes aus) ist das Vorhandensein dieses Wandgemäldes, was seinen Stoff anlangt, ein deutliches und ein erfreuliches Zeichen der Tatsache, daß wahre Liebe und gegenseitige Treue Sachsens Fürstenhaus und Sachsens Volk umschlingt. Das hier in greifbarer Gestalt zur Verwirklichung gekommene Bedürfnis der getreuen Untertanen, die Gestalten ihrer Fürsten und deren Begleiter von den frühesten Zeiten an vor Augen

haben zu können, ist wahrlich geeignet, in den weitesten Kreisen vorbildlich zu wirken und zu sinngemäßer Nacheiferung in allen monarchischen Ländern — in allen Ländern mit großen Erinnerungen — aufzufordern.

Zum vierten führen uns die Bilder des Fürstenzuges in das Trachtenwesen der jeweiligen Zeitperioden ein. Sehr erfreulicherweise und wie es von einem wirklich durchdachten historischen Denkmale nicht anders zu erwarten steht, sind nämlich alle Figuren mit ihren Details streng im Charakter ihrer Zeit gehalten, so daß — wenn auch des verfügbar gewesenen Raumes wegen in verhältnismäßig beschränktem Maße — ein gut Teil Kostümkunde von jenem Wandgemälde abgelesen werden kann.

Endlich hat auch die Heraldik einen Platz erhalten; da die Wappen der einzelnen Grafschaften und Gebietsteile, aus denen das Gesamt-Fürstentum der Wettiner sich zusammensetzt und teilweise noch besteht, ebensowohl wie die Wappen der adeligen Lehensleute und Vasallen, zur Blasonierung auffordern und gekannt sein wollen.

Das Betrachten der auf dem Sgraffito-Fries zur Erscheinung gelangenden Haupt- und Nebenfiguren sowie ihren Beiwerkes — eine richtige und wirksame Unterstützung des leiblichen Auges, welches Greifbares sieht, durch das geistige Auge, dem sich die Geschichte jener Gestalten offenbart — dient ebensowohl dem Patriotismus und dem Kunstsinn, wie dem historischen Gefühle überhaupt, zur Stärkung und Unterstützung. Dieser Gedanke möge aufgegriffen sein und festgehalten werden; er übernehme die Rolle des „roten Fadens".

Er möge zur Stärkung der Vaterlandsliebe das Seinige beitragen; in einer Zeit, wo gewissenlose Hetzer dieses schöne Gefühl aus den Herzen ihrer Landsleute heraus zu reißen bestrebt sind und Gleichgültigkeit gegen die Geschichte der Väter, vereint mit allgemeiner Unzufriedenheit und Gottentfremdung, als Zersetzungsmittel benutzen wollen. Demgegenüber kann nicht genug die Wichtigkeit der Schulung historischen Sinnes betont werden, der mit der Liebe zur engeren wie zur weiteren und zum „Volke der Heimat" erweiterten Familie auf engste verbunden ist. Dem Volke muß nicht nur die Religion im engeren Sinne erhalten werden, sondern auch alles was aus Wahrung derselben an geistigen Gütern, ihren Segen in sich tragend, hervorgeht; insbesondere also auch Vaterlandsliebe und Königstreue. Von diesem grundlegenden Gedanken beseelt, legt der Verfasser in ehrlicher Absicht seinen Volksgenossen die vorliegende Schrift ans Herz, welche aus der Beschäftigung mit eben diesem Gedanken entstanden ist. Tief beschämenderweise — aber freilich nicht ohne Unrecht — konnte der, jetzt an der Spitze der Kommission für sächsische Geschichte stehende Geheime Archivrat Ermisch (im Januar 1901) aussprechen, daß es ihm, als er vor 25 Jahren von Preußen nach Sachsen übersiedelte, aufgefallen sei, in wie verhältnismäßig geringem Grade hier der Sinn für die Geschichte des eigenen Landes und Volkes entwickelt sei. Erfreulich ist es, daß im allgemeinen das Interesse an der eigenen Vergangenheit gewachsen ist, mit der die Gegenwart durch

tausendfache Fäden inniger Beziehungen zusammenhängt. Ganz erspart werden aber kann auch heute jener Vorwurf unserem Volk und denen nicht, denen es obläge, den Sinn für vaterländische Geschichte mehr zu fördern und zu pflegen. Insbesondere dann aber werden die angeführten Worte zum Kassandra-Rufe, wenn selbst der Wunsch fehlt, so zu handeln, daß ihnen die Berechtigung genommen werden könnte. „Während in Preußen", sagt Geheimrat Ermisch weiter, „höhere und niedere Schulen dafür sorgen, daß jeder wenigstens einen ungefähren Begriff von der Geschichte des Staates, dem er angehört, und seines Herrscherhauses ins Leben mitnimmt, vermißt man bei uns sogar bei hochgebildeten nicht selten selbst die allgemeinsten Kenntnisse der Geschichte Sachsens, ja auch den Wunsch, sie sich anzueignen."

Weit genug verbreitet und genügend gefestigt — besonders auch an Stellen, die man eigentlich als Hort und Ausgangspunkt solch vaterländischer Ideen ansehen sollte — sind diese Ansichten immer noch nicht. Und doch zeigt uns die Geschichte unseres engeren Vaterlandes so bedeutende Persönlichkeiten und herrliche Taten; ist dieselbe so reich an Beispielen von Heldengröße und treuer Pflichterfüllung, von Aufopferung im kleinen wie im großen, von blendender wie wärmender Gelehrsamkeit und Kunst, von wahrer Religiosität; ist sie reich an Vorbildern für das lebende Geschlecht, für Enkel und Enkelkinder.

Es dürfte daher für die Liebe zur heimischen Geschichte, welche mit derjenigen des angestammten Fürstenhauses eng verbunden ist, nicht ohne Nutzen sein, wenn der oben berührte „Gedanke bei Betrachtung des Fürstenzuges" von vielen — von allen — geteilt würde, und man an der Hand der Bearbeitung dieses Gedankens, die allgemeinste Kenntnis von Fürstenstamm, Volk und Land in sich aufnehmen wollte, welche aus der stummen Sprache gehört werden kann, die jene Gestalten zum Beschauer reden.

Heimatkunde, Vaterlandslehre kann nicht genugsam jedem ans Herz gelegt werden. Liebe zur Heimat, Treue zum Vaterland wird mächtig dadurch gefördert. Das Wort Otto Kaemmels, des großen Historikers, wird von einem jeden dann um so mehr verstanden und beherzigt werden, daß das höchste irdische Gut des gebildeten Mannes das Vaterland ist, und daß der Staat nichts Geringeres sei, als die notwendige Folgerung aus der sittlichen Natur des Menschen, das rechtlich zur selbständig wollenden Persönlichkeit geeinte Volk. Keine Herde aber, selbst der intelligentesten Teilnehmer, ohne Hirten. Wohl also dem Volke, dessen Fürsten edel sind, die das gemeinsame Vaterland mit gleicher Treue lieben wie ihre Untertanen, für deren Heil sie besorgt sind, mit denen das Band gegenseitigen Vertrauens sie verbindet, die leben und sterben für das Vaterland.

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen:
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Diese begeisterten und begeisternden Worte Schillers gelten für Regierende wie für Regierte. Wer kennt sie nicht? O, möge jeder, jeder sie

beherzigen! Ja, in der Heimatliebe liegt die Wurzel der Kraft eines jeden Volksstammes. Wie aus der väterlichen Scholle das ihrem Boden anvertraute Weizenkorn in tausendfacher Gestalt entsprießt, um leibliche Nahrung zu geben, so wächst aus ihr und der Liebe zu ihr, jene ethische, geistige Nahrung, ohne welche die Völker moralisch verkommen müßten. Und wie jede Liebe, vertieft sich auch diese Liebe durch immer genaueres Kennenlernen des zu liebenden Gegenstandes.

Nicht nur auf die engere Familie der eigenen Sippe und der Geschlechtsvettern, nein, auch auf die erweiterte Familie der Volksgenossen und Stammesangehörigen bezieht sich das Goethesche Wort:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält; und still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht."

So stehen unsere beiden großen deutschen Dichterfürsten mit ihren edlen Worten und treffenden Aussprüchen gewissermaßen an der Wiege der vorliegenden patriotischen Darbietung, welche in ihrer Einfachheit — nur getragen von glühender Liebe zu König und Vaterland — derjenigen Paten entratet, welche in der Jetztzeit so häufig für das Gedeihen eines Kindes, selbst der prosaischsten Muse, als unumgänglich nötig erachtet werden: Sensation und Reklame, Geschrei und Aufsehen.

Entstehung des Sgraffito-Frieses.

Eine der poetischsten, vom Hauche mittelalterlich-ritterlicher Vergangenheit durchweheter Punkte — ja, man könnte, seiner verhältnismäßigen Kleinheit und relativen Abgelegenheit vom großen Verkehre wegen, beinahe sagen „Winkel" in Sachsens schöner Hauptstadt Dresden ist unstreitig die alte „Stechbahn", eine Zeit lang „Jagdhof", jetzt „Stallhof" genannt.

Von dichtem, grün, braun und rot schimmerdem wilden Wein wie von treu rankendem Efeu gleich ehrwürdigen Alters besponnen und überwuchert, lugen die graugewordenen Giebelfassaden des alten Fürstenbaues — jetzt teilweise neu wieder hergestellt, wo sie verfallen waren — hervor, und blicken auf eine friedvoll eingeschlossene Umgebung, die malerischer und „feudaler" kaum gedacht werden könnte.

Zwar ist der kleine eingemauerte Teich, der in alten Zeiten zur Roßtränke und dann zum Wagenwaschen diente, jetzt leider eingetrocknet; und

Die alte „Stechbahn“, jetzt „Stallhof“ des Königlichen Schlosses.

die gurrenden Täublein, die hausschützenden Schwalben wie die vereinzelten Finken und das Heer der frechen Sperlinge samt den vom nahen Turme herunterflatternden krächzenden Dohlen haben sich einen anderen Platz zu ihren Zwecken aussuchen müssen. Aber weder diese Einbuße an Überschuß von Poesie, noch das durch Anbringung elektrischer Bogenlampen stark hervortretende Motiv der raschlebigen Neuzeit sind ernstlich im stande, jenem Orte den Nimbus des Märchenhaften ganz zu nehmen. Und wenn der königliche Weidmann, Albert, der vielgeliebte Monarch — heimkehrend von den luftigen Höhen der, Rehwild und stattliche Hirsche, Birkhahn und Auerhahn bergenden sächsischen Schweiz, aus dem Dunkel der Forsten, in denen noch immer Eber, Sauen und Füchse hausen, wie von den heiterlachenden an Hühnern wie Fasanen reichen Fluren seines Jagdgebietes — unter Hörnerschall durch das „Jagdtor" einfuhr und unseres jetzigen Königs Georg Majestät, auch in dieser Hinsicht seinem teuren verewigten königlichen Bruder gleich, dies noch jetzt tut, um die auf den Steinplatten jenes Hofes ausgebreitet liegende „Strecke" zu besichtigen; wenn greller Fackelschein, die grünen Röcke der Jägerei streifend und an den „Brüchen" der vornehmen Gäste, an Buchen- wie Eichenblatt, Tannen- wie Fichtenreis hin und her hüpfend, tiefdunkle Schlagschatten geheimnisvoll hervorbringt, der „ausgehauene" Rittersmann aber (gewissermaßen als steinerner Gast) vom Gemäuer des ehemaligen Reitsaales stumm von seiner Höhe herunterblickt, und die Nachtluft Wiehern und Stampfen hinüberträgt — dann kommt es wie ein Traum von vergangenen Zeiten, die voll gewesen sind an Pracht und Herrlichkeit, an Trauer und Wehmut, voll aber auch bei Leid und Freud an Treue von Fürst und Mann, über Schloß und Hof.

Ja, gewiß. Könnten die Steine reden, Eisen und Kupfer den Mund öffnen, die Blätter des Eppich flüsternd dem Winde und den Menschen anvertrauen, was ihnen ihre Eltern und Voreltern zugeraunt haben, so würde man gerade an diesem Orte gar manches zu hören bekommen, was mit der Absicht nachstehender Darlegungen in innerster Wechselbeziehung steht.

Wie der Name Stechbahn und Stechhof besagt, wurden hier ehemals die am herzoglichen, später kurfürstlichen Hofe zur Schau gelangenden Turniere und ritterlichen Übungen, Ringstechen und Karussellreiten, abgehalten. Darstellungen von Turnierscenen befinden sich unter der bildnerischen Ausschmückung, mit welcher die im Obergeschoß des ehemaligen „langen Ganges" untergebrachte Gewehrgalerie ausgestattet ist. An den beiden, mit kunstreichen Reliefs kriegerischer Embleme meisterhaft verzierten Bronzesäulen aber, welche 1588 in diesem Hofe aufgestellt wurden, sind noch heute die Vorrichtungen zu erkennen, an denen die eisernen Arme angebracht werden konnten, welche die hängenden Ringlein hielten. Auch Tierkämpfe verschiedener Art fanden innerhalb dieses, hierzu vortrefflich geeigneten, zwingerartigen Ortes statt, von dessen Innengalerien aus Damen und Herren den Vorgängen zuschauten. An demjenigen Stücke der nach der alten Schloßkanzlei gelegenen Mauer, welches ein Teil der ältesten Stadtmauer Dresdens

ist, befindet sich in der beträchtlichen Höhe von ziemlich fünf Metern ein lebensgroßer Ochsenkopf, in Metall getrieben, der den Punkt bezeichnen soll, bis zu welchem seinerzeit ein von Hunden gehetzter und wütend gemachter Stier in die Höhe gesprungen ist. Kurz erwähnt möge hierbei werden, daß jene einst offenen, auf 22 toskanischen Säulen ruhenden Galerien durch Vermauern zu den Räumlichkeiten umgestaltet worden sind, welche seit 1730, in Form von langen Gängen, zur Aufnahme der wertvollen Königlichen Gewehrsammlung dienen. Die von verschiedenen Einzelteilen des großen Schloßgebäudes gebildeten Innenmauern des Stechhofes, einschließlich der besagten Galerien, hatten schon frühzeitig bildnerischen Schmuck erhalten, dessen Motive hauptsächlich der Mythologie und der symbolisierenden Heraldik entlehnt waren. In erweiterter Gestalt dehnte sich dann diese Wandausschmückung auch auf die Außenmauern aus. Die in langer Reihe einander folgenden Taten des Herkules führten den Beschauer mitten hinein in das antike Heidentum und dessen Götterwelt. — Indessen hielten die bunten Fresken den Angriffen der Witterung nicht stand, und so kam es, daß auch jene langgestreckte Mauer, den kurfürstlichen Klepperställen gegenüber (an deren Statt im 18. Jahrhundert Graf Brühl sein Palais hatte errichten lassen, welches er mit einem kunstreichen Garten auf der Elbfront der Festungswerke — der Brühlschen Terrasse — verband), weit über ein Menschenalter hinaus in einem kahlen Zustande der Öde und Leere sich befunden hat.

Juno und Minerva (oder, wie manche sagen, die allegorischen Statuen von Wissenschaft und Wachsamkeit), welche in Stein gehauen am Hauptportale jenes herrlichen Rokokobaues Wache hielten, welches man jetzt niedergerissen hat,[1]) um an seiner Stelle ein neues Ständehaus zu errichten, mögen oft verlangend nach einem bildnerischen Schmucke ausgeschaut haben, zu dem jene Längsfläche ihnen gegenüber in so hohem Maße geeignet ist.

---

[1]) Dieser, vom Grafen Brühl durch den Baumeister Knöffel in den Jahren 1737 bis 1750 errichtete Palast, welcher in architektonischer wie allgemein künstlerischer Beziehung eines der schönsten Muster des Rokoko war, barg hierauf bezüglich schier unermeßliche Schätze. Weitberühmt, ja man kann wohl sagen weltberühmt, waren insonderheit die Freskomalereien des genialen Franzosen Louis Sylvestre. Aus diesem Grunde ist unter Leitung des Professors Donadini das besonders schöne Deckengemälde des einen Paradesaales mit Vorsicht und unendlicher Mühe abgenommen worden, um in gleicher Weise in der zu errichtenden Aula der staatlichen Kunstgewerbeschule wieder angebracht zu werden, als welche dieser ganze dorthin überzuführende Saal — ein Kunstwerk ersten Ranges — neu erstehen soll. Auch die Sandsteinfiguren des genialen Barockmeisters Lorenzo Matielli, des Schöpfers der berühmten achtzig Statuen der katholischen Hofkirche sowie des in seiner Schönheit unerreichbar dastehenden Neptunbrunnens, einige kostbare Holzschnitzereien von Teibl und die Mehrzahl der außerhalb wie innerhalb jenes Palais angebracht gewesenen kunstvollen Eisengitter und Bronzearbeiten sind glücklicherweise in erhaltende Aufbewahrung genommen worden. Nichtsdestoweniger ist das Verschwinden des Brühlschen Palais von der Erdoberfläche nur zu geeignet, aufrichtiges Bedauern des Vaterlandsfreundes wie des Kunstfreundes darüber zu erwecken, daß ein Denkmal alter Zeiten und alter Stile nach dem anderen den Ansprüchen der Neuzeit zum Opfer fällt. Wie man beim bloßen Hören

Dasselbe Gefühl, von welchem die steinernen Herzen der Göttinnen bewegt wurden, beschlich auch die in Fleisch und Bein an der Schloßwand vorüber wandelnden Sterblichen; es ward mit der Zeit zu einem immer regeren, zu einem allgemeinen. Wunsch und Meinung, daß etwas geschehen möge, war zur vox populi, zur Volksstimme geworden. Das Wie und das Was der Ausführung erwies sich indessen lange als ein großes Hemmnis. Man beriet hin und her und kam in der Hauptsache immer wieder zu dem Resultat, daß der alte Erfahrungssatz richtig sei: „Es ist schwer, verschiedene Menschen unter Einen Hut zu bringen; verschiedene künstlerische Ansichten aber zu vereinen, ist noch weit schwieriger."

Merkwürdiger, beinahe providentieller Zufall! — Der Beginn des so Großes in seinem Schoße bergenden Jahres 1870, welches in seinem Verlaufe die verschiedenen deutschen Stämme unter Einem Hute — der Kaiserkrone — einte, brachte auch hier Einigung unter Künstlern und Kommission. Noch im selben Jahre konnte alles zur Ausführung eines von allen gebilligten Planes in Vorbereitung genommen werden. König Johanns

---

der Namen Nürnberg oder Rothenburg sich im Geiste in die Mitte altdeutscher Städte-Architektur hinein versetzt fühlt, wie Versailles und Moskau, Danzig und Lübeck ganz besonders ausgesprochene Typen besonderer Bauweisen sind, so war Dresden bekannt und berühmt als die Stadt des Barock und des Rokoko. Leider hört das jetzt auf. Selbst wenn zwingende Gründe unbedingter Notwendigkeit praktischer Bedürfnisse die Triebfedern des Nivellierens und Modernisierens sind, ist, vom Standpunkte des Gemütes aus, beides zu bedauern, ohne indessen etwa daraus zu resultieren, daß den in der Person des unstreitig sehr verdienstvollen Herrn Oberbürgermeister Beutler verkörperten Anschauungen der Neuzeit die Berechtigung abgesprochen werden solle. Im Gegenteil muß anerkannt werden, daß Bürgermeister und Rat nach Kräften bemüht sind, Dresden zu verschönern. Für zahlreiche moderne Menschen, die das alte „überwunden" haben, hat anderseits das Aufhören aller und jeder Sonderheiten, sei es auf ethischem oder materiellem, sozialem, künstlerischem oder politischem Gebiete, ja sei es auf dem der Natur, etwas Berauschendes. Den Bestrebungen und Ideen dieser Menschen leisten die Umwandlungen der Städtebilder nach neuzeitlichen Mustern gewaltigen Vorschub, weil sie die Eigenarten verwischen. Aufschwung und Erweiterung der Stadt in allen Ehren — so ist es dennoch Tatsache, daß in den letzten Jahren gar stark unter den Barock- und Rokokobauten Dresdens aufgeräumt worden ist. Der dringende Wunsch dürfte daher nicht ungerechtfertigt sein, dieser Bewegung — wenn anders es sich mit den etwa obwaltenden höheren Interessen verträgt — Einhalt zu tun. Noch steht das Kurländer Palais, noch ist dem Coselschen nicht das Todesurteil gesprochen. Möchten diese beiden Perlen der Baudenkmäler Dresdens erhalten bleiben, für welche Hofrat Gurlitt ein so warmes Herz hat. Auf die Gefahr hin, der Abschweifung geziehen zu werden, kann Schreiber dieser Zeilen nicht umhin, mit dem von ihm in Bezug auf Bauten Gesagten eine Äußerung des „Vereins für Geschichte Dresdens" in Parallele zu stellen, welche einer Sammlung alter Ansichten besonders landschaftlichen Charakters als Vorwort dient: „ . . . Diese Bilder mögen vor Augen führen, mit welchem Opfer an Naturschönheiten unsere Stadt den industriellen Aufschwung der letzten Jahrzehnte erkauft hat. Gewiß haben viele Zerstörungen am Landschaftsbilde nur der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt gedient und dürfen nicht beklagt werden; aber wenn ohne Not die Felsgruppen am Plauenschen Grunde durch Steinbrüche verwüstet, wenn die herrlichen Loschwitzer Elbgelände durch unförmliche Eisengerüste entstellt werden" usw. usw.

„Königliche Gedanken", die so oft und so vielfach dem treuen Sachsenvolke zum Segen gereicht haben, waren auch hier ausschlaggebend gewesen.

Ein Figuren-Cyklus zusammenhängender Art und von patriotischem Gepräge sollte jener Wandfläche anvertraut werden. Nicht aber ein von Hochmut und Übermut diktierter Triumphzug etwa, ähnlich denen auf altrömischen Siegessäulen, welche (daselbst in Spiralen gewunden) die Niederwerfung feindlicher Volksstämme vor Augen führen und zur Demütigung der letzteren beitragen sollten; sondern ein Zug, von deutschem Empfinden eingegeben, von sächsischer Treue diktiert. Die Darstellung eines Zuges war geplant, ähnlich demjenigen Werke Albrecht Dürers, welches unter dem Namen „Der Zug Kaiser Maximilians" bekannt ist. Was aber konnte an einer, zum sächsischen Königsschlosse gehörenden Mauer, an einer von Fremden wie Einheimischen gleich stark frequentierten Stelle der schönen Sachsenhauptstadt Passenderes angebracht werden, als eine Darstellung, die sich an die Geschichte des Hauses Wettin anlehnt, und aus welcher die Treue, Liebe und Verehrung des Volkes für dies, sein angestammtes Herrscherhaus spricht?

Im Historienmaler W. A. Walther (der inzwischen außer anderen Auszeichnungen auch den Titel Professor erhalten hat) war ein im Figurenfache ganz besonders tüchtiger Künstler gefunden worden, dem man die ganze Sache vertrauensvoll in die Hände legen konnte. Was die Ausführungsart des Kunstwerkes betrifft, so wurde die von Walther vorgeschlagene Manier al sgraffito mit Freuden als schön, originell und zweckdienlich begrüßt. Der Archäolog und Kunsthistoriker Professor Freiherr von Weißenbach gab alle diejenigen Winke und Ratschläge, die dazu erforderlich sind, einem künstlerischen Gemälde durch historische Treue, auch der Einzelheiten, die Weihe einer Anerkennung der Geschichtsforschung sowie den Stempel des Urkundenwertes aufzudrücken.

Hoch zu Roß ziehen die naturgetreuen Gestalten der Fürsten Wettinschen Stammes, von Konrad dem Großen beginnend, als Markgrafen von Meißen und der Lausitz, Herzöge zu Thüringen und zu Sachsen, wie dann als Kurfürsten und Könige, am Blicke des Beschauers vorüber. Spielleute und Bannerträger, einem Herold folgend, eröffnen den Zug; Vertreter der Vasallenschaft, der ritterlichen Lehensleute, schreiten begleitend neben den Fürstlichkeiten einher. Den Darstellungen der letzteren sind, nicht ohne große Mühe seitens des ausführenden Künstlers, mit höchst dankenswerter Unterstützung der betreffenden Ressortbeamten im Hofmarschallamt, Bibliothek und Archiv, die besten und ähnlichsten Porträts zu Grunde gelegt; während die Personen der Begleitung zumeist die Züge noch lebender Vertreter der jeweiligen Adelsfamilien zeigen. Rüstkammer, Gemäldegalerie und historisches Museum, sowie die hervorragendsten Werke über Trachtenwesen dienten für die „Kleider" als Unterlage, welche bekanntlich „Leute" machen, waren maßgebend für Zeichnung und Anbringungsart von Ausrüstungsstücken und jener Menge „Kleinigkeiten", die, wenn sie richtig dargestellt sind, beinahe

Außenseite des „Stallhofes“ mit dem Fürstenzug.

gar nicht wesentlich bemerkt, oder doch wenigstens nicht auf die Schwierigkeit ihrer Feststellung hin, beachtet und anerkannt werden; wenn sie indessen falsch oder nicht ganz und gar richtig sind, plötzlich einen Kapitalwert haben und einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören.

Gewissermaßen als Prolog aber steht folgender Spruch am Anfange der Darstellung:

„Ein Fürstenstamm, deß Heldenlauf
Reicht bis zu unsren Tagen;
In grauer Vorzeit ging er auf,
Mit unsres Volkes Sagen."

Um dem Wandgemälde einen passenden stimmungsvollen Untergrund zu geben, ist — im Stile der Renaissance-Architektur des Königl. Schlosses gehalten — die Mauer mit einem auf ihrer ganzen Länge ausgespannt erscheinenden Teppich bemalt worden, der einen integrierenden Bestandteil des ganzen Frieses bildet. Voll edelster Wirkung heben sich die figürlichen Darstellungen, welche den eigentlichen Fürstenzug bilden, von jenem Teppich ab; dessen untere Borde ein fünf Meter hoher Sandsteinsockel vom Fußsteige trennt.

Ausgeführt ist das Ganze, wie schon kurz erwähnt worden, in Kratz-Manier; von den Italienern, die diese Art der Zeichnung im 15. Jahrhundert zuerst aufbrachten, allo sgraffito genannt, herrührend von dem Worte sgraffiare, das heißt kratzen oder schaben. Nicht nur ist die künstlerische Wirkung eines auf solche Art hergestellten Gemäldes eine hervorragend schöne und originelle, sondern, wenn die vorbereitenden Grundierungsarbeiten sorgsam ausgeführt worden sind, hält das Kunstwerk auch jeder Witterung stand. Außerdem ist die Technik eine sehr interessante. Freilich muß die Hand des Künstlers *sehr* sicher sein, denn ein Übermalen oder Wegwischen irgend welchen Fehlers ist hier nicht möglich. Die zu dekorierende Wandfläche wird vorerst mit einer schwarzen Masse, bestehend aus einer Mischung von Kalk, Zement und fein gemahlenen Schlacken, gleichmäßig bedeckt. Während jener dunkle Putz noch feucht ist, kommt auf denselben eine hellfarbige, besonders präparierte Kalkschicht, welche sich, dank ihrer chemischen Bestandteile, mit der unteren fest und dauernd zu einem Ganzen verbindet und nicht abblättern darf. Auch die eigentliche Grundlage für das Ganze, die betreffende Steinmauer selbst, ist in dieser innigen Verbindung inbegriffen. Mit der Wahl einer gelblich gefärbten Oberschicht hat man gerade hier, für Dresden, einen sehr glücklichen Griff getan. Denn jenes helle Erbsengelb gleicht völlig dem Tone des Sandsteines von Pirna und Postelwitz, welcher zu den Roh-Fassaden der hervorragenderen Bauwerke in und um Dresden hauptsächlich benutzt wird. Mit einem spitzen und scharfen Eiseninstrument werden die Linien, Striche und Schraffierungen der Zeichnung in die Oberschicht geritzt, und der Eindruck des Bildes ist vollkommen der einer Ausführung in schwarzer Kreide.

Fünf Jahre angestrengtester Tätigkeit brauchte der Künstler, um seine vortreffliche Kartons auf die Wandfläche zu übertragen. Die Übernahmen erfolgte am 21. Juli 1876 in Vertretung des abwesenden Königs Albert Majestät durch den damaligen Prinzen Georg, Königl. Hoheit. Ganz Sachsen erfreute sich der Fertigstellung, wenn auch des Landes Hauptstadt naturgemäß den direktesten Vorteil von jenem Gemälde hat. Trotzdem jährlich Tausende vor demselben stehen bleiben oder seine Reize im Vorübergehen auf sich wirken lassen, so muß doch beklagt werden — und im Interesse des sächsischen Patriotismus beklagt werden — daß eine noch ungleich größere Zahl von Tausenden treuer Landeskinder wegen der Entfernung ihrer Heimatsorte von der Residenz keine oder nur eine höchst oberflächliche Kenntnis des „Fürstenzuges" und seiner Bedeutung haben. Die Hofkunsthandlung von Gutbier hat zwar gleich im Jahre der Entstehung desselben Abbildungen erscheinen lassen und Adolf Stern hatte den einzelnen Figuren kurze biographische Notizen beigegeben. Indessen bezogen sich letztere im allgemeinen nur auf Lebens- und Regierungsdauer der betreffenden Herrscher, ohne auf die weitere Geschichte oder irgend welche Wechselbeziehungen einzugehen. Der ethische und moralische Wert jenes Wandgemäldes wird und kann niemals untergehen; auf das aufmerksam zu machen, was er bietet, ist der Zweck dieser Arbeit. Wohl aber hat leider die chemische Beschaffenheit des Materials den an sie gestellten Anforderungen nicht vollkommen entsprochen, so daß die unbegrenzte Haltbarkeit des Frieses selbst in Frage gestellt ist. Loyalerweise hat der Landtag eine Summe bewilligt, um die Konservierung jenes „einzig dastehenden" Kunstwerkes zu ermöglichen. In Anlehnung an die Vorschläge eines Düsseldorfer Künstlers wird jetzt von den Malern Schultz und Hausmann am Reparieren des Wandgemäldes gearbeitet, auf welchem da und dort einige Risse sich bemerkbar zu machen drohen, während eventuell für später eine Erneuerung mit Keimscher Kaseïn-Farbe in Aussicht genommen werden soll.

Als ein Zeichen dafür, welch hoher Wert dem in Rede stehenden Fürstenzuge als Sinnbild und Sammelpunkt sächsischen Vaterlandssinnes allüberall da beigemessen wird, wo brave Sachsenherzen in treuer deutscher Brust schlagen, kann auch der Umstand reden, daß das Offiziers-Kasino des „zu Straßburg auf der Schanz" im Elsaß garnisonierenden 6. Königl. Sächs. Infanterie-Regiments Nr. 105 als herrlichen Wandschmuck seines Saales den Dresdener Fürstenzug gewählt und denselben, vom Straßburger Maler Nawothnig in Kreidezeichnung übertragen, erhalten hat. Auch in der Ferne also, am Rhein und an den Vogesen, wecken die Gestalten dieser Walthersschen Schöpfung Erinnerungen an Wettin und Sachsen, führen dieselben unter dem hohen Kuppelbau des gemeinsamen Vaterlandes in die Altarnische der engeren Heimat. — Es ist zwar der Ausspruch eines französischen Historikers (Cayon): „Les evênements font les hommes, et les hommes à leur tour font les evênements", in wörtlicher Übersetzung: Die Ereignisse machen die Menschen, und die Menschen ihrerseits

machen die Ereignisse. Aber die Wahrheit dieses Wortes ist so augenscheinlich, daß dasselbe — als von allgemeiner internationaler Geltung — wohl getrost auch an die Spitze deutscher Abhandlungen gestellt werden darf, welche, anknüpfend an Erscheinungen auf dem Bilde, in kurzen Zügen von den Taten der also Verewigten sowie über die Wechselwirkungen berichten wollen, welche zwischen ihnen und den Ereignissen ihrer Zeit bestanden haben. Es seien diese kurzen geschichtlichen Abrisse unter der Bezeichnung Politisch-Geschichtliches hier bei einer jeden Gruppe eingereiht, während sodann die vorkommenden Momente der Kulturgeschichte berücksichtigt werden sollen.

Politisch-Geschichtliches.

I.

Nachdem das, in seinem Bestreben, nach Osten sich auszubreiten, gegen die sorbischen Slaven nicht immer siegreich gewesene Deutschtum unter Kaiser Heinrich seine Herrschaft jenseits der Elbe bis in die Gegend der Pulsnitz befestigt hatte, begründete Heinrich Anno 928 im Gebiete der unterworfenen Daleminzier auf hohem, gegen die Elbe vorspringenden Bergesrücken an der Einmündung der Misna die Burg Misnia oder Meißen. Hierdurch war eins der ersten, zum Schutze der neu festgelegten, über die bisherige hinausgehenden Reichsgrenze oder Mark, notwendigen Bollwerke geschaffen; wie anderseits durch eben dieses weitere Ausdehnen nach Osten die bisher bestandenen, nun rückwärts liegenden Markgrafschaften, ihrem Zwecke nach überflüssig und deshalb allmählich mit der Mark Meißen vereinigt wurden.

Der hier in seinem vorgeschobenen Posten als Reichsfürst eingesetzte, auf Grenzwacht stehende Markgraf hatte ebensowohl die Aufgabe, die ihm unterstellten inländischen Grenzbezirke zu verwalten und zu schützen, als auch die Verpflichtung, nach Möglichkeit jenseits der Grenze Fuß zu fassen und dementsprechend die Grenze des Reiches hinaus zu schieben. Kaiser Otto der Große, dem es in Betätigung seiner, sich selbst vorgeschriebenen Aufgabe, ein *christlicher* deutscher König zu sein, nicht nur darauf ankam, die Marken in politischer Beziehung zu erweitern, sondern mit dieser Erweiterung gleichzeitig das Christentum zu verbreiten, unterstellte das gesamte, bisher den Slaven abgenommene Land in kirchlicher Beziehung dem Erzbistum Magdeburg 968. In den drei Markgrafschaften jenes Gebietes, nämlich Zeitz, Merseburg und Meißen, richtete er die gleichnamigen Bistümer ein. Dasselbe geschah dann auch im nördlicheren Osten, wo Havelberg und Brandenburg — das alte slavische Brennaborch — die gleiche Bedeutung erlangten. Zur Befestigung der Verhältnisse trug unzweifelhaft die Maßnahme bei, daß das so wichtige Reichsamt der Markgrafen bald, und zwar früher als das der Herzöge, innerhalb der Lehensbedingungen, erblich wurde. Die Inhaber jener Ämter waren infolgedessen mehr noch als vielleicht sonst

auf Ordnungschaffen in ihren Territorien bedacht, und mehr noch bestrebt, durch Eroberungen jenseits der Grenze die Marken zu vergrößern, da die eroberten Landesteile, und somit der Machtzuwachs, in erster Linie ihren eigenen Geschlechtern zu gute kam.[2])

Das Verdienst der Wettiner und Askanier, die, wie nachgehends erzählt werden soll, als Grafen der deutschen Grenzmarken einesteils dieselben nach Osten ausgedehnt, anderenteils in zweckmäßiger national-ethischer wie sozial-praktischer Weise ausgebaut und dem Deutschtum nutzbar gemacht haben, darf niemals unterschätzt werden. Diese, in der Hauptsache von ihnen geleitete Germanisierung und Kolonisation des Ostens hat sich in der Folge als eine größere Tat erwiesen als das, an sich so schöne Bestreben der herrlichen Ottonen und Staufen, ein großes deutsch-abendländisches Kaisertum zu gründen. So sehr anerkanntermaßen das Ideale und Zauberhafte, welches dieser, schließlich unausgeführten, weil unausführbaren, Kaiser-Idee zu Grunde lag, im Verlaufe sämtlicher Jahrhunderte dazu gedient hat, die Sehnsucht Germaniens nach einem geeinten Kaisertume wach zu halten, so würde ein solches ohne jene stillen Arbeiten im Osten noch heute nicht haben zu stande kommen können. Heute sind Dresden und Berlin Horte des Deutschtums. Sie wären es nicht ohne das einstige Vorgehen der Wettiner und deren Helfer.

Bis zum Jahre 1047 war die Markgrafenwürde von Meißen in der alten Familie der Ekardinger mehr oder weniger bestimmt erblich gewesen. Nach einer kurzen Zeit des Interregnums, welche auf deren Aussterben gefolgt war und mehrere hervorragende Personen mit jenem Amte bekleidet gesehen hatte, übertrug wahrscheinlich im Jahre 1089 Kaiser Heinrich IV. die Mark Meißen an den zu Eilenburg gesessenen Grafen Heinrich von Wettin, seiner Hauptbesitzung nach Heinrich von Eilenburg genannt.

Die Wiege des erlauchten Hauses Wettin, einer alten Dynastenfamilie des deutschen Uradels — jener echt germanischen Einrichtung, nach welcher die Tüchtigsten des freien Volkes freiwillig von demselben zu dessen Führern gewählt worden, Rang und Ansehen aber in dem Maße in ihren Sippen forterbte, als die Gesinnungen der Vorfahren den Nachkommen erhalten

---

[2]) Schon Karl der Große hatte in seiner Weise und nach den Machtmitteln, die ihm zu Gebote standen, denselben Grundsatz der Ausdehnung und „Mehrung" des Reiches befolgt, den rund einhundert Jahre später Heinrich mit erneueter Offensivkraft wieder aufnahm und der von Otto auch politisch weiter ausgebaut wurde. Was früher die Saale, war nun die Elbe und sollte die Oder werden; hätte die Weichsel sein müssen, wenn Dr. Peters Definition des Begriffes Germanien als das Land zwischen Rhein und Weichsel schon damals zur praktischen Geltung gekommen wäre. Während es aber dem Franken Karl nicht darauf angekommen zu sein scheint, Heiden, die sich nicht entschließen konnten, Tor und Wodan gegen Christum umzutauschen, ums Leben bringen zu lassen, vollzog sich unter seinen Nachfolgern aus dem Hause Sachsen die Missionierung in verhältnismäßig ruhiger Weise, so daß der Historiker Knothe sagen kann: „Die Eroberung der slavischen Länder zwischen Saale und Oder ist zwar durch die Gewalt der Waffen, Christianisierung und Germanisierung derselben, aber durchaus auf friedlichem Wege erfolgt."

blieben — ist zwischen Saale, Wipper und Bode, also ungefähr im Gebiete des Harzgebirges, zu suchen, während die Wurzelfasern dieses rasch zu einem besonders großen und starken Stamme herangewachsenen Geschlechtes sich tief in die Vorzeit hinein verlieren, speziell des germanischen Volksstammes der Sueven oder Schwaben. Als die alte Wanderlust unserer deutschen Vorfahren, durch welche von jeher Reibereien zwischen den einzelnen Stämmen des Gesamtvolkes hervorgerufen wurden und vermöge welcher dieselben den Römern und Galliern als unruhige Nachbarn galten, wieder einmal erwacht gewesen, war der größere Teil der zwischen Saale und Oder angesessenen Sueven nach Süden abgezogen und hatte sich, dem Laufe der Saale bis in deren Quellgebiete folgend, in den Donaugegenden angesiedelt, die noch heute ihren Namen führen. Die in ihrer ursprünglichen Heimat verbliebenen Nordschwaben oder Semnonen breiteten sich ihrerseits weiter nach Thüringen aus, einem Drucke von Osten folgend. Die bisher östlich der Weichsel gesessenen slavischen Völkerschaften der Wenden und Sorben, Lusizen und Milzenen hatten sich nämlich zu jener Zeit nach Westen in die ostgermanische Tiefebene geschoben.[3]) Der Südabzug der Schwaben hatte damals blutigen Kriegen in dieser Gegend vorgebeugt. Mit der Zeit indessen rückte die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Slaven und Germanen immer näher, dies aber von dem Zeitpunkte an um so mehr, von dem an die deutschen Könige die Ausdehnung nach Osten auf ihr Programm gesetzt hatten. An diesem germanischen Vordringen beteiligten sich auch die Nordschwaben unter ihren ursprünglich nur für die Dauer des Kriegszuges gewählten Herzögen und den auch im Frieden ihr Amt ausübenden Burggrafen. Mit dem Erstarken des Lehenswesens und Feudalstaates, im Sinne der mit Königtum und Gefolgschaft zusammenhängenden gegenseitigen Treue von Herr und Diener einerseits und dem Entstehen eines Ministerialstandes anderseits, gewannen jene Stellungen hervorragender Häupter mehr und mehr an Möglichkeit, ebendiese Stellungen dauernd an ihre Familie verknüpft zu sehen. Es entstanden Dynasten- und Grafen-Geschlechter, erstere auf uralten Traditionen und einer relativen Erblichkeit fortbauend und den oberen Teil der Grafenhäuser bildend, letztere zusammen mit den durch erfolgreiche Kriegszüge mit Landbesitz belohnten Herrengeschlechtern sich dieses immer

---

[3]) G. Oertel sagt in Bezug auf den hier berührten Gegenstand folgendes: „Wenn auch die Meinungen der Forscher über die Urbevölkerung unseres Vaterlandes im einzelnen auseinandergehen, so scheint doch darin Übereinstimmung zu herrschen, daß in vorhistorischer Zeit eine keltische Urbevölkerung anzunehmen sei, daß um Christi Geburt ein germanischer Stamm, die Hermunduren, im jetzigen Königreich Sachsen gewohnt haben und die slavischen Sorben erst am Ende des 6. Jahrhunderts von Osten her eingedrungen seien und das germanische Element allmählich durch diese Eindringlinge zurückgedrängt worden sei. Im 8. Jahrhundert begannen dann die Kämpfe der germanischen Stämme, die unter fränkischer Führung geeint waren, gegen die slavischen Nachbarn. Die deutschen Könige aus dem Hause Sachsen, besonders Heinrich I. und Otto I., richteten ihre Angriffe besonders gegen die in unserem Vaterlande wohnenden Sorben. Diese wurden über die Elbe zurückgedrängt und deutsche Einwanderer kamen in das Land.

größer werdenden Grundbesitzes wegen von den übrigen Gemeinfreien sondernd. Die Gliederung des Feudalwesens brachte es mit sich, daß kleinere sich an größere anschlossen, die größeren Vasallen unter der Oberlehenshoheit des Königs stehend. Die Grafen von Wettin erwarben, abgesehen von dem Ansehen alter Dynasten, das sie an die Spitze des Volkes stellte, in hervorragendem Maße neue Würden und Grundbesitz, in erster Linie die Grafschaften Zörbig, Eilenburg und Landsberg, von denen letztere als wichtiger Stützpunkt zur Verteidigung der Grenzmark des Reiches den Charakter einer Markgrafschaft hatte. Von diesen persönlichen Besitzungen nahmen, der allgemeinen Sitte der Zeit folgend, die jeweiligen Inhaber derselben ihre Namen an, ja räumten diesen — von Amt und Land oder Burg des betreffenden Reichslehens herrührenden — Namen sogar den Vorrang vor ihrem eigentlichen ererbten Geschlechtsnamen ein. So kam es, daß es z. B. einen Grafen von Eilenburg, einen von Zörbig und einen Markgrafen von Landsberg, wie Grafen von Brena usw. gab, die allesamt Geschlechtsvettern und Grafen von Wettin waren, diesen ihren gemeinsamen Familiennamen aber beinahe gar nicht führten.

Der erste Wettiner, dessen Vornamen uns überliefert worden, ist Dedi, der vermutlich an der großen Ungarnschlacht bei Merseburg 933 teilgenommen hat, denn er lebte zu jener Zeit und in jener Gegend, nämlich auf der Riethenburg an der oberen Unstrut unweit Artern, und hat mit König Heinrich, dem er dienstbar war, unzweifelhaft in guten Beziehungen gestanden. Fünfzig Jahre später ist Dedis Sohn, Dietherich oder Dietrich, unter Otto dem Großen in der Schlacht bei Cotrone gegen die Araber gefallen. Sein Sohn Dietrich II. erbte Eilenburg und ward mit der Markgrafschaft Lausitz belehnt, welche indessen seinem Sohne Dedo durch Heinrich IV. wieder entzogen wurde. (Derselbe hatte sich nämlich, auf Anregung seiner Gemahlin Adela, einer Gräfin von Orlamünde, an dem Aufstande der Sachsen gegen diesen Kaiser beteiligt.) Dedos und Adelas Sohn war Graf Heinrich von Wettin — nach seiner Hauptbesitzung von Eilenburg genannt. Geboren um 1070, hatte derselbe als dreijähriges Kind von seiner Mutter wegen deren zweifelhafter Treue für König Heinrich an letzteren als Geisel ausgeliefert werden müssen. Er wurde jedoch befreit und seinem Oheim Thiemo von Wettin, Grafen zu Brehna, zur Erziehung übergeben. Übrigens scheinen sich die Gegensätze bald ausgeglichen zu haben, denn schon 1086 verlieh König Heinrich diesem noch überaus jugendlichen Heinrich von Wettin zu Eilenburg die Mark Lausitz, und drei Jahre später — wie bereits erwähnt — die Mark Meißen. Diese Huld lohnte der Wettiner jenem unglücklichen König und Kaiser durch fortwährende besondere Treue und Anhänglichkeit, hierdurch dem Grundgedanken des Feudalismus, dem „Treue um Treue“ auch in trüben Zeiten aufs glänzendste entsprechend.

Der genannte erste Markgraf von Meißen aus Wettinschen Stamme vermählte sich mit Gertrud, einer Schwester Eckberts, des letzten Markgrafen von Meißen Eckardingischen Stammes und Witwe Heinrichs von Nordheim.

Durch diese Heirat kamen die Erbgüter der Brunonen, von denen der Nordheimer abstammte (Braunschweig usw.) an Markgraf Heinrich. Dem Sohne dieser Ehe, Heinrich II., rettete innerhalb vieler Wirrnisse die Tatkraft Gertrudes das väterliche Allodial-Erbe mit samt der Lehensanwartschaft gegen die anmaßenden Ansprüche und Angriffe von dessen Vettern Dedo und Konrad, den Söhnen des schon einmal erwähnten Thiemo von Wettin zu Brehna oder Brena. Durch Heinrichs II. Tod erlosch die Eilenburgische Linie des Hauses Wettin, und während die Allode an Dedo und Konrad kamen, wurden die beiden Marken von Kaiser Heinrich V. als erledigte Reichslehen eingezogen. Derselbe gab — alle allerdings nur durch Gebrauch und Herkommen sanktionierten Ansprüche der Lehensverwandten seinerseits beiseite schiebend — im Jahre 1123 die Lausitz an Hermann von Winzenburg, Meißen an Wiprecht von Groitzsch. König Lothar dagegen, der 1125 auf Heinrich V. gefolgt war, setzte, von anderen Rechtsanschauungen ausgehend und nach den aus dem Sachsenrecht überlieferten Rechtsgebräuchen handelnd, in der Ostmark Lausitz den Askanier Albrecht (den Bären) von Ballenstedt und in Meißen den Wettiner Konrad von Brena ein. Das Milzenerland, die spätere Oberlausitz, ward abgetrennt und kam an Böhmen. Sonach hatte die Herrschaft Wiprechts von Groitzsch über Meißen nur eine derartig kurze Zeit gewährt, daß durch diesen Zwischenfall die Kontinuität der legitimen Erbfolge des Hauses Wettin im Besitze von Meißen seit 1089 nicht wohl in Frage gestellt werden kann.

Das ganze, bisher dem älteren Eilenburgischen Zweige desselben zuständig gewesene Gebiet (mit wenigen Abbröckelungen) wurde dem jüngeren Zweige dieser Familie in der Person Konrads von Brena — dessen Bruder Dedo gerade um diese Zeit gestorben war — von Kaiser und Reich bestätigt, so daß der neue Markgraf einen weit ausgedehnten Länderkomplex sein Eigen nennen konnte. Hierzu traten nach dem Tode Heinrichs von Groitzsch (Wiprechts Sohn) 1135 erst ein Teil und 1144 ein anderer Teil der großen Besitzungen jenes Geschlechtes mit den Mittelpunkten Pegau und Zwickau. Im Jahre 1136 war dem Wettiner die Mark Lausitz (Niederlausitz) endgültig zugefallen, während die ursprüngliche älteste Ostmark (den Kern des späteren Kurlandes Sachsen-Wittenberg umfassend) an die Askanier gekommen war. Diejenigen Teile der ehemals Groitzscher Besitzungen, welche durch Erbschaft an die Grafen von Abensberg gekommen waren, nämlich die Herrschaften Leisnig, Kolditz, Lausigk und Mohrungen, formte später, unter Zuziehung noch anderer Ländereien Friedrich Barbarossa zur Reichsdomäne Pleißen, mit welcher dann ebenfalls die Markgrafen von Meißen belehnt wurden. Auch fiel nach einiger Zeit die aus der Eckardingischen Allodialerbschaft stammende Grafschaft Rochlitz an die Wettiner.

Konrad, von 1123 bis 1156 Markgraf von Meißen, heftete, dem begeisterten und begeisternden Rufe Bernhards von Clairveaux folgend, gleich den meisten seiner Zeitgenossen, die sich glücklich priesen, ihre christliche Ritterschaft betätigen zu können, das Kreuz auf seine Brust. Als ein

Beweis praktischen Sinnes und klarer Auffassung der Verhältnisse, des vernünftigerweise „nicht weiter Schweifens, wo das Gute so nahe liegt" muß es dabei gelten, daß der Papst ihm wie einer ganzen Anzahl Meißnischer Edelen genehmigte, das Kreuzzugsgelübde im Kampfe gegen die unmittelbar benachbarten, noch heidnischen Slaven einzulösen.[4]) Zu der Zeit, während welcher Konrad von Wettin gegen die angrenzenden Heiden kämpfte, fochten übrigens die Askanier gegen deren nördliche Stammesgenossen, und brachten 1157 Brandenburg an das Deutsche Reich.

Am Andreastage des Jahres 1156, den 30. November, legte der alternde Markgraf Konrad Rüstung und Waffen in feierlicher Weise vor dem Hochaltare des Domes zu Meißen nieder, und zog sich in das von ihm gegründete Kloster auf dem Petersberge bei Halle, unweit der Burg Wettin, zurück, woselbst er am 5. Februar 1157 gestorben ist und beigesetzt wurde.[5]) Wenige Jahre vor seinem Tode war es dem gemeiniglich als Stammvater unseres Fürstenhauses angesehenen und auch auf dem Sgraffito-Fries als solcher behandelten Wettiner vergönnt, dem jungen Hohenstaufen Friedrich von Schwaben in Merseburg huldigen zu dürfen, und somit die Morgenröte der herrlichen Zeit aufsteigen zu sehen, die — ach nur zu kurz — dem deutschen Vaterlande durch Kaiser Rotbart und seine (an sich und für sich freilich friedlose und von geradezu dramatischem Unglück verfolgte) großdenkende, großangelegte Herrscherfamilie gebracht worden ist. Nicht vergessen darf man hierbei die Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit des von wahrer Liebe zum Vaterlande beseelten ersten Hohenstaufen, Konrad III., der, als er den Tod nahen fühlte, die Blicke der Reichsfürsten, das eigene noch zu junge Söhnlein übergehend, auf seinen kraftvollen Neffen Friedrich gelenkt hatte. Wie

---

[4]) Möchten doch auch heute Kreuzritter aufstehen unter uns und streiten für des Erlösers Lehre und zu Gottes Ehre, ohne nach dem Morgenlande zu ziehen, sondern in möglichster Nähe der Heimat bleibend. Möchten doch wir alle das Kreuzzugsgelübde, das wir stillschweigend am Altare niedergelegt haben, indem wir bewußte Christen wurden und als wir in der Konfirmations-Einsegnung die geistige Wehrhaftmachung als Streiter Gottes und des Heilandes empfingen, einlösen durch ehrlichen Kampf gegen den unchristlichen Geist unserer Zeit, gegen Atheismus, Egoismus und Materialismus — der uns allenthalben als Erzfeind des Reiches Gottes entgegenstarrt in verhüllter und unverhüllter Gestalt, in deutlich und undeutlich erkennbarer Form. Er tritt gefährlicher in unmittelbarster Nähe an uns heran als in der Person außereuropäischer Heiden. Den Feind innerhalb des eigenen Vaterlandes — ja innerhalb des eigenen Herzens — zu bekämpfen und zu besiegen ist wahrlich weit wichtiger noch als es der Kampf gegen Saracenen und Türken, gegen Sorben und Wenden gewesen ist!

[5]) Hier, wo schon seine Gemahlin Luitgard, Schwester Kaiser Konrads III., ihre Ruhestätte gefunden hatte, sollten Markgraf Konrads Bestimmung nach dessen sämtliche Nachkommen, soweit sie regierende Herren gewesen, begraben werden. Schon sein Sohn Otto indessen wählte zum Orte seiner Beisetzung das von ihm gegründete Kloster Altzelle, und dort befinden sich die Grabmale der Wettiner bis auf Friedrich den Strengen. Dann genossen diesen Vorzug die Dome zu Meißen und Freiberg, später die Kirchen zu Wittenberg und Dresden, so daß das Kloster Petersberg nur die überreste der Stammeltern des Hauses birgt.

Markgraf Konrad von Meißen, in der Geschichte „der Große“ genannt, einst dem König Lothar auf dessen Römerzuge wesentliche Dienste geleistet hatte, so war er dessen Nachfolger Konrad auf dem Kriegszuge nach Polen gefolgt, nachdem er inzwischen, eine Pause der Ruhe im Getriebe der Völker benutzend, Jerusalem als Pilger besucht hatte. Konrads von Wettin Machtstellung war im Verlaufe seiner Regierung immer noch mehr gestiegen. Ein äußerlich sichtbares Zeichen hierfür gibt unter anderem sein großes Insiegel, ein sogenanntes Reitersiegel, auf welchem aber irgend ein Wappenbild nicht zu erkennen ist. Dieses Siegel zeigt die Umschrift Cuonradus Dei Gratia Marchio Misnensis, also „von Gottes Gnaden“ — ein Zusatz und ein Vorrecht, welches nur den höchsten Fürsten des Reiches zustand. Der letzteren Stellungen entfernten sich überhaupt mit der Zeit zusehends von der ursprünglichen Eigenschaft als Beamte des Königs, wie denn es nicht geleugnet werden kann, daß etwa mit dem Tode des deutschen Königs Heinrich V. gewissermaßen der Beginn endgültiger Entwickelung der Fürstengewalt und Loslösung derselben vom Königtum eingetreten ist. Diesem letzteren erstand gerade zu jener Zeit, d. h. seit 1077, bedauerlicherweise im Papsttum ein unversöhnlicher, in seinen Mitteln leider nicht wählerischer Gegner, ein Moment, welches seine Widerstandskraft nicht gerade zu stärken geeignet war. Und es kann den Ruhm wie die tiefinnerliche Größe der Hohenstaufen nur vergrößern, wenn alle ihre Herrschereigenschaften zur hohen Entwickelung kamen, trotzdem von allen Seiten der Entfaltung kraftvoller Königsgewalt Schwierigkeiten entgegentraten. Die hohen Reichsbeamten, Markgrafen und Herzöge strebten immer deutlicher nach Selbständigkeit; Würden und Besitz derselben gewannen immer mehr an Festigkeit und wurden mehr oder weniger ausgesprochen erblich. Auch das Landgebiet, welches dem Markgrafen zu Meißen unterstellt war, hatte an Ausdehnung derartig zugenommen, daß es für diesen Reichsfürsten unmöglich ward, auf allen Punkten, an denen sich sein Eingreifen notwendig machte, persönlich zu erscheinen. Es wurden daher hier wie auch gleichzeitig in den anderen deutschen Ländern an besonders wichtigen und daher stark befestigten Plätzen Burggrafen eingesetzt. Obwohl von den Königen ernannt, waren diese neuen Burggrafen doch den Markgrafen, denen sie gleichzeitig zur Unterstützung bei der inneren Verwaltung dienen sollten, Gehorsam schuldig. Auch war den Burggrafen mitunter noch ein ganz besonderer Pflichtenkreis angewiesen. So hatte z. B. der zu Dohna die Aufgabe, die gleichnamige Burg, auf der er saß, als den Schlüsselpunkt zu dem verkehrsreichen Müglitztal, jenem schon damals hochbedeutsamen Verbindungswege zwischen Meißen und Böhmen, zur Verteidigung bereit zu halten und für Ordnung in dem dortigen Gelände zu sorgen. Auch in der Stadt Meißen selbst, der eigenen Residenz[6]) des vielbeschäftigten Markgrafen, wurde ein Burggraf eingesetzt.

[6]) Eigentümlich mutet die Wehrverfassung der Burg Meißen zur ältesten Zeit, also vor Einsetzung des Burggrafenamtes an, wie sie bei Posse S. 293 geschildert wird. „Noch zu Bischof Thietmars Zeit, also ungefähr neunzig Jahre nach der ersten Anlegung, zogen

Mit dem Vordringen des Deutschtums nach Osten und dem Fußfassen der Fürstengewalt auch jenseits der bisherigen Grenzen ging naturgemäß Hand in Hand die Besiedelung durch Urdeutsche und das Auftreten von aus dem Inneren des Reiches (hier besonders Thüringen) mit Schwert, Pflug und Kreuz die Kolonisierung betreibenden Geschlechtern.[7]) Teils waren dieselben Vasallen der Könige, teils Hintersassen der Markgrafen, jener beiden weltlichen Gewalten, welche schließlich im großen und ganzen einem gemeinsamen Ziele zustrebten — der Germanisierung. Neben den hiermit verbundenen weltlichen Pflichten politischer und sozialer Natur unterzogen sich diese ritterlichen Lehensleute (und zwar aus vollster Überzeugung) auch den Missionsbestrebungen der Kirche. Gleichzeitig gründeten sie — ihrer Aufgabe als Mittel- und Bindeglied zwischen Königtum und Volk sich bewußt — ihrerseits neue Afterlehen und halfen auch durch Anknüpfung von Familienverbindungen mit den alteingesessenen Häuptlingsgeschlechtern des Landes das Band befestigen, welches sich zum Heile des Ganzen durch Toleranz einerseits und durch Vermeiden von Unbotmäßigkeit anderseits, um alte und neue Beziehungen zu schlingen begann. Wo und wie übrigens die Grenzscheide des Ursprunges so mancher Meißnischer Geschlechter zu suchen ist, die unzweifelhaft altslavische Namen führen, seit Jahrhunderten mindestens aber gut Deutsche sind, dürfte schwer festzustellen sein. Die Schlieben (ehemals Zlovin), die Schleinitz (Zlinicz), die Selmnitz (Czelwenicz), die Zehmen (Cimin), die Zezschwitz (Zceczewiz), die Planitz (Plevenicz) und andere mehr können ebensowohl die Abkömmlinge alter sorbischer Häuptlingsgeschlechter sein, wie es möglich und wohl auch wahrscheinlich ist, daß sie eingewanderten, kolonisierenden thüringischen, fränkischen oder überhaupt deutschen Adelsfamilien entstammen, welche sich — wie damals üblich — nach ihren Rittersitzen, hier also nach den altsorbischen Sitzen nannten, die sie nach erfolgter Eroberung derselben eingenommen hatten, denn die Sitte und der Rechtsgebrauch der Annahme ständiger erblicher Familiennamen fällt erst etwa in die Mitte des 12. Jahrhunderts.

Zahlreich erhoben sich immer neue Burgen auf hohen Bergesspitzen wie hinter schützenden Wassergräben; die Städte gediehen und die Dörfer[8]) —

---

nach einem gewissen Turnus die einzelnen Herren des limes Sorabicus (also der dortigen Grenzgegend), geistliche und weltliche, zur Burgwache (custodia urbis) nach Meißen, und übergaben die Burg nach Ablauf von vier Wochen einem zu gleichem Dienste verpflichteten Nachfolger. Die ihnen untergebene Besatzung bestand aus königlichen Vasallen oder Dienstmannen und wurde, wie es scheint, gleichfalls zum öfteren abgelöst und erneuert."

[7]) So traten z. B. in dieser nutzbarmachenden Weise schon Mitte des 11. Jahrhunderts die Grafen von Lobdaburg von ihrer neuen Burg Elsterberg aus, vorbildlich in dem später reußischen Vogtlande auf.

[8]) Die Rundlingform der sorbischen und wendischen Dörfer war vorzüglich für die Verteidigung geeignet und weist — da der Mittelpunkt von einem freien Platze rings um den Gemeindeteich und mit besonderen Befestigungsanlagen versehen, einen vorzüglichen Pferch für die Herden abgab — auf den großen Wert der Viehzucht hin, der bei jenen Völkern herrschte. Ähnlich den Wagenburgen und Zeltlagern, die das Wertvollste rings

teils nach wendischen Grundsätzen, teils nach deutscher Art angelegt — wurden immer wohlhabender. Kirchen und Klöster entstanden, Waldungen und Sumpfgebiet wurden in reichlichem Maße urbar gemacht.

Das Bistum Meißen, in geistlichen Dingen dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg, in weltlichen dem Markgrafen von Meißen unterworfen, umfaßte einen Sprengel von der Mulde bis zum Bober und zur Spree.

Bistum, Burggrafentum und Markgrafschaft Meißen hatten natürlich verschiedene Wappen.

Das des Burggrafentums (welches, mit samt der Institution selbst, später ganz an das Haus Wettin gekommen ist) zeigt im goldenen Schilde ein schräggelegtes schwarzes Kreuz (Andreaskreuz). Der Markgraf von Meißen führt im goldenen Schilde einen schwarzen Löwen. Das Geschlechtswappen der Familie von Wettin selbst aber ist nicht ohne weiteres festzustellen, denn bis zum 12. Jahrhundert ist von keinem Angehörigen dieses Hauses das Wappen urkundlich bekannt, oder — anders ausgedrückt, aber dasselbe bedeutend — von keinem Wettiner ist, von der Zeit vor dem 12. Jahrhundert, eine Abbildung oder Beschreibung des von ihm als Schutzwaffe und Familienabzeichen geführten Schildes beziehungsweise eines Petschaftes oder mit demselben aufgedrückten Siegels auf unsere Zeit gekommen. Das älteste erhaltene Wettinsche sigillum ist dasjenige der Grafen von Wettin als Grafen und Markgrafen von Landsberg. Und dieses zeigt zwei blaue Pfähle auf goldenem Felde.[9])

Ob nun jene beiden Pfähle das allerälteste und ursprünglichste Schildzeichen bilden, welches dem Geschlechte Wettin seit Urzeiten zugestanden hat, also das Stammwappen des gemeinsamen Hauses, welches die zu Markgrafen von Landsberg gewordenen Geschlechtsvettern auch als solche weiter führten, oder aber, ob dieser Schild mit den Pfählen etwa „Amt und Besitz Landsberg" bedeutend, von den Wettinern übernommen und als Hauswappen beibehalten sei, darüber fehlt positive Gewißheit. Tatsache aber ist, daß jener goldene oder gelbe Schild mit den blauen Pfählen das älteste von den Wettinern nachweisbar geführte Wappen darstellt und füglich schon in Anbetracht dieser Eigenschaft der Ehrwürdigkeit als deren Hauswappen angesehen werden muß. Wenn von einigen als ursprüngliches Hauswappen von Wettin ein roter Löwe vermutet wird, so entbehrt dies aller und jeder Berechtigung. Ebenso verhält es sich mit dem weißen Roß, wobei für das letztere immerhin wenigstens der Umstand eintreten könnte, daß — die Ideenverbindung

---

umschlossen hielten, war diese Art der Form von Niederlassungen bei Viehzucht treibenden und dem Nomadenzustande noch nicht lange entwachsenen Völkern etwas geradezu Gebotenes und Selbstverständliches. Mit der Zeit setzten sich straßenartige Anbauten an, und die so häufige Beutelfigur der Dörfer entstand.

[9]) Hierbei möchte ganz kurz die Bemerkung Platz finden, daß in der Heraldik der Ausdruck „Pfahl" einen senkrechten, der Ausdruck „Balken" einen wagerechten Streifen bedeutet.

zwischen Wettin, Wittin und Wittukind, so fraglich sie ist, für möglich angenommen — Wittukind oder Wittinkind als Herzog der Sachsen tatsächlich das uralt volkstümliche Roß Wodans im nationalen Banner und in seinem Schilde geführt hat.[10]) Zum großen Gerichtstage, dem auf uraltgermanischer Volksverfassung beruhenden „Ding" des Landes oder Landding (daraus Landtag geworden), der in der Regel auf dem Gipfel des weit in das sich hier merklich abflachende Meißner Land hinausschauenden Kolmberges bei Oschatz abgehalten wurde, fanden sich alljährlich (meist in der Maienzeit — daher Maifahrt) unter Vorsitz des Markgrafen die geistlichen und weltlichen Lehensträger und Dienstmannen ein, um über das gemeine Wohl des Landes zu beraten. Wie schon erwähnt, hatte sich diese, den hohen Reichsministerialen, Herzögen und Markgrafen zustehende Befugnis des Vorsitzes im Frieden und Führens im Kriege zur Fürstengewalt, ja schließlich zu einer — soweit dies mit den Grundsätzen des Lehensstaates vereinbar war — erblichen Fürstengewalt ausgewachsen. Dementsprechend hinterließ Konrad seinem Hause die Markgrafschaft als ein relativ erblich gewordenes Fürstentum.[11])

Leider konnte sich Markgraf Konrad nicht enthalten, eine Teilung seiner Ländereien vorzunehmen. Heinrich, sein erstgeborener Sohn, war als Kind gestorben. Der nunmehr älteste Sohn, Otto, erhielt die Mark Meißen, Dietrich die Mark Lausitz mit der Grafschaft Eilenburg, Dedo die ehemals Groitzschen Gebiete mit der Grafschaft Rochlitz, der jüngere Heinrich die Grafschaft Wettin, Friedrich die Grafschaft Brena.

Diese Teilung wird von Konrads Verteidigern als eine, allerdings ungerechtfertigte, Übertragung des deutschen Landrechtes (nach welchem alle Söhne gleiches Erbrecht hatten) auf die gerade entgegengesetzen Prinzipien

---

[10]) Merkwürdig ist übrigens auf jeden Fall der Gleichklang des Geschlechtsnamens Wettin oder Wittin mit der Burg gleichen Namens im Heimatslande der Wettiner, welche der Sohn jenes berühmten Sachsenführers, als Christ getauft, Anno 809 an der Saale erbaut haben soll und welche gleichzeitig als Stammburg der Wettiner gilt. Auch der Name der Stadt Wittenberg oder Wittinberg, von welcher ebenfalls erzählt wird, Wittekinds Sohn habe sie 812 an der Elbe gegründet, könnte zu denken geben. Anderseits dürfte die Silbe wit und weiß eines gleichen Stammes sein.

[11]) An sich, und wenn der Begriff Erblichkeit immer im erhaltenden Sinne des freilich aus diesem Grunde nicht selten herben Begriffes „Majorat" aufgefaßt worden wäre, würde die Institution der Erblichkeit stets gutes im Gefolge gehabt haben, denn sie hätte dann eine stetige ununterbrochene Entwickelung von Land und Leuten gewährleistet. Da sie aber durch das Vorwiegen rein menschlicher Gedanken über politisch weitschauende Erwägungen nur zu oft zu Teilungen und Zersplitterungen führte, so ist sie die Quelle manches Unheils geworden. Dieser Umstand hat oft im Laufe der Zeit durch seine Resultate zu Ungunsten der Erblichkeit gesprochen, deren große Wohltat anderseits darin liegt, daß die väterliche Fürsorge für seine Untertanen dem erblichen Fürsten — wenn anders er seinen hohen Beruf richtig auffaßt — sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Kaemmel sagt, indem er von Markgraf Konrads Teilungsmaßnahmen spricht: Der Ursprung des weltlichen Fürstentums, aus einer Verbindung von Grundbesitz und Amtsrechten, macht es erklärlich, daß der privatrechtliche Gedanke der Teilbarkeit, der bei jenem so natürlich war, so lange den politischen der staatlichen Einheit nicht hat aufkommen lassen.

des Lehensrechtes hingestellt. Jedenfalls fühlte sich der Kaiser[12]) — und wohl nicht mit Unrecht — verletzt, als Oberlehensherr nicht um die Einwilligung zu dieser Teilung von Gebieten befragt worden zu sein, die zwar de facto unter der Gewalt des Markgrafen standen, streng genommen indessen doch nur anvertrautes Lehensgut darstellten. Das von Konrad geführte „große Reitersiegel" mit der Umschrift Marchio Dei gratia billigt freilich, da dasselbe unmöglich ohne Einwilligung des Reichsoberhauptes hat in Gebrauch genommen werden dürfen, dem Fürsten „von Gottes Gnaden" mindestens „mildernde Umstände" zu.

Übrigens sind, wenigstens der Hauptsache nach, im Laufe der Zeit die sonach in verschiedene Hände gelangten Ländereien wieder unter einem Szepter vereinigt worden.[13])

Auf dem Wandgemälde reiten hinter Markgraf Konrad dessen Sohn Otto der Reiche (1157—1190) mit seinem Sohne Albrecht dem Stolzen (1190—1195) friedlich nebeneinander. Im Leben mag das nicht allzuoft der Fall gewesen sein.

„Der Reiche" wird Markgraf Otto genannt nach dem Reichtum, den ihm die Erträgnisse des Silberbergbaues brachten. Wohl ihm und seinem Lande ob dieses Reichtumes, der, weil richtig verwendet, ein Quell reichen Segens geworden ist. Aber auch desjenigen, ethischen Reichtums war er teilhaftig, wegen dessen Besitzes — wegen des noch weit höher stehenden Besitzes — Uhland die versammelten Fürsten den Grafen Eberhard beglückwünschen läßt: Der Liebe seiner Untertanen. Um so tiefer ist Otto zu beklagen, daß er, freilich nicht ohne eigene Schuld, mit seinem Sohne Albrecht in Unfrieden lebte. Über die Art der Entdeckung der Meißner Silberschätze wird erzählt, daß durch das Scharren ungeduldiger Rosse im Walde rastender Reiter an jener Stelle des das Erzgebirge umfassenden Miriquidiwaldes, wo sich seitdem die Bergstadt Freiberg erhebt, blinkende Erzstufen zu Tage

---

[12]) Die deutschen Könige waren nicht unbedingt und von Hause aus römische Kaiser, sondern erhielten diesen Titel (der durch die vom Papst Leo III. am Weihnachtstage des Jahres 800 vollzogenen Kaiserkrönung Karls des Großen eingeführt und seit Otto I. noch enger mit dem deutschen Königtum verbunden worden war) erst, wenn sie in Rom dazu gekrönt worden waren. Erst spät, beim Ausgange des Mittelalters, nachdem die als lästig empfundenen Römerzüge aufgegeben worden waren, ward stillschweigend angenommen, daß der gewählte Herrscher des „heiligen römischen Reiches Deutscher Nation" als „Kaiser" die Würden des deutschen Königs und römischen Kaisers in sich vereine.

[13]) Manches allerdings ging ganz verloren, wie z. B. die Burg Wettin, die unbegreiflicherweise von einem Wettiner selbst (Otto 1289) aus freien Stücken an das Erzstift Magdeburg geschenkt worden ist. Im Jahre 1446 gelangte sie durch Kauf an die Herren von Krosigk aus dem Winkel. Noch eine andere Mitteilung über Wettinsche Seitenzweige dürfte nicht ohne Interesse sein. Durch Agnes, Tochter des Dedo von Landsberg, der 1190 gestorben ist, kam das Wettinsche Blut in ferne Länder. Aus deren Ehe mit dem Grafen Berthold von Meran gingen nämlich hervor: Agnes, Gemahlin König Philipps von Frankreich, Gertrud, Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn, und durch ihn Mutter der heiligen Elisabeth, sowie Hedwig, Gemahlin Herzogs Heinrich von Liegnitz. Ähnliches zeigt (zumeist auf dem Wege über Koburg) das 18. und 19. Jahrhundert.

getreten seien, denen man dann eifrig nachforschte. Auf dem Marktplatze jener Stadt, deren Namen ebensowohl von dem Urgrunde ihres Daseins redet, wie von den mancherlei Freiheiten, mit denen sie durch den beglückten Landesherrn begnadet worden war, erhebt sich seit einigen Jahren das Standbild Markgraf Ottos, der hier aus dem gewonnenen Schatze die ersten Meißnischen Münzen prägen ließ. Den über Erwarten reichen Segen des Bergbaues — wesentlich gefördert durch den Übertritt des sehr tüchtigen braunschweigischen Bergvogtes Hermann von der Gowisch, mit seinen bedeutenden Mansfelder Erfahrungen, in den Dienst des Markgrafen — verwandte Otto teils zur Wohlfahrt seines Landes überhaupt, indem dadurch alle geplanten heilsamen Ordnungen mit um so größerem Nachdrucke durchgeführt werden konnten, teils zur Stiftung von Klöstern, wie Altenzelle bei Freiberg und Himmelspforte bei Naumburg, teils zum Ankauf neuer Gebietsteile, wie z. B. Weißenfels. Dem Bedürfnisse nach regerer Ausbreitung des Handels und praktischer Nutzbarmachung des sich mächtig aufschwingenden Gewerbes kam Markgraf Otto durch Verleihen vielfacher Freiheiten an die Städte seines Landes entgegen. Indem er der Stadt Leipzig zwei jährliche große Märkte mit Privilegien zu Ostern und Michaelis bewilligte, die sich später zu den weltbekannten Messen erweiterten, legte er den Grund zu dem Reichtum dieser Stadt, jenes größten Handelsplatzes in Mitteldeutschland. (Die Neujahrsmesse ist erst später von Friedrich dem Sanftmütigen eingeführt worden.) Nicht vergessen werden darf auch der rege Anteil Ottos am Emporblühen der ländlichen Kultur. Der rationelle Weinbau im ganzen Elbgelände ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst dieses Fürsten. Dazu nahm das Cisterzienserkloster Altenzelle mit seiner weitberühmten tüchtigen Klosterschule ziemlich von Anfang seines Bestehens an den Rang einer bedeutenden Bildungsanstalt ein; ganz Meißen glänzte als Perle im Reiche. Anno 1184 fiel dem Markgrafen Otto durch den Tod seines Bruders Dietrich die Lausitz zu.

Mit seinem ältesten Sohne, Albrecht, war Otto, dessen hochfahrenden übermütigen Wesens wegen, unzufrieden. So kam es, daß er auf Anraten seiner Gemahlin Hedwig, einer Tochter Albrecht des Bären von Brandenburg, entgegen der deutschen Lehensverfassung, den jüngeren Sohn, Dietrich, als seinen Nachfolger in Meißen bestimmte. Darüber ergrimmt, befehdete Albrecht mit Hilfe einiger, durch Versprechungen gewonnener, Großen seinen Vater, nahm denselben 1188 gefangen und ließ ihn auf dem festen Schlosse Döben bei Grimma verwahren. Erst auf Befehl Kaiser Friedrichs gab der Sohn dem Vater die Freiheit wieder. Doch erreichte Albrecht seinen Zweck und wurde 1198 nach seines Vaters Tode Markgraf.

Dem frommen, mildtätigen und leutseligen Otto zum Gegensatz, soll Albrecht unnahbar, selbstsüchtig und hochmütig gewesen sein und hat den Namen „der Stolze" erhalten, wie schon kurz erwähnt war.[14])

[14]) Im vorliegenden Falle scheint der Begriff „Stolz" das ausdrücken zu sollen, was in dem Sprüchworte enthalten ist „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz". Und

Da Markgraf Albrecht (einem allerdings unerwiesenen, jedoch allgemein als wahr angenommenen Gerüchte zufolge, durch Giftmord) im Jahre 1195 ohne Hinterlassung männlicher Erben starb, so war sein Bruder Dietrich sein Nachfolger. Den Namen „der Bedrängte" hat derselbe in Wahrheit verdient. Denn selbst als nach dem Tode seines Bruders Albrecht dessen unaufhörliche Reibereien und Befehdungen eine Endschaft erreichten, konnte Dietrich noch lange Zeit nicht seines Lebens froh werden. Kaiser Heinrich VI. hatte nämlich, wenn auch gegen alles Herkommen, Meißen als erledigtes Reichslehen eingezogen. Möglicherweise sollte diese ungewöhnliche und harte Maßregel eine Antwort des gegenwärtigen Königtums auf eine frühere eigenmächtige Landesverteilung (seiten Konrads) und dadurch an den Tag gelegte reichsfürstliche Anmaßung bedeuten. Jedenfalls entsprach dieser Akt Heinrichs VI. ganz dem großen politischen Ziele nach Herstellung einer Reichseinheit unter möglichst erblichen Kaisern, welches dem Hause Hohenstaufen von jeher vorgeschwebt hat. Übrigens hatte Dietrich, trotz des Kaisers, sofort nach seines Bruders Tode tatsächlichen Besitz von der Mark Meißen und Zubehör ergriffen und der (ihm freilich außerordentlich gelegen kommende) Tod des Reichsoberhauptes im Jahre 1197 brachte in Bezug auf die Wettiner kaum eine Änderung der in praxi bestehenden Verhältnisse, nur das damit alle Zweifel über die Gültigkeit von Dietrichs Herrschaft gelöst waren. Denn man focht dieselbe nicht ernstlich weiter an, bis sie bestätigt wurde. Im allgemeinen aber, und für ganz Deutschland im besonderen, bedeutete des sechsten Heinrich Tod (1197) den Eintritt großer Verwirrungen. Die zahlreichen Feinde der Hohenstaufischen Macht, unter Führung der Welfen und unterstützt vom Papste, regten sich zu ihrer Vernichtung. Des verstorbenen Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, ward zwar von den meisten deutschen Fürsten zum Könige erwählt, und die Wettiner standen treulich auf seiner Seite, indessen hatte er gegen den vom Papste aufgestellten Gegenkönig Otto von Braunschweig einen harten Stand. Schließlich wurde Heinrichs Sohn als Friedrich II. 1218 deutscher König. (Seine Tochter, die letzte Hohenstaufin, wurde — dies mag hier vorweg erwähnt werden — die Gemahlin Albrechts des Unartigen von Meißen.) In der Tat, Dietrich war nicht auf Rosen gebettet. Bedrängt erst vom eigenen Bruder, dann vom Gegenkönig, Papst und Geistlichkeit, hatte er auch noch einen harten Strauß mit den Bürgern der guten Stadt Leipzig auszufechten, denen sich ein Teil des osterländischen Adels angeschlossen hatte.[15])

leider wird so oft „Hochmut" mit „Stolz" identifiziert, während dies doch zwei verschiedene Eigenschaften sind. Zwar halten manche den Begriff „Stolz" — eben weil sie ihn mit „Arroganz" verwechseln —, auf Stelzen gehend, ohne weiteres für unsittlich, da es das Geltendmachen wirklicher oder eingebildeter Vorzüge bedeute. Indessen dürfte wahrer Stolz, in dem Sinne wie Cicero ihn meint, wenn er denjenigen für keinen ehrliebenden Mann hält, der nicht auf seine Väter stolz sei, von wahrer Demut und dem Bestreben, gut, tüchtig und edel sowie dessen würdig sein zu wollen, was man ererbt hat, doch unzertrennlich sein.

[15]) Der Begriff „Osterland", d. h. östliches Land, aus den Zeiten stammend, in denen Saale und Mulde ungefähr die Reichsgrenze bezeichneten (ganz in der Weise, wie die „Ost-

Entstanden war die Empörung dadurch, daß die Leipziger in dem Bau des Thomasklosters die Errichtung einer markgräflichen Burg innerhalb ihrer Stadtmauern zu erblicken glaubten. Der Aufstand wurde 1216 durch einen Vertrag beigelegt. Möglicherweise aber hat derselbe gerade durch den Verdacht, wegen dem er entstanden war, den Gedanken an die wirkliche Errichtung einer landesherrlichen Burg innerhalb jenes Gemeinwesens im Markgrafen erstehen lassen; denn noch unter Dietrich wurde die Pleißenburg erbaut.[16]) Wesentliche Hilfe und tatkräftigen Beistand in seinen Nöten und Bedrängnissen — besonders auch gegen den Kaiser, dem es nach den Meißnischen Silberschätzen verlangte — hatte Markgraf Dietrich durch seinen Schwiegervater, den Landgrafen Hermann I. von Thüringen erfahren. Und wenn es wahr ist, was die Geschichtsschreiber erzählen, daß er, um dieses Schutzes teilhaftig zu werden, Hermanns unschöne Tochter Jutta zur Gemahlin genommen habe, so hat dieser Schritt unzweifelhaft sein Gutes gehabt, ganz abgesehen davon, daß Jutta ihm eine treusorgende Gattin gewesen ist. (Nach Dietrichs Tode heiratete sie den Grafen Poppo von Henneberg.) Bei aller Bedrängnis war es Dietrich (welcher 1221 starb) doch vergönnt, durch den Umstand des Aussterbens dreier Nebenlinien begünstigt, die Mark Meißen annähernd so wieder herzustellen wie zur Zeit vor der Teilung Konrads.

Die größte Ausdehnung gab aber dem Besitze und der Machtfülle der Wettiner der Nachfolger Dietrichs, sein und seiner Gemahlin Jutta Sohn Heinrich, mit dem Beinamen „der Erlauchte“ (1221—1288).

Wohl mit Recht kann die Periode dieses Fürsten als die der Machthöhe des Hauses Wettin bezeichnet werden. Gleichzeitig fiel sie in die Blütezeit des Rittertums und der höfischen Kultur, wie nicht minder die des Minnegesanges. Ja, der erlauchte Heinrich, dessen Bezeichnung Illustris ebensowohl auf seine vornehmen Charaktereigenschaften wie auf die Pracht und den Reichtum paßt, den er (selbst den Kaiser in Staunen versetzend) bei seinem ganzen Auftreten zum Ausdruck brachte, gehörte auch persönlich unter die Zahl der singenden ritterlichen Minne-Dichter.[17]) Als Gemahl Constanzens

---

mark“ nach ihrer geographischen Lage bezeichnet worden war und der Name „Österreich“ gleichen Erwägungen sein Entstehen verdankt), deckt sich jetzt im allgemeinen mit der Kreishauptmannschaft Leipzig, zuzüglich einiger Teile der thüringischen Herzogtümer. Osterstein in Zwickau und in Gera, Osterburg in Weida, Osterfeld und Osterhausen wahren die Erinnerung.

[16]) Erst ganz neuerdings, nämlich im Jahre 1900, ist dieselbe der erdrückenden Umarmung der Großstadt zum Opfer gefallen. Beinahe sieben Jahrhunderte lang diente ihr trutziges Gemäuer als Stützpunkt der Befestigungen und als stolze Zitadelle, zuletzt Kaserne. Und von manchem wichtigen historischen Ereignis, das sich in ihrem Inneren abgespielt hat, konnte die alte Burg erzählen. Es sei nur an die Disputation zwischen Luther und Eck (1519) und an den Tod Pappenheims (1632) erinnert.

[17]) Eine Probe aus seinen Minneliedern mögen folgende Strophen geben:

„Was hat die Welt zu geben je
Davon ein bittres Leid vergeh,
Denn Weibes Minn' alleine. —

von Österreich, deren Bruder, der letzte Babenberger, unvermählt gestorben war, hatte Markgraf Heinrich volles Anrecht auf das Herzogtum Österreich; indessen entging ihm diese große Erbschaft infolge allerhand widerwärtiger Intriguen seiner zahlreichen und durch ihren Zusammenhalt mächtigen Feinde. Doch erhielt Markgraf Heinrich, der in Betätigung seines ritterlichen Sinnes, trotz aller mit dem „Treue halten" verbundenen Gefahren, und trotzdem ihm der Papst deswegen mit dem Banne drohte, unweigerlich zum Kaiser stand, von letzterem in Form einer Lehensanwartschafts-Sanktionierung oder Eventualbelehnung die feierliche Bestätigung seines unbestreitbaren Anrechtes auf das durch Erbfolge ihm zustehende Thüringen für den Fall des Absterbens der dortigen Herrscher. Auch verlobte dieser hohenstaufische Kaiser Friedrich, zum besonderen Beweise gegenseitiger Freundschaft, seine Tochter Margarethe mit des Wettiners ältestem Sohne Albrecht, demselben (zunächst pfandweise) das Reichsland Pleißen mit Chemnitz einräumend. Auf welch schwankendem Boden gutes Recht und besiegelte Anwartschaftsbestätigungen auch damals gestanden haben, wenn rücksichtslose Fäuste mit dem Schwerte dagegen anstürmen, beweist der langanhaltende und blutige thüringische Erbfolgekrieg, den Heinrich gegen Siegfried von Anhalt, besonders aber gegen Sophie, die Gemahlin Herzog Heinrichs von Brabant, zwei Enkelkinder des Landgrafen Hermann, also seines Großvaters, zu führen genötigt war. Der Umstand, daß Sophie[18]), die Tochter der allenthalben verehrten, geliebten und gefeierten „heiligen Elisabeth" und deren nicht minder tugendreichen Eheherren, des Landgrafen Ludwig, also jenes Ehepaares war, dessen Lob in aller Mund und aller Herzen lebte, trug wesentlich dazu bei, ihr und ihrem Söhnlein Heinrich (dem „Kinde von Hessen") Anhänger zu verschaffen, unbeschadet des Rechtsstandpunktes. Der langwierige Krieg endete nach vielen Wechselfällen damit, daß Hessen an Sophie von Brabant, Thüringen an Heinrich von Meißen fiel, und zwar außer mit der Würde eines Landgrafen auch mit der eines Pfalzgrafen von Thüringen.

Nun war Markgraf Heinrich der Erlauchte tatsächlich der mächtigste Reichsfürst. Für politisch Kurzsichtige, für solche, die die Erfüllung des Wortes „Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden" nur

---

Ein Weib, das schalkhaft lachen kann
Gen einen wohlgemuten Mann,
Deß Freude ist nicht kleine. —

Wenn sie ihm steht zu Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
Daß sie ihn herzlich meine."

(„meine" d. h. „minne"). Sei es gestattet, hier bei dem Ausdrucke „meinen" für „minnen" auf das bekannte Lied von Schenkendorff hinzuweisen: „Freiheit, die ich meine." Wie viele denken, der Sänger „meine" hier „die ich im Sinne habe", und er „meint" „die ich minne", also „die ich liebe".

[18]) Sophies Bruder, der einzige Sohn des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth, war im jugendlichen Alter von 19 Jahren an Gift gestorben, welches ihm Bertha von Seebach beigebracht haben soll.

in blendenden Äußerlichkeiten erblicken, machte er dieser selten hervorragenden Stellung allerdings Ehre. Heinrichs romantischer Richtung und seiner Prachtliebe — auf der soliden Basis des Könnens stehend, weil die Mittel dazu vorhanden waren — entsprangen die drei berühmten Turniere, zu Nordhausen 1263, zu Merseburg 1265 und zu Meißen 1268, Schaustellungen von höfischem Prunk und fürstlich-ritterlichem Glanze, wie sie in Wahrheit sehr selten vorgekommen sind. Namentlich das erstgenannte Turnier erregte durch geradezu märchen- und zauberhaften Nimbus die gerechte Bewunderung der Mit- und Nachwelt.[19])

So gerechtfertigt es ohne Zweifel ist, daß seine vornehme Denkungsart, seine ritterlichen Einzeltaten und persönlichen Vorzüge wie seine große Begeisterung für alles Schöne und Erhabene den Erlauchten Heinrich vor aller Welt mit einem Strahlenglanze umgaben, der auch indirekt für sein Land wie dessen Stellung und Ansehen unbestritten förderlich war, so unglücklich sind die meisten seiner Regierungsmaßnahmen gewesen. Hätte dieser an sich so mächtige Markgraf eine nur einigermaßen praktischere realere Politik getrieben, ja hätte er überhaupt einen wirklich weit ausschauenden staatsmännischen Blick gehabt, so wäre Meißen und alles, was an diesem Kristallisationspunkt sich angliederte, einer vollständig anderen Entwickelnng entgegengegangen; würde der so eminent erstarkte Wettinsche Besitz dem Lande und dem Fürstenhause eine ganz andere Rolle zugebracht haben, als es geschehen ist. Meißen hätte nicht nur ein fester Kern, sondern der feste Kern für ganz Deutschland, mindestens für Mitteldeutschland, werden müssen. Als starke deutsche Vormacht gegen Böhmen und Polen, ja in weiterer Ausdehnung gegen die Türken, hätte ein ungebrochener Machtfaktor des Hauses Wettin für sehr viele Sachen von historischer Wichtigkeit das Zünglein der Wage werden können, werden müssen. Haben solche Betrachtungen auch keinen praktischen Wert, weil und wenn sie mehrere Jahrhunderte post festum angestellt werden, so kann man ihnen doch immerhin einen inneren Wert wohl kaum absprechen. Lehrreiche Tatsachen positiver wie negativer Natur, die einer ganzen Epoche den Stempel aufdrücken, dem Werden der Zukunft vorarbeitend, können nicht genügend auch von später Lebenden auf ihren Wert, ihren Unwert, ihren Einfluß hin betrachtet werden. Allen Kombinationen des „Menschen, der das Wenn und das Aber erdacht", besonders aber allen Aussichten für die politische Größe seines Hauses, machte ein einziger Schritt Heinrichs des Erlauchten ein Ende — eine Teilung.

[19]) Ganz abgesehen von den vielen und ausgesuchten Genüssen jeglicher Art, welche von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der ganzen Veranstaltung geboten wurden, an der die aus fernsten Landen Geladenen sich ergötzen konnten, wird von einem neben den Schranken stehenden, aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten herrlich verzweigten Baume berichtet, dessen silberne Blätter und goldenen Früchte, von zarten Händen gereicht, die Preise für die Sieger bildeten. Materiell kostbarer ist hier unzweifelhaft der „Turnier-Dank" gewesen, als bei jenem Turnei, von dem Titurel redet. Bei diesem bildeten nämlich den — ethisch freilich unbezahlbaren — Preis ein Kranz blühender Rosen samt den Küssen von achtzig der holdesten und anmutigsten Jungfrauen des Landes.

Nicht einmal Gebrechlichkeit oder Alter des Markgrafen können als Entschuldigungsgründe angeführt werden oder erleichtern das Verständnis. In voller Kraft des Lebens stehend, nahm er diese Teilung vor, eine jener unseligen Maßregeln, die schon den größten Geschlechtern verhängnisvoll geworden sind und die fundiertesten Besitze an den Rand des Abgrundes gebracht haben.

Nach einem kurzen Überblick über den Zustand des Landes soll weiter über diese Teilung gesprochen werden.

Der letzte Teil der Regierungszeit des Minnesingers auf dem Markgrafenstuhle, der den Höhepunkt der Entwickelung des Rittertums erlebt hatte, fällt so ziemlich mit derjenigen Epoche zusammen, in welcher die Ausbildung des Städtewesens sich mächtig zu regen begann und letzteres aufblühend an die Seite des allmählich, wenn auch damals noch fast unbemerkt, zum Welken neigenden Rittertums trat. Wäre von beiden Seiten der rechte gute Wille gegenseitiger verständnisvoller Hilfsbereitschaft bei wahrhaft national-patriotischem Empfinden die Triebfeder des Tuns gewesen, anstatt daß Neid und Mißgunst, Engherzigkeit und Selbstsucht — von beiden Seiten ins Gefecht geführt — einander bis aufs Blut befehdeten, so würden vermutlich, ja sicher, der durch Städtewesen und Bürgertum korrigierte, aufgefrischte und zu neuer Höhe gelangende Adel einerseits, wie das durch jenen auf richtige Weise angeregte, in seiner Tüchtigkeit immer mehr erstarkende und dabei duldsam bleibende, nicht in den Fehler der Selbstgerechtigkeit verfallende Bürgertum anderseits zwei gleich feurige, gleich lenksame und gleichmäßig einem Ziele zustrebende Rosse vor dem Siegeswagen Germaniens geworden sein. Leider zogen beide vor, in der Hauptsache verschiedene Wege einzuschlagen oder doch, wenn sie zusammengingen, dies mehr oder weniger als feindliche Brüder zu tun.

Für die Markgrafschaft Meißen, dieses den Slaven und deren Unkultur so nahe deutsche Grenzgebiet, mußte die unter Heinrich dem Erlauchten vollzogene enge Vereinigung mit dem der alten Franken-Kultur von jeher weit näheren Thüringen von besonders segensreichem Einfluß sein. Durch die innige Anlehnung an jenes gesegnete Land, welches zweimal in der Geschichte dem Höhepunkte deutschen Geisteslebens, im Mittelalter und in der Neuzeit, eine traute Heimstätte sein durfte; durch die Verschmelzung mit jenem Thüringen, in dessen lieblichen Tälern und auf dessen andachtheischenden Waldgebirgen Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, Friedrich Schiller und Wolfgang Goethe wandelten und geschaffen haben, ist Meißen erst so recht eigentlich in der umfassenden ethischen Bedeutung ein deutscher Staat geworden. Die höfischen Sitten auf Burgen und Schlössern des höheren waren vorbildlich für diejenigen des niederen Adels geworden, und es wäre sehr ungerecht, den, wenn auch oft rauhen so doch nicht rohen Herren, deren Stand und Aufgaben durch die Gebote der Ritterregeln wesentlich veredelt worden waren, ihren Anteil an der Kulturarbeit streitig machen zu wollen. Als feste Horte von Religion und Wissenschaft, Kunst und Kunsthandwerk, wie nicht minder als belebende und belehrende Ausgangs-

punkte landwirtschaftlicher Fortschritte können überdies die Klöster nicht genug gepriesen werden, die in jenen, oft schweren, von Kriegsfurien zerrissenen Zeiten ihre Aufgabe glänzend gelöst haben. Solcher geistigen Bollwerke waren auch im Meißner Land mehr und mehr entstanden, mit damals tiefinnerlicher Berechtigung und zum Segen auch derjenigen kommenden Geschlechter, die ihrer nicht mehr bedurften. Zu den Klöstern auf dem Petersberge und in Brena waren hinzugetreten Altenzelle und Himmelpforte 1175 (im Volksmunde später kurz Zelle und Pforte genannt), Buch bei Leisnig 1192, Dobrilugk, Nimpschen und Zschillen, sowie zu Merseburg, Meißen, Leipzig und anderen Städten. Mit dem Kloster St. Afra zu Meißen entstand 1205 die bekannte und noch florierende Schule daselbst. Ähnliche blühten in Leipzig und Erfurt, Pegau, Zwickau und Chemnitz empor. Der geistige Verkehr unter den Gelehrten erwuchs immer deutlicher zu einer Macht an.

Je mehr auch der weltliche Handel und Wandel sich regte, um so größere Bedeutung erhielten die Handelsstraßen und deren Knotenpunkte — die Städte. Markgraf Heinrich hatte, trotz seiner Vorliebe für Romantik und Rittertum, als deren besten Repräsentanten einer er mit Recht bezeichnet werden kann, auch volles Verständnis und weitgehendes Wohlwollen für Bürgertum und Städtewesen. Hierfür legt unter anderem das Privilegium Zeugnis ab, welches er (außer vielen direkten auch an andere Städte gegebenen) der Stadt Leipzig indirekt erteilte, die bereits zu einem Handelsmittelpunkte geworden war. Er bewilligte nämlich allen nach und von Leipzig reisenden Kaufleuten samt ihren Waren auch dann sicheres Geleit, wenn deren Landesherren etwa mit ihm in Fehde liegen sollten. In dem Erlauchten Heinrich verkörperte sich also gewissermaßen eine Personal-Union zwischen Adel und Bürgertum, von der es gut gewesen wäre, sie wäre niemals in den Jahrhunderten erloschen, hätte sich vielmehr weit früher als es dann geworden, zu einer wirklichen Union herausgebildet. Naturgemäß wuchs Wichtigkeit und Bedeutung der Städte, außer durch die Handelsbeziehungen, die Kunstfertigkeit und den Gewerbefleiß ihrer Einwohner, des weiteren in dem Maße an, in dem ihnen strategische wie politische Aufgaben zufielen. Von den ältesten Zeiten her ruhte eine solche Wichtigkeit auf demjenigen Elbübergangspunkte zwischen dem Einflusse der Prießnitz und der Weißeritz, an dem das altslavische Fischerdorf Drjezdjenje entstanden war. Aus diesem an uralter Verkehrsstraße als Brückenkopf dienenden Orte entwickelte sich allmählich Dresden, die jetzige Haupt- und Residenzstadt.[20])

[20]) Zu den von den Sorben seit dem 6. Jahrhundert im Elbtale angelegten Dörfern gehörte auch Drjezdjenje. Von Osten her kommend, setzten sich diese wendischen Slaven zuerst am rechten Ufer der Elbe fest und dehnten sich erst allmählich auf das linke Ufer aus. Das Heideland des rechten Ufers war der Viehzucht günstig, während die Seen und Teiche des linken die Fischzucht beförderten. Drezja (die vermutliche Wurzel des Namens Dresden-Drezjana) bedeutet Sumpfland und Röhricht; ist mithin wohl ohne Zweifel zuerst der linkselbischen Niederlassung zu teil geworden. Dieses Fischerdorf (zwischen Elbberg

Die im Jahre 1206 zum ersten Male in Urkunden erwähnte Pfarrkirche Unserer Lieben Frauen sowie das markgräfliche Burgwesen, welches den Elbübergang direkt beherrschte, dienten der schnell größeren Umfang annehmenden Siedelung als Mittelpunkte. Heinrich der Erlauchte baute 1287 die erste steinerne Brücke über die Elbe (jetzige Augustusbrücke) und wies die durch deren Benutzung entfallenden bedeutenden Zolleinnahmen an eine gleichfalls von ihm gegründete Kapelle des heiligen Nikolaus, des Patrons der Schiffer und Fischer. Weil Heinrichs erste Gemahlin, Constantia von Österreich, jener Kapelle einen Splitter vom Kreuze Christi schenkte, wuchs deren Ansehen immer mehr; es entstand die Kreuzkirche. Im Jahre der Vollendung der berühmten Brücke (also 1287) erhielt der schon unter Dietrich dem Bedrängten stark befestigte Ort das Stadtrecht, während bereits über hundert Jahre früher (1165) Leipzig oder Lipzk und sodann Pirna 1244, Altenburg 1256 dieses Privilegiums teilhaftig geworden waren.

Aus seiner Ehe mit der 1243 gestorbenen Constanze von Österreich hatte Heinrich der Erlauchte zwei Söhne, Albrecht, geboren 1240 und Dietrich, geboren 1242. Seine zweite Ehe mit Agnes, Tochter des Böhmenkönigs Ottokar Przmislav, welche 1268 starb, war kinderlos. Darauf hatte der Markgraf ein Meißnisches Edelfräulein, Elisabeth von Maltitz, geheiratet, welche, zusammen mit dem Sohne Friedrich, den sie geboren hatte (in der Geschichte „der Kleine" benannt), 1279 vom Kaiser Rudolph (zu Znaym) für ebenbürtig und fähig zur Erbfolge in Reichslehen erklärt wurde. Große Zukunft winkte dem Hause Wettin. Um so bedauerlicher war die Teilung.

Der älteste Sohn Albrecht, wie es scheint, von Jugend auf ein widerwärtiger Charakter, erhielt das Hauptland Thüringen mit der Landgrafenwürde und dem Pfalzgrafenamt. Dietrich erhielt das Osterland mit dem Mittelpunkte Leipzig; Friedrich das Gebiet um Dresden, bis Großenhain auf der einen und Radeburg auf der anderen Seite, mit dem Sitze in Dresden. Die Markgrafschaften Meißen und Lausitz behielt Heinrich der Erlauchte auf seine Lebzeiten sich selbst vor.

Bevor von der sympathischen ritterlichen Gestalt des Erlauchten Heinrich Abschied genommen werden muß, der, im Grunde genommen, allen Menschen wohlwollend, ja vielleicht allzu wohlwollend gegenüber stand, möchte einer Episode kurz Erwähnung getan werden, die ihn in falschem Lichte erscheinen

---

und Fischergasse) mag mit der Zeit die rechtselbische Kolonie an Bedeutung überflügelt haben, so daß der Name der letzteren allmählich verloren worden ist. Die mit der Eroberung der Daleminzierfeste Jana wie mit der Errichtung der deutschen Burgen Meißen und Briesnitz im Gau Nisani um 930 eingetretene Germanisierung des ganzen Landstriches gestaltete dieses Verhältnis (nämlich das überwiegen des linkselbischen Ortes) immer hervortretender. Denn hier wurde (zuerst nur als eine Filiale der um 970 gegründeten Pfarrkirche zu Briesnitz) Anfang des 11. Jahrhunderts die Frauenkirche errichtet. Mit der Kirche war aber auch in diesem Falle ein allgemeiner Aufschwung verbunden. Die Heiden zogen sich in die Haiden rechts der Elbe zurück, bis auch sie christianisiert wurden. Das alte Fischerdorf liegt, deutlich geschieden von der regelmäßig angelegten deutschen Kolonialstadt, um die Frauenkirche.

lassen könnte, fände sie nicht in den ganzen Zeitverhältnissen und der ganz allgemeinen Anschauungsweise jetzt längst vergangener Jahrhunderte Erklärung, die von übergroßer Humanität und Sentimentalität ziemlich weit entfernt waren, wenn es galt, Strafen zu verfügen oder abschreckende Urteile zu fällen. Grausamkeit und Frömmigkeit konnten sogar unter Umständen sogar Hand in Hand gehen; jedenfalls wurde durch Härten das Gefühl nicht verletzt. Man denke an die ganze Art der Kriegführung, bei welcher Reckengestalten wie die der Nibelungen noch immer mehr oder weniger stark vorausgesetzt wurden. Man denke an die Folter, deren Existenz einen scharfen Schlagschatten auf vergangene Zeiten wirft. Man denke aber auch daran, daß eben bei jenen starken Naturen das Gerechtigkeitsgefühl eine sofortige Sühne verlangte, deren Maß nicht immer erst abgewogen wurde. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Racheakt zu beurteilen, oder auch Gerechtigkeits- oder Sühneakt, in welchem Heinrich hingerissen wurde, den Eisenacher Ratsherrn Ludwig von Velspach, durch dessen Verrat die Stadt Eisenach in die Hände der Feinde gefallen war, aus einer großen Wurfmaschine quasi als Geschoß von der Höhe der Wartburg in die Stadt hinunterschleudern zu lassen. Was nun die von Heinrich unüberlegt vorgenommene Teilung anlangt, so zeigte sich als die erste und direkteste, von ihm selbst noch — wie man zu sagen pflegt — „am eigenen Leibe zu verspürende“ Folge dieses unseligen Schrittes das Eintreten von Zerwürfnissen ernstester Art, steten Unfrieden sowie fortwährender harter Befehdungen zwischen den Söhnen untereinander sowohl, wie zwischen ihnen und dem seine Unklugheit und Übereilung wohl bitter bereuenden Vater. Wie die eigene Familie des Fürsten, so wurden naturgemäß auch Land und Leute, wurde das ganze Wettinsche Gebiet durch arge Verwüstungen mitgenommen und geschädigt. Sehr viel ernster und schwieriger noch waren die politischen Folgen nach Heinrichs des Erlauchten Tode. Die gesamte, schön aufgebaute Wettinsche Schöpfung kam hart an den Rand des völligen Unterganges, wobei freilich nicht alles Übel der Teilung zuzuschreiben ist, vielmehr in der Hauptsache dem völlig entarteten Albrecht stark zur Last fällt.

Sicherlich wird durch das Betrachten des „Fürstenzuges“ der Beschauer nicht nur dazu angeregt, über die Personen desselben und deren Stellung zum Sachsenlande, wie über den Zusammenhang Belehrung zu suchen, in welcher diese Personen zueinander und zu den Geschicken ihres Volkes stehen.

Vielmehr dürfte, nachdem die politische Geschichte einer jeweiligen Epoche über diese Fragen Auskunft erteilt hat, die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß der Anblick jener Gestalten in deren historisch treuer bildnerischen Darstellung auch dazu Veranlassung bieten werde, einen Blick auf das „Kulturgeschichtliche“ im engeren Sinne zu werfen.

Nicht uninteressant dürfte es sein, an der Hand des dem leiblichen Auge hier Gebotenen, auch auf die Formen äußerer Erscheinung zu achten und

deren Nebenwerke, welche — trotzdem sie im Vergleich zu den geistigen Errungenschaften, die sich nicht durch Meißel oder Pinsel festhalten lassen, tot genannt werden müssen — immerhin nicht geistlos genannt zu werden brauchen. Denn nichts (selbst das Unbedeutendste nicht) wird von Menschen erfunden oder geschaffen, an dem nicht wenigstens ein Stücklein seines Geistes haftet, auch wenn Hand und Arm die direkten Verfertiger sind.

Der Erforschung oder Besprechung des als unsichtbares Gebilde durch den menschlichen Geist Hervorgebrachten, durch welches gute wie böse Taten in Wechselwirkung mit den Ereignissen in bestimmte Bahnen gebracht und mehr oder weniger direkt die Völkergeschicke gelenkt werden, steht an Interesse die Beobachtung dessen nicht nach, was aus den materiellen Bedürfnissen des täglichen Lebens heraus durch Menschenhand entstanden ist.

Wie — cum grano salis — das Sprichwort Berechtigung hat: „Kleider machen Leute", so liegt viel Wahres auch darin, aus der sichtbaren Umgebung eines Menschen auf diesen selbst und seine Einschätzung in die Kultur zu schließen.

Kunst und Gewerbe gehen — den Geschmack läuternd und die Bedürfnisse adelnd, ebenso Hand in Hand, wie dies — die Sitten fördernd und die Menschen selbst veredelnd — schon seit dem frühesten Anfang der Kultur der Trieb der Selbsterhaltung im Verein mit dem Streben nach Verschönerung des Daseins und dem Bemühen, dem gesamten Menschengeschlecht Bequemlichkeiten zu bieten, getan haben.

Ein Abstecher in die Ausläufer der Kulturgeschichte, wenigstens in diejenigen ihrer Unterabteilungen, die vom Wesen der Trachten und Geräte handeln, dürfte daher — an der Hand der Darstellungen des Fürstenzuges — nicht unwillkommen sein, wenn derselbe auch naturgemäß — weil er der Führung jener Hand sich nicht leichthin entledigen darf — nur verhältnismäßig kleine Gebiete betreffen kann.

So mögen denn den kurzen Darlegungen aus der Staatsgeschichte solche kulturgeschichtlicher Art folgen. —

Kulturgeschichtliches.

I.

Auf mächtigem Streitroß eröffnet ein Herold den Zug der Fürsten und deren Getreuen. Den Stab hält er in der Rechten, der schon im Altertum als Attribut derer galt, die eine Botschaft auszurichten hatten. Die Botschaft, die hier verkündet wird, redet von Treue um Treue, von Liebe um Liebe, redet davon, daß die Gestalten eines allverehrten Fürstenhauses sich bereiten, an den Augen ihrer Landeskinder vorbeizuziehen. Deshalb herrscht eitel Freude im ganzen Volk, in dessen Mitte hinein der Zug durch eine Ehrenpforte zu treten im Begriff ist. Triumpfbogen verherrlichen

wohl Glanz und Ruhm und Siege äußerlicher Waffen, aber wie oft sind mit diesen Machtfaktoren Kälte des Herzens und Starrheit des Gefühls verbunden. Ehrenpforten werden immer von Liebe errichtet, jenem ewig dauernden Siegeszeichen innerer Erfolge. Mit Fruchtgewinden ist der Pfeiler umwunden, an den der Eröffner des Zuges schon nahe herangekommen ist. Zum Zeichen, daß er in friedlicher Absicht naht, erscheint des Herolds Stab mit grünem Kranz versehen, und bunte Bänder flattern, die Freudigkeit der Feststimmung andeutend, lustig im Winde. Croyirer und Krieer, also Ausrufer (vom altfranzösischen Croyer und Krier), wurden auch in Deutschland während des frühen Mittelalters, jene mit den Sitten und Gebräuchen der Völker verschiedendster Gegenden wie mit den Beziehungen der Höfe untereinander und den dort üblichen höfischen Formen gleich vertrauten waffen- und wappenkundigen Leute genannt, denen es oblag, Kunde von einem zum andern zu bringen. Ohne im Dienste eines bestimmten Herren zu stehen, waren dieselben demjenigen am meisten zugetan, von dem sich am meisten erzählen ließ, dessen Eigenschaften am meisten Veranlassung gaben, sein Lob zu verkünden. Eine besondere Art jener Ausrufer und Ausposauner waren die vertrauten, im Gegensatz zum Bekanntgeben an alle Welt mit geheimen Aufträgen entsendeten reitenden Boten, zu denen in der Regel junge und dabei doch erfahrene, mindestens hervorragend geschickte Krieger (meist erbare Kint, das heißt Junker) ausgesucht wurden. Der Weg, selbst Ritter zu werden, stand denselben durch ihre Aufführung offen, und man kann bei ihnen an die auf der Vorstufe zum Offizier stehenden französischen Guiden oder preußischen Feldjäger denken. Alle die Krieer oder Croyer aber, aus denen dann die Herolde hervorgingen, dürften füglich prosaische Sänger genannt werden können. Denn, wie der überall gern gesehene (freilich gesellschaftlich höher stehende) Sänger von Hof zu Hof, von Burg zu Burg zog, in melodischen Versen alle Geschehnisse und Tagesereignisse an jenen oft gar einsamen Stätten zu berichten, so kamen die Rufer beim Beginne von Turnieren oder ähnlichen Veranstaltungen von überall her zusammen, um im Feldlager und in den Zeltreihen, wie nicht minder auf den Straßen der Städte, die den herbeiströmenden reisigen Kriegshaufen als Sammelpunkte dienten, Namen und Wappen, Heimatszugehörigkeit, Rang und Würden der jeweilig neu eintreffenden Fürsten und Herrn dem Heer und Volke vorzustellen. Insonderheit machte es Rufenden wie Hörenden stets große Freude, von den bereits verrichteten Taten vernehmen oder berichten zu können. Allenthalben aber wird von Dichtern wie Geschichtsschreibern rühmend hervorgehoben, daß hierbei allzeit vollständig objektiv und unparteiisch verfahren und das Lob nur nach Gebühr verkündet worden sei. Gefallsucht und Schmeichelei sind überhaupt dem wahren deutschen Wesen abhold.

Bevor von den einzelnen Gruppen und Persönlichkeiten des Zuges, unter Hinweis auf deren Tracht und Erscheinung, gesprochen werden soll, sei es vergönnt, erst einen Blick auf die Rosse zu werfen; jene Haus-

genossen der Menschen, deren Zugehörigkeit zur gesamten Kulturentwickelung von alters her eine so große und innige gewesen ist.

Durch seine tatsächlich oft menschenähnlichen Eigenschaften der Treue und Aufopferung, der Klugheit, der Ausdauer und des Verständnisses im Dienste seines Herrn, hat jenes edle Tier schon von Urzeiten her eine derartig vertraute Stellung dem Menschen gegenüber inne, daß kein Heldengesang existiert, in dem nicht neben den Helden auch deren schöne Rosse aufgeführt und besprochen werden, die Dichter und Erzähler als in einem von Liebe und Vertrauen getragenen Freundschaftsverhältnis zu jenen stehend schildern.

Kein Geringerer als Homer leitet die Darstellung großer Ereignisse mit den Worten ein: „Wer denn war wohl der Beste von Männern und Rossen, die des Atreus Söhnen gefolgt sind?“ — und führt nun zunächst die Rosse auf. Und wie die Griechen, so sind sämtliche arische Volksstämme vermöge ihrer auf Kriegstüchtigkeit fußenden Neigung zum Vollbringen großer Taten mit dem mächtigen Kulturgenossen geradezu verwachsen, als den sich das Pferd von den ersten Zeiten des gemeinsamen Auftretens an erwiesen hat.[21])

Wenn auch ihrem Ursprung nach kein eigentliches Reitervolk, wie die Scythen und Perser, Ungarn und Araber, ist gerade aus der Art, wie die Germanen sich mit dem Pferde und dessen Dienstbarkeit beschäftigt haben, verbunden mit ihrem tiefinnerlichen Empfinden und ihrem Streben, alles zu veredeln, was ihnen auf dem Lebenswege vorkommt (und der Lebensweg einer Nation ist lang), das Reitertum zum Rittertum, zur herrlichsten und edelsten Entwickelung gediehen. Mit der französischen Auffassung und Ausübung vereint, hat es jene schönste Blüte des kindlich frohen, heiteren Mittelalters hervorgebracht, welche im Minnedienst und Frauenverehrung gipfelt. Omnis nobilitas ab equo (aller Adel kommt vom Rosse) sagt ein Sprichwort jener Tage, und wenn dasselbe auch nicht durchaus wahr ist, so liegt doch viel Wahres in ihm.

Als Kriegsroß ist das Pferd seit Jahrtausenden der treue Genosse und Verbündete aller Helden, in den großen Entwickelungskämpfen der Menschheit, wie in den kleineren Streiten innerhalb derselben gewesen. Eine uralte ägyptische Sage gibt hierzu weitere Bestätigung. Osiris fragte nämlich den Horus, welches Tier er für das zum Kriege nützlichste halte, und erhielt

[21]) In der griechischen Sage entsteht das Pferd durch Aufstampfen Poseidons mit dem Dreizack auf die Erde; die Verwandtschaft des schnellfüßigen Rosses mit den reißenden Bächen und Strömen andeutend, die in unaufhörlichem Laufe dem Meere entgegen eilen. Allvater, der oberste Gott der Germanen, der als Wodan selbst auf dem aus einer Wetterwolke zu einem Götterpferde gewordenen Grauschimmel Sleipnir reitet, schuf sofort, nachdem er Nacht und Tag eingesetzt hatte — gleichfalls aus Wetterwolken —, der Nacht ein schwarzes, weißschäumendes, dem Tage ein hellschimmernd weißes, goldmähniges Roß. Allah aber, dem Gott der Araber, der den Menschen aus Erde, das Pferd aus dem Winde hat erstehen lassen, gibt Mohamed die Worte in den Mund: „Nichts habe ich erschaffen, was mir teurer wäre, als den Menschen und das Pferd.“

die Antwort: „das Roß." Als er sich nun wunderte, daß die Wahl nicht auf den starken und unwiderstehlichen Löwen gefallen sei, begründete jener seine Meinung damit, daß er anführte, für den Schwachen sei der gewaltige Löwe wohl nützlich, um mit ihm oder an seiner Statt zu kämpfen, der Starke aber bedürfe des schnellen und gewandten Rosses, mit dem er den Feind nicht nur angreifen, sondern auch verfolgen könne." Diesen Gedankengang haben im Laufe der Zeiten alle Völker zu dem ihrigen gemacht, und nicht zum wenigsten die streitbar kühnen Stammesgenossen Armins und Thusneldas. Trotzdem ist der Ackergaul eine spezifisch germanische Erscheinung; Griechen und Römer kannten nur Stiere vor den Pflügen.

Es war dem Herzens- und Seelen-Adel aller unserer Vorfahren Bedürfnis, dort Treue zu halten, wo ihnen Treue entgegengebracht wurde — auch Tieren, ja selbst leblosen Gegenständen gegenüber. Die Personennamen der Rosse, der Schwerter und der Helme legen Zeugnis hierfür ab.

Wie Goten und Vandalen eine neue Richtung in der Kunst aufbrachten, und vielerlei Morsches von ihnen gestürzt wurde, um dann, von frischem Hauche belebt, wieder aufgerichtet zu werden, so hatten sie auch Einfluß auf die Pferdezucht.

Die antike Welt hatte eigentlich nur eine einzige Art von Pferden gekannt, die leichte Gattung, wie sie sich von den Bergen des Iran wie aus den Tälern des Oxus und Yaxartes kommend, auf den immer grünen Auen von Hellas und unter einem ewig blauen Himmel Roms entwickelt hatte. Mit dem Eintreten der germanischen Stämme in den Reigen der Weltgeschichte tritt auch das schwere oder doch schwerere Roß auf, wie es in Sumpf gebieten und Heidestrecken, auf hartem Boden und bei rauhem Klima sich umgeschaffen und den Bedürfnissen der Ger-Mannen sich angepaßt hatte. „Das Roß" und „daz ors" erscheinen auf der Bildfläche, beides gleichbedeutende Begriffe und gleichen germanischen Namens.

Das lateinische equus wird in den Hintergrund gedrängt, dafür geht der Nebenausdruck cavallus (wohl weil volltönender und besser klingend) in den Wortschatz der romanischen, das ebenfalls aus dem Lateinischen stammende paraveredus aber (aus gleichem Grunde des größeren Wohlklanges anstatt des alten veredus) in die Sprachweise der germanischen Völker über und wird hier schließlich zum „Pferd". Im Französischen ist es zum Palefrois geworden, ein besonders stattliches Roß bedeutend.

Dextrarius und destrier aber wurde die Bezeichnung für dasjenige Pferd, welches, besonders befähigt, als Streitroß zu dienen, dem auf dem Reisegaul reitenden, leicht geharnischten Herrn, vom gleichfalls auf einem solchen sitzenden Knappen an dessen rechter Hand (dextra) ledig geführt wurde, um zum Kampfe vollständig frisch zu sein. Die schwere Eisenrüstung des Ritters, welche von demselben ebenfalls erst kurz vor Beginn des Kampfes angelegt wurde, trug ein tüchtiger Gaul oder March.

Märe sowohl wie Gaul hatten durchaus nicht den Beigeschmack von etwas mehr oder weniger Lächerlichem, wie dies jetzt leider beliebt wird.

Im Gegenteil ist mare oder March (marcher = marschieren, guten Schritt haben) ein altehrwürdiges Wort und bezeichnete auch die in den heiligen Hainen gehaltenen, den Göttern geheiligten Pferde, während Gaul, oder eigentlich Caul die Verdeutschung von Cavallus ist. Auch ein Klepper war durchaus kein schlechtes Pferd, nur war es nicht kunstgerecht zugeritten, so daß es mit den Hufen klappte. Und Gurre, Curre kommt von currere, rennen, war also ein leichtfüßiges Kurierpferd. Hefs oder Hez das leichtfüßige Fohlen, welches ohne Überlegung springt und hetzt. (Daher „blinder Hesse").[22])

Gutes und tüchtiges Pferdematerial lieferte im frühen Mittelalter ein jedes Land. Als besonders schön und mit den vorzüglichsten Eigenschaften ausgestattet galten aber schon damals die Rosse der kastilisch-spanischen Rasse, die schon damals mit arabischem Blut durchsetzt waren — dem Edelsten, was es unwidersprochen im Bezug hierauf überhaupt jemals gegeben hat.

Die Pferde aus Friesland, Ungarn und der Türkei traten als hervorragend begehrenswert hinzu. Und in der Tat bildete ein mittelalterliches Roß das Urbild von Schönheit, Gewandtheit und Kraft. Die heutigen, oft bis zur Karikatur und Unnatur dürren, spinnenähnlichen englischen Renner waren noch nicht „erfunden". Auch das angelsächsische Roß mußte starkknochig und starknervig sein, wie dessen Ahnen Hengest und Horsa.

Diese beiden Figuren, die man lange Zeit für die Heerkönige der Angeln und Sachsen gehalten hat, welche im 5. Jahrhunderte von Jütland aus nach Britannien zogen, scheinen weniger menschliche Personen als vielmehr heilige Rosse gewesen zu sein (ein hengest und ein ors). In feierlicher Weise werden sie — so dürfte man etwa annehmen — den Heerzug eröffnet haben, die Gottheit, der sie geheiligt waren, ebenso versinnbildlichend wie heutigen Tages noch die Fahne mit seinem Wappen die Person des Kriegsherrn. Unterstützt wird diese Annahme (die auch Jähns teilt) durch die Tatsache, daß es z. B. in Persien von alters her Sitte gewesen ist, zwei der Sonne geheiligte Pferde an der Spitze des Heerzuges, gefolgt vom Könige, zu führen.

Die Gangarten im ritterlichen Mittelalter waren stapfes, trapfes, walapp und rapiene. Und wem tönte nicht bei dem bloßen Klange des Wortes stapfes das Stapfen und Stampfen der schweren Hufe auf den Eichenbohlen der Zugbrücken in die Ohren? Als Schlacht- und Turnier-Rosse wurden ausnahmslos Hengste geritten. Mähne und Schweif, über deren

---

[22]) Erinnert nicht das arabische Wort fars und farz (d. h. Stute) an feredus, sowie hissan und hassan (d. h. Hengst), an Hez und hezzen sowie den schnellenteilenden Hasen? Das unvermischte arabische Vollblutpferd im allgemeinen heißt Atik. Wie dasselbe verehrt wird, geht schon daraus hervor, daß die Orientalen den Begriff von Hoheit und Macht in „Roßschweife" umsetzen. Ein Atik ist so edel und steht in so nahen Beziehungen zu Allah selbst, daß der Teufel kein Zelt oder Haus zu betreten wagt, in oder an dem ein Atik sich befindet.

Dicke und Mächtigkeit man sich freute, wurden uneingeschränkt ihrem natürlichen Wachstum überlassen; ja, auch die Fesselhaare an den Füßen blieben ungeschoren und erhöhten den Eindruck des Wilden und Unbändigen. Jene Zeit, in der langwallende Locken noch als ältestes Symbol freier Geburt des Mannes galten, kannte die häßliche Unsitte des Schweifstutzens nicht und erwähnt nur ein Abschneiden von Schweif und Mähne als entehrende Straf-Maßregel. Dagegen kommt das Zopfflechten häufig vor. Unter allen Farben, von denen dem blendenden Weiß der Schimmel oder Blankrosse der unbestrittene Vorzug gegeben wurde, waren auch Schecken, Tiger und Mohrenköpfe nicht nur an der Tagesordnung, sondern sogar beliebt — entsprechend dem Gefallen unserer Altvordern am Bunten und Bizarren —. Der Schecken von Wallensteins Vetter, vor dessen Besteigen Piccolomini, „der Treueste im ganzen Lager", gewarnt hatte, dürfte einer der letzten dieser Pferdegattung gewesen sein, die im Heere geritten wurden. Die Jetztzeit, die in ihren praktisch-nüchternen Erwägungen dem Landmanne gleicht, der „stets auf reine Aussaat streng gehalten" und daher seinem Knaben die Freude nimmt, „Kornblumen, Mohn und bunte Raden" zu finden, hält sich an uniforme Farben, da sie Spielereien abhold ist. — Geritten wurde anfangs nur mit einfacher Trense bis etwa zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Von da an kommen Kandarevorrichtungen mit Doppelzügeln auf, und es kamen Gebisse vor, die recht grausam erscheinen. Aber freilich mögen dieselben bei den so starken Pferden nötig gewesen sein, um sie unter allen Umständen in der Gewalt zu haben.

Die einfache Trense (trens heißt niederdeutsch Schnure und Strick) ist allem Anscheine nach eine der ältesten Vorrichtungen, wenn nicht die älteste überhaupt, durch welche der Mensch versucht hat, unter Benutzung der Empfindsamkeit des Pferdemaules, Herr des Rosses zu werden. Trensen von fest gedrehtem Bast oder Holz werden noch jetzt zur ersten Gewöhnung benutzt. Die ungleich schärfere Kandare (mehr oder weniger auf Hebelsystem begründet) stammt wahrscheinlich von Kante, als dem Begriff von etwas Scharfem, Eckigem. Der auf Hebelkraft beruhende „Kanthaken" dürfte unzweifelhaft etymologische Verwandtschaft mit jenem Stangengebiß haben. Vom Gebisse des Rosses Kaiser Constantins erzählt die Sage, es sei aus den umgeschmiedeten Nägeln des Kreuzes Christi hergestellt worden, damit es Roß und Reiter zum Siege führe.

Während die wilden Reitervölker des Ostens, denen eine möglichst große elementare Freiheit, in Verbindung mit möglichst unbegrenzter Schnelligkeit der Bewegungen Bedürfnis ist, sich noch jetzt ohne weiteres auf den blanken Rücken des Pferdes schwingen, gewann im ritterlichen West-Europa, schon von der fränkischen Epoche an, die Benutzung von Decke, Sattel und Steigbügel eine immer größere Bedeutung. Die gepolsterten Kissen, welche von den Römern der Kaiserzeit als Sitze auf den Pferden benutzt wurden, galten den Germanen als Ausfluß der Verweichlichung. Indessen — ohne damit sagen zu wollen, daß böse Beispiele gute Sitten verderben — begannen

auch sie bald, Felle erlegter Tiere aufzulegen. Als nach der Völkerwanderung ruhigere Zeiten eingetreten waren und das Reisen zu Pferd allgemein üblich wurde, entstanden die verschiedensten Arten von Sätteln; zuweilen mit ihren hohen Rückenlehnen, beim Gebrauche für die Geistlichkeit, an einen tragbaren Stuhl erinnernd. Bis zum modernen Sattel von glattem Leder, auf dem man, streng genommen, nur im Schritt ruhig sitzt, haben die Sättel unendlich viel Wandlungen durchgemacht. Jedenfalls war man auf einem Sattel des Mittelalters aufgehoben wie in Abrahams Schoß. Steigbügel kamen erst ziemlich spät, im 12. Jahrhunderte, auf und anfangs nur zur Erleichterung des Aufsitzens. Später ließ man die ganze Schwere des Fußes, dessen Höhlung fest auftrat, in ihm ruhen, ganz im Gegensatz zu dem heutigen Berühren mit den Fußspitzen. Den Steigbügel halten war ein Akt der Höflichkeit und Freundschaft, als welcher er auch von Damen regelmäßig ausgeübt worden ist.

Der reisige Mann, dessen Ausrüstung immer schwerer wurde, bedurfte eines festen Sitzes. Allzuhohe Gangarten einzuschlagen außerhalb des Tjostes und Turniers war nicht üblich. Bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts blieben die Rosse auch im Schlachtgetümmel ungeschützt, wenigstens war die Cuvertiure mehr Zierat als Schutz. Dann aber begann man, entsprechend der immer dichter werdenden Eisenkleidung des Reiters und Kriegers, die Rosse ebenfalls mit Rüstung zu umgeben. Das Hauptstück war hierbei eine aus Eisenringen, gleich den Panzerhemden der Männer, geflochtene Panzerung, welche — den ganzen Oberteil des Rosses umschließend — Kopf, Hals, Brust und Leib über einer eben so großen Unterdecke von dickem weichen Filzgewebe lag, die das Reiben und Scheuern der Eisenringe verhindern sollte. Der Vorderteil hieß — ein neuer Beweis dafür, wie die Worte der damaligen Ausdrucksweise aus französischen und deutschen Begriffen zusammengestückelt waren — brustenier, der hintere Teil krupiere (croupière), der Kopfschutz testiere, zügerle oder têtière. Über das Ganze ward (entsprechend dem figurenreichen Waffenrocke des Ritters) die, meistens aus kostbarem Stoffe gefertigte, eigentlich allein sichtbare Roßdecke gelegt, die immer bunt war und das Wappen des Ritters von zarter Hand eingestickt zeigte. Zum Kampfe wurde die Cuvertiure oder daz Kleit des orses zurückgeschlagen, da es oft bis zu den Hufen reichte und das Tier sonst leicht gestolpert wäre. Im Laufe der Zeiten machte die schwere Kuvertiure leichteren und kleineren Decken Platz, bis im 17. Jahrhunderte — jedenfalls durch die Einwirkung türkischen Geschmackes und Wesens, mit dem das Abendland mehr in Berührung kam als ihm lieb war (Zrini-Wien) — die „Schabracke“ aufkam, die noch heute existiert.

Es kann natürlich nicht noch detaillierter auf „Satteln und Packen“ sowohl in der Periode des Rittertums wie in den darauf folgenden eingegangen werden, vielmehr sei in dieser Beziehung auf eigenes Anschauen hingewiesen. Auch möchte bei dieser Gelegenheit überhaupt die Erwähnung Platz finden, daß die vorliegende Bearbeitung wohl den Blick und das

Interesse für das Gemälde schärfen und stärken, nicht aber durch das Beschreiben das Betrachten überflüssig machen will.[23])

Charakteristisch ist auch der Schellenbehang an der Pferde-Ausrüstung, welcher uns an der Kleidung der Menschen noch oft begegnen wird. Man braucht nicht weit zu suchen, um den Ursprung der Anwendung von Glöcklein oder Schellen zu finden, und keine gekünstelte Hypothesen aufzustellen. Schon in den ältesten Zeiten (und nicht nur in den verschiedenen Gegenden, die den Schauplatz der Odyssee bilden, sondern gerade auch in den wild zerklüfteten Waldgeländen unserer deutschen Heimat) wurden die Tiere — mindestens aber die Leittiere einer Herde — welche auf den Fluren grasend sich ihre Nahrung suchen mußten, um des leichteren Wiederfindens willen mit einem Glöcklein behangen, ganz wie es noch heute dort üblich ist, wo Weidegang herrscht. Auch die Rosse weideten in dieser Weise, und das helle Klingen ihrer Glöcklein mag schon früh die Reiter belustigt haben.

Das Zeitalter des erwachenden Minnegesanges, welches Blumenduft und Sonnenschein, Vogelgesang und Hörnerschall über alles liebte, und Frohsinn, Lust und Heiterkeit gern auch äußerlich zur Schau trug, hat diese gehenden, fahrenden und reitenden Glockenspiele beibehalten und ausgebaut. Es erfreute sich des Geklingels der Glöcklein und Schellen an der Zäumung der Rosse, an der Kleidung kriegerischer Helden, an der Gewandung schöner Damen. Erst sehr spät sanken die Schellen zur Charakteristik der Narrentracht herab und paradieren jetzt nur noch bei den Schlittenpferden. — Sic transit gloria mundi.

Wie bei der Pferde-Equipierung, so hat der ausführende Künstler auch bei Darstellung der am Auge des Beschauers vorbeigleitenden Figuren der Fürsten und Mannen das große Verständnis an den Tag gelegt, welches er für historische Erscheinungen, für Kunst und Kunstgewerbe, für die Geschichte der Menschen und diejenige der Kostüme besitzt. Spangen und Schnallen, Knöpfe und Agraffen, Riemen und Bänder sind, wie die Bekleidungsstücke selbst, deren Formen und Schnitte, Tragart und Anbringungsweise, allenthalben der beurkundeten Richtigkeit entsprechend, im Bilde festgehalten. Auch die Haartracht, sowie die wechselnde Art, die Bärte zu tragen, läßt sich genau beobachten. Die lang und frei herabwallenden altgermanischen Locken, welche die Deutschen sich zurückerobert hatten, indem

[23]) Viel, oft viel zu viel Geld ward für die Ausschmückung von Roß und Mann ausgegeben. Um die Tugend der Genügsamkeit aufrecht zu erhalten, verbot deshalb den Tempelherren die Ordensregel ausdrücklich, Zügel und Gurte usw. mit Silber, Gold und Edelsteinen zu verzieren. Denn die Zeit, in welcher die ritterlichen Ordensbrüder durch Leben und Verhalten dem Bilde ihres Insiegels entsprachen, auf welchem zwei Ritter auf einem Pferde saßen zum Zeichen der Bescheidenheit und dessen, daß ihnen alles gemeinsam gehöre, war nur zu bald vergangen. Auch wurden wiederholt päpstliche Edikte in dieser Richtung erlassen, um der Verschwendung vorzubeugen, die allenthalben begann, ein fressender Krebsschaden am Wohle des einzelnen wie des gesamten Volkes, besonders aber der rtterlichen Gesellschaft, zu werden. Man denke mit Dankgefühl an die Kabinetts-Ordres der neueren Zeit. Aber freilich: in erster Linie muß das Beispiel wirken.

sie sich von dem römischen Einflusse des Kurzscherens emanzipierten, dessen Banne sie eine Zeitlang unterlegen waren, hielten sich, bis die Rücksicht praktischer Zweckmäßigkeit, welche es nicht ermöglichte, unter Topfhelm und Sturmhaube eine Haarfülle unterzubringen, eine Kürzung verlangte. Nur erscheint — das darf nicht verschwiegen werden — die Möglichkeit des Schnurrbartes zum Kettenhemd sehr fraglich. Die Kreuzfahrer sind seinerzeit sämtlich bartlos in den heiligen Krieg gezogen, und auch später blickt aus der Kapuze des Panzerhemdes immer ein glattes Gesicht in die Welt. Sonst aber könnte selbst der „alte Wrangel", der einst dem Künstler, welcher ihm ein Paar Ahnenbilder malen sollte, den Grundsatz einschärfte: „Die größte Hauptsache ist der ordonnanzmäßige Anzug", mit dem ganzen Gemälde zufrieden sein. Ja auch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge, auf welche der greise Feldmarschall zu Gunsten des „ordonnanzmäßigen Anzuges" verzichten zu sollen glaubte, ist neben jener Bedingung innegehalten.

Faßt man nun die erste Gruppe des Zuges besonders ins Auge, so fällt unwillkürlich die bauschige Weite der Friedensgewandung auf, deren Angelpunkt — wenn man so sagen darf — in der von den Römern übernommenen Tunika bestand. Über dieselbe ward der über die Schulter geworfene, mit einer Fürspange gehaltene Mantel getragen. Dieser faltigen, fast könnte man versucht sein zu sagen weibischen, von den alten Senatoren entlehnten Tracht steht die enganschließende der eisernen Kriegskleidung schroff gegenüber. Letztere, das ganze Mittelalter hindurch unter dem Sammelbegriff „Harnasch" zusammengefaßt, besteht zu jenen Zeiten, das heißt etwa vom 11. bis 13. Jahrhundert, teils aus dem altüberlieferten ledernen Wams, mit übereinander darauf genähten und gesteppten Eisen-Schuppen, der Brünne, teils aus dem engen Kettengeflecht eiserner Ringe, dem Panzerhemd. An beiden dieser Rüststücke waren zur Verstärkung und nochmaliger Sicherung besonders gefährdeter Körperstellen eiserne Dichtungsteile angebracht. Über die eisengeflochtene Kapuze (caput, caputze) stülpte man den Sturm- oder Eisenhut, später den Topfhelm, in noch späterer Zeit den Kübelhelm. Die Beine staken in der maschengeflochtenen Eisenhose, einem trikotartigen Gewebe von Eisendraht, welches auch die Füße umfaßte, also gleichzeitig Strumpf war. Die schon gelegentlich der Pferdeausrüstung erwähnte Unterlage von weichem Stoff, zum Schutze des Körpers gegen den sonst einschneidenden Druck des Kettengeflechtes, durfte auch bei den Menschen natürlich nicht fehlen.

Deutlich läßt sich die Befestigungsart der Sporen wahrnehmen, ebenso wie die Manipulation der Befestigung des Schwertgurtes, nämlich mittelst Durchsteckens des einen Riemen-Endes durch einen Schlitz am anderen Ende.

Lehrreich ist auch die Beobachtung des verschiedenen Schuhwerkes, resp. der Fußbekleidung überhaupt. Nicht minder sind die zur Anschauung gelangenden verschiedenen Kopfbedeckungen interessant, ausgehend von der Urform des Schepel. Daß fröhliche Weisen den Zug begleiten und daher Musikanten die erste Stelle hinter dem Herold einnehmen, ist nicht mehr wie recht und billig. Keiner von uns allen würde sich — ganz abgesehen

von dem Aufziehen der Wachtparade oder dem Einrücken eines Regimentes, bei welchen Gelegenheiten unserm gesamten Volke der Klang von Hörnern oder Trompeten, wie der Schall von Pauken oder Trommeln etwas absolut Selbstverständliches, in Fleisch und Blut übergegangenes ist — einen Festzug vorstellen können, ohne Beteiligung eines Musikkorps.

Was die Musik des Mittelalters betrifft, soweit sie mehr oder weniger kriegerischen Zwecken diente und aus dem Rahmen des Fiedelns und Geigens, dem Klange der Harfen, Zimbeln, Flöten und Schalmeien heraustritt, die auf dem Dorfanger wie im Palas ihre Rolle spielten, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß nicht die große Vorliebe für dieselbe allein es gewesen ist, welche allerhand tönende Instrumente erfinden und die alt überlieferten verbessern ließ,[24]) sowie aufs ausgiebigste verwendete. Vielmehr mußte das Schmettern der Trumetten, nachdem es die Kampfeslust von Mann und Roß, die bereits von Hause aus keine geringe war, noch erhöht hatte, neben dem Rasseln der Tamburen, sowie dem Schlagen und Dröhnen der Pauken, vereint mit dem übrigen Getöse des Schlachtgetümmels, auch dazu dienen, das Schreien und Stöhnen der zum Tode Verwundeten zu übertönen, die oft arg zugerichtet waren. Die auf den ersten, oberflächlichen Blick so überaus heiter anmutende Sache hatte also auch ihren sehr ernsten Hintergrund, denn das Schreien und Wehklagen der in Schlacht oder Gefecht durch Schwerthieb und Lanzenstich, durch Messer und Dolch, durch Pfeile und Wurfgeschosse, Äxte, Keulen und Streitkolben zu Tode Verwundeten und Verstümmelten, das Stöhnen und Ächzen der unter die Hufe der Rosse Gekommenen, sowie das Jammern derer, die im Gewühle des Kampfes — wegen der bereits damals oft übermäßig schweren Panzerung unfähig, sich zu rühren — den Erstickungstod vor Augen sahen, muß herzzerreißend gewesen sein. Erklärt werden kann diese furchtbare, von allen einschlägigen Schriften und Berichten erwähnte Erscheinung durch zwei Faktoren Einesteils ist es Tatsache, daß selbst anerkannt edele und wirklich hochgesinnte Helden von dem Moment an, wo die Schlacht begann, von einer geradezu grausamen und blutdurstigen Kampfbegier befallen wurden, die jede Schonung ausschloß und wohl mit dem Ausdruck Berserkerwut bezeichnet werden kann, so daß tatsächlich ganz grauenhaft schreckliche, schwere Verletzungen an der Tagesordnung waren. Andernteils muß man bedenken, war die Heilkunst und Chirurgie noch dermaßen unvollkommen, daß wirkliche Hilfe in den allerseltensten Fällen geleistet werden konnte, mithin Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung eine furcht-

---

[24]) Der dänische Musikvirtuos Allin gibt gegenwärtig (1902) in seinem Vaterlande Konzerte auf sogenannten Luren, das heißt Bronze-Posaunen des Kopenhagener Nationalmuseums, die ein Alter von mindestens 2500 Jahren haben, und diese uralten Instrumente, die „mit jeglichem Blasinstrumente der Neuzeit zu konkurrieren vermögen", zeichnen sich, wie die Zeitungen berichten, „nicht nur durch die Menge ihrer Töne, sondern auch durch deren reine, starke und wohlklingende Beschaffenheit aus". Rolands Hifthorn Olifant wird zwar aus den Tälern von Roncesvalles nicht soweit gedrungen sein, wie gern berichtet wird; jedenfalls aber standen dem Mittelalter gute Vorbilder in Bezug auf „tönendes Erz" zu Gebote.

bare, traurige Begleiterscheinung der körperlichen Schmerzen und Qualen waren. Alles dies äußerte sich aber in elementarster Form, je näher die Menschen der Natur standen, und gelangte oft in der erschütterndsten Weise zum Ausdruck. Dieses Wehklagen, Jammern und Schreien scheint trotz der ganz unbestritten vorhandenen, ja meist sogar tollkühnen verwegendsten und aufopferndsten Tapferkeit arg gewesen zu sein. Durch möglichst lärmendes und betäubendes Geräusch, noch außer dem Toben der Bewegungen, dem Tosen der Waffen und dem Gellen des Kriegsschreies mußte versucht werden, es zu übertönen. Noch herrschte eben nicht die Disziplin, welche auch in dieser Beziehung die Heere neuerer Zeiten beseelt, noch konnte nicht ein Friedrich II. einem durch die Brust Geschossenen, der vor seinen Füßen im Todeskampfe rang, die herben Worte zurufen: „Junker, sterbe Er ruhig!"

Zum Unterschied von der betäubenden Schlachtmusik, die auf Schönheit oder gar Lieblichkeit keinen Anspruch machte, gab es selbstverständlich und wie schon kurz angedeutet worden, an „Ohrenschmaus" zweierlei, ganz wie jetzt: eine Art Konzertmusik zum Aufspielen und zum Heben der Feststimmung bei Feierlichkeiten, sowie (um mit einem modernen Worte zu reden) die Märsche der Truppen — damals ganz bezeichnend „Reisenoten" genannt. An ihren Klängen hatten auch die Rosse ihr Vergnügen, sie gingen gewissermaßen gehobener, ganz wie dies noch heute bei jeder Kavallerie beobachtet werden kann. So besagt z. B. eine Stelle im „Frauendienst": „Floituren und tambuire gruozten die recken" (Flöten und Trommeln grüßten die Recken), Daz begunde die ors wecken, daz sie mit sprüngen giengen (Das begann den Mut der Rosse zu wecken usw.), Den muot sie gewiengen von der suezen reisenote.

Der Löwe, der auf Waffenrock, Fanfarenbehänge und Fähnlein, auf Schild und Helm der ersten Gruppe des Zuges vorkommt, muß mehr als das damals allbeliebte (und noch heute als solches anerkannte) Sinnbild von Stärke, Edelmut und Tapferkeit angesehen werden, wie als ein bestimmtes heraldisches Wappenzeichen, denn der Löwe ist in das Gesamtwappen der Wettiner erst durch das Landgrafentum Thüringen gekommen. Wohl aber bietet gerade die Figur des Löwen hier ein beachtenswertes Beispiel über die Stellung der heraldischen Figuren überhaupt.[25])

[25]) Diese Stellung oder Wendung richtet sich nämlich je nach dem Zwecke wie nach der Situation. Eine jede heraldische Figur ist nach Maßgabe des Grundsatzes beweglich, daß der Gegner, resp. der gegenüberstehende Freund, ins Auge gefaßt und angesehen werden soll. In Ermangelung eines zu ehrenden Gegenübers wird grundsätzlich die rechte Seite des Schildes als diejenige angenommen, nach welcher die Figuren des Schildes sich zu wenden haben. Dieselben blicken also nach dem Schwertarm des Trägers, beziehentlich nach dem, der vom Schwerte getroffen, resp. dem, vor dem das Schwert gesenkt werden soll. Modern ausgedrückt: „Augen rechts." Aus diesem heraldischen Grundsatze heraus schreiten auch die Wappentiere oder wenden sich die Schildfiguren auf dem Fahnentuche nach dem als Lanze oder Speer geltenden Fahnenschafte.

Nun wendet sich aber der Löwe des ersten Wappenschildes auf der untern Friesborde doch nicht nach rechts dem zu begegnenden Feinde oder Freunde entgegen, das macht, weil

Als typische Formen auf der Grenzscheide des 11. und 12. Jahrhunderts sind die beiden Schilde bemerkenswert, welche von der Kriegergruppe geführt werden. Der alte, nicht heraldische, große Schild mit Buckel und Eisenbeschlägen wird von demjenigen mit Wappenfiguren abgelöst. Markgraf Conrad, als Stammvater, reitet allein, die Hände wie segnend erhoben. Die Träger von Fähnlein und Schwert hinter ihm und Otto dem Reichen weisen den Löwenschmuck auf, während im Überwurf des hinter Albrecht dem Stolzen Einherschreitenden der weiß und schwarz gezahnte Minkwitzsche Schild eingestickt ist. (Theodorich von Minkwitz wird zuerst 1213 genannt.)

Dem aufmerksamen Leser, beziehungsweise dem der Führung sich anvertrauenden Betrachter, wird innerhalb der vorangegangenen Darstellungsabteilung die bekannte Tatsache erneut zum Bewußtsein gekommen sein, daß die Erscheinung des Rittertums sichtlich von französischem Einflusse durchzogen ist. Insbesondere zeigt sich dies durch die vielen französischen Ausdrücke, die sich hier mit den bezüglichen deutschen Worten vermischen. Mit Modifikationen ist dies auch noch über jene Kulturperiode hinaus in Übung gewesen und war noch nicht erloschen, als der französische Einfluß der neueren Zeit einsetzte, dessen Herrschaft jetzt glücklich überwunden ist. Bei vielen drohte der galante und elegante aber freigeistige, flatterhafte und unzuverlässige chevalier mehr zu gelten als der bärbeißige und schwerfällige aber treue, fromme und zuverlässige Ritter. Diese und ähnliche Wahrnehmungen hat Roth von Schreckenstein im Sinne, wenn er darauf hinweist, daß trotz des unverkennbaren und in vieler Beziehung günstigen Einflusses der Franzosen auf die Entwickelung des Rittertums, doch die „Fundamentalprinzipien aller Ritterlichkeit", die Freiheitsliebe der ganzen Nation, deren Waffenfreudigkeit, Gemütstiefe und Treue germanische Einflüsse sind und gewesen sind. Im übrigen, da einmal von den Erscheinungen des Mittelalters (wenn auch nur flüchtig) die Rede ist und auch noch weitere Darstellungen sich damit zu beschäftigen haben werden, möge der sehr beherzigenswerte und sehr wahre Ausspruch Wilhelm Arnolds nicht unerwähnt bleiben: „Wer das Mittelalter preist und die Gegenwart verdammt, hat keinen Verstand für die Geschichte; wer aber die neue Zeit rühmt und das Mittelalter lästert, der hat kein Herz dafür."

---

er, resp. sein Schild, sich im Zusammenhange mit der ganzen folgenden einheitlichen Reihe der übrigen Wappen fühlt. Diese anschauend, handelt er nach den Pflichten heraldischer Courtoisie, die insbesondere bei Allianzewappen in Betracht kommt.

Politisch-Geschichtliches.

II.

Mit der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 war das Deutsche Reich in einen neuen Abschnitt seiner Entwickelung eingetreten. Das Wahlkönigtum, der früher innegehabten Machtmittel, auf denen es ruhte oder doch ruhen sollte, vielfach beraubt, sah, daß es dem mehr oder weniger erblich gewordenen Reichsfürstentum gegenüber nur dann sich behaupten konnte, wenn es eine bei weitem festere Grundlage gewann als sie die jeweilige Hausmacht eines neuen Königs darstellte. Denn häufig genug war ein König gerade deshalb gewählt worden, weil seine sogenannte Hausmacht als eine kleine bekannt war. Die Habsburgsche Politik setzte gleich mit dem Auftreten des ersten Habsburgers ein.

Das Bestreben des Königtums gipfelte teils im Ankaufe aller nur möglichen Ländereien für die Krone, teils darin, daß mit Eifer gesucht wurde, alle diejenigen Reichslehen als erledigte einzuziehen, bei denen der Heimfall an Kaiser und Reich nur irgendwie als eine berechtigte Maßnahme erscheinen konnte. Für eine „passende" Verwendung dieser Territorien wollte Habsburg schon sorgen.

Einleuchtend ist, daß derartige aggressive Pläne gerade auf die Wettinschen Lande um so mehr einwirken mußten, je intensiver nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten dort die Zerrüttung um sich griff. Das Pleißnerland, welches (wie schon erwähnt) Heinrichs Sohn Albrecht von Kaiser Friedrich II., seinem Schwiegervater, als Hochzeitsgabe erhalten hatte, wurde ungerechtfertigterweise von Kaiser Rudolf eingezogen, nachdem derselbe vorher Steiermark und Österreich für das Haus Habsburg erworben hatte. Rudolfs Nachfolger auf dem deutschen Königsthron, Adolf von Nassau, zog nun auch Meißen und die Lausitz als — nach seinem Begriffe — erledigtes Reichslehen ein. Zudem brachte Albrecht, mit vollem Rechte „der Entartete" oder im Volksmunde „der Unartige" genannt, von 1288 bis 1307 regierend, sich und dadurch sein ganzes Haus derartig allenthalben in Mißachtung und wirtschaftete so toll, so vernunft- und pietätlos, daß nicht viel daran gefehlt hätte, die gesamte Wettiner Macht und Herrlichkeit wäre für immer verloren gegangen. Nachdem er bereits 1291 das Gebiet von Landsberg an Brandenburg veräußert hatte, verkaufte Albrecht, der, außer einer blinden Passion für seinen illegitimen Sohn Apitz, weder für Vater, Brüder oder Söhne, noch auch für Untertanen und Land den kleinsten Funken von Liebe in seinem gänzlich aus der Art geschlagenen Herzen trug, ganz Thüringen und seine Ansprüche an Meißen dem König Adolf. Dieser hatte ein Jahr vorher das Pleißnerland an König Wenzel von Böhmen verpfändet und setzte letzteren nun auch als Reichsstatthalter über Meißen und das Osterland ein. Die Macht der Wettiner lag, für den Augenblick, gebrochen zu Boden. Was war aber auch Albrecht für ein Fürst — für ein Mensch? Ein abschreckendes Beispiel nach aller und jeder Richtung hin. In unrecht-

mäßiger Leidenschaft zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, deren Sohn Apitz er mit seinen übrigen Kindern — Heinrich, Friedrich und Diezmann — gleich zu stellen, ja sogar ihm bedeutende Vorteile vor jenen zu geben beabsichtigte, hatte, wie berichtet wird, Markgraf Albrecht einen Meuchelmörder gedungen, mit dem schmachvollen Auftrage, durch einen Dolchstoß ihn von seiner edlen Gemahlin, der Tochter Kaiser Friedrichs (des letzten Hohenstaufen auf dem Kaiserthrone), ledig zu machen.[26])

Der rührende Anblick der frommen Dulderin bewegte indessen das sonst rauhe Herz des Kriegsknechtes derartig, daß derselbe nicht nur von der geplanten Mordtat abließ, sondern mit eigenen Händen der Ärmsten zur Ausführung schleuniger nächtlicher Flucht verhalf. Es war in der Nacht des 24. Juni 1270. Bevor sie die schwanke Strickleiter bestieg, die vom hohen Söller der Wartburg in die dunkle Tiefe des einsamen Waldes führte, trat die unglückliche Markgräfin noch ein letztes Mal an die Betten ihrer unschuldigen Kinder, dieselben zu segnen. Hier soll sie, von Schmerz übermannt, anstatt ihrem ältesten Söhnlein Friedrich einen Abschiedskuß auf den Mund zu drücken, demselben aus Weh und Verzweiflung in die Wange gebissen haben.

Dieser Sohn ist, von 1307 bis 1324 in stürmischer, für ihn meist unglücklicher Zeit als Markgraf regierend, unter dem Namen Friedrich der Gebissene oder auch der Freidige (das heißt „der Kühne") bekannt. Sein Vater hatte es dahin gebracht, daß fast nichts mehr den Wettinern zu Eigen gehörte; und der fortwährende Krieg, sowohl der Wettiner untereinander wie mit den beharrlich sich einmischenden Machtfaktoren des deutschen Königs machte die Länder zur Wüstenei.

Doch versöhnten sich wenigstens die Brüder Friedrich und Diezmann untereinander. Mit Hilfe ihrer Getreuen bemächtigten sie sich Leipzigs

---

[26]) Hin und wieder sind Historiker geneigt, bei dem abscheulichen und sündhaften Benehmen Albrechts gegen seine hohe Gemahlin, einen Milderungsgrund darin zu erblicken, daß dieser Wettiner vom Papste Innocenz direkt und indirekt gegen Margarethe als die letzte Tochter des hohenstaufischen Geschlechtes aufgehetzt worden sei, „damit er sich und sein Haus" — wie der Statthalter Christi sich ausgedrückt haben soll — „nicht mit dem verruchten Blute der Hohenstaufen vermische". Das Gehässige und allerdings nicht vom christlichen Geiste versöhnender Liebe und Milde zeugende dieser unbarmherzigen Verfolgung eines ganzen Geschlechtes bis auf die unschuldigsten Glieder desselben, fällt auf den innocenten Papst selbst zurück. Unverzeihlich und eines deutschen Mannes, eines deutschen Fürsten unwürdig bleibt aber ohne Zweifel, wenn der Markgraf fanatischen Aufhetzungen gegen eine unschuldige, gegen eine edle, reine Frau, seine Gattin, überhaupt hätte Gehör schenken können, wenn er – seine Ehre und die seines Hauses vergessend — zum Ehebruch und noch schlimmerem gelangte. Eine weitere Verschwägerung der Häuser Wettin und Hohenstaufen lag übrigens in der Vermählung der sehr jugendlichen Brigitte, Tochter Dietrichs von Landsberg, Markgraf Albrechts Bruder, mit dem unglücklichen Konradin. Und es dürfte noch ungewiß sein (wie auch Böttiger in seiner Geschichte von Sachsen I. 205 sagt), ob dieses letzten Hohenstaufen vom Schafott herabgeworfener Handschuh vom Truchseß von Waldburg nicht nach Thüringen anstatt nach Aragonien hatte gebracht werden sollen.

und der Wartburg; somit doch wieder festen Fuß auf dem Gebiete ihrer Vorfahren fassend, das man sich bemühte, ihnen zu entreißen.

Aus der sagenumwobenen Wartburg führte Friedrich der Gebissene, dessen unglückliche Mutter einst vor der Mordgier ihres Gatten, seines Vaters, von dieser selben Veste aus in die finstere Nacht hinein hatte fliehen müssen, jetzt seine Gemahlin Elisabeth von Arnshaugk[27]) und das ihm von derselben geborene Töchterchen ebenfalls nächtlicherweile, auf versteckten heimlichen Waldwegen durch die Kette der Belagerer hindurch, zur Taufe nach Reinhardsbrunn. Die rührende Episode, wie der Vater mit den wenigen, ihn begleitenden Rittern sich als eherne Mauer um den kleinen Säugling stellen, inmitten eiliger Flucht und rings umgeben von Feinden, dem Kinde ermöglichend zu trinken „und sollte das ganze Thüringer Land verloren gehen", wird — im Bilde verherrlicht — wohl einem jeden Wartburgbesucher in lebhafter Erinnerung sein.

Weil Friedrich und Diezmann von ihrem unnatürlichen Vater geradezu der Willkür des nach Ausbreitung seiner Hausmacht strebenden Königs Albrecht[28]) preisgegeben, gegen dessen Pläne sich auflehnten, die sie zu vernichten trachteten, wurden beide 1306 in des Reiches Acht erklärt. Dieselbe an ihnen zu vollstrecken, ward Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Heeresmacht gegen diese Wettiner ausgesandt.

Zwischen Leipzig und Altenburg, bei Lucka, kam es am 31. Mai 1307 zur entscheidenden blutigen Schlacht.[29]) Die Brüder siegten, und allmählich, durch günstige Ereignisse unterstützt, stieg ihrem Hause die Sonne wieder auf. Thüringen, Meißen und Pleißen wurden wieder von ihnen übernommen; und durch den Tod Diezmanns[30]) ward Friedrich alleiniger Herr dieser

[27]) In erster Ehe war Friedrich mit Agnes von Kärnthen vermählt gewesen, in zweiter Ehe mit Elisabeth von Arnshaugk; der Tochter erster Ehe seiner Stiefmutter. Nach dem Tode Kunigundes von Eisenberg nämlich, welche schließlich vom Markgraf Albrecht geheiratet worden war, hatte derselbe sich mit der verwitweten Elisabeth von Arnshaugk, einer geborenen Gräfin von Reuß-Plauen, vermählt.

[28]) Albrecht, der Sohn Rudolfs von Habsburg, war von seinem Vater „für sich und seine Erben" mit Österreich und Steiermark belehnt worden, mußte bei der Königswahl erst seinem Mitbewerber Adolf von Nassau weichen, als dessen Gegenkönig er auftrat. Als jener von ihm besiegt worden war, kam Albrecht endgültig auf den Thron.

[29]) „Heute wappne ich mich mit Helm und Schild von Meißen und Ostland, oder sonst niemals mehr" hatte Markgraf Friedrich am Morgen der Schlacht ausgerufen; entschlossen, bis zum äußersten zu kämpfen. Der Sieg war aber ein vollständiger und die Niederlage des Nürnbergers eine ungeheuerliche. Dreitausendsechshundert von dessen Mannschaft blieben tot auf dem Platze und der Schrecken, den die Meißner verbreiteten, welche keinen Pardon gaben, war ein derartiger, daß — wie die Chronisten melden — viele ihre Pferde niederstießen, deren Bäuche aufschnitten und sich in ihnen verkrochen. „Es wird Dir glücken wie den Schwaben bei Lücken" wurde zur volkstümlichen Redensart, wenn jemandem etwas Schlechtes vorhergesagt werden sollte.

[30]) Der berühmte Florentiner Dante Alighieri, mit dessen unsterblichen Werken ein halbes Jahrtausend später ein edeler Wettiner, der gelehrte König Johann sich so angelegentlich beschäftigt hat, tritt hier in ganz direkter Beziehung zum Wettinschen Fürstenhause auf, indem derselbe — damals von seinem Vaterlande flüchtig und im Meißnischen sich

Länder. Apitz war 1307 gestorben und zu Markgraf Friedrichs Glücke schied auch (am 1. Mai 1308) König Albrecht aus diesem Leben, dem Mordstahle seines Neffen Johannes Parricida zum Opfer fallend. Sein Nachfolger, König Heinrich VII. hatte zwar zuerst die Absicht, das aufgehaltene Zerstörungswerk der Wettinschen Macht energisch wieder aufzunehmen; änderte indessen diese Politik dahin um, jene Macht lieber zu erhalten, um einer wirksamen Unterstützung durch dieselbe für seine anderen Pläne sicher zu sein. Friedrich der Freidige empfing daher die Belehnung mit den meisten Erblanden seines Hauses. Die Lausitz freilich, welche Diezmann im Jahre 1298, um neue Mittel zur Fortsetzung des vom Vater aufgedrungenen unnatürlichen Kampfes zu erhalten, bedauerlicherweise an den Erzbischof von Magdeburg veräußert hatte, blieb verloren.[31])

Trotzdem kann man Friedrich den Freidigen oder Gebissenen einen zweiten Errichter des Wettinschen Staatswesens nennen. Nachdem der kühne Kriegsheld, der von jener Stunde an, wo seine Mutter schmerzlichen Abschied von ihm nahm, wohl kaum ein ruhiges Jahr in seinem Leben gehabt hat, durch die Einwirkung eines zu Erfurt aufgeführten geistlichen Schauspieles (Die fünf klugen und die fünf törichten Jungfrauen) in Schwermut verfallen war, starb er am 13. November 1324. Der quälende Zweifel „Was ist der Christenglaube und die Hoffnung, wenn der Zorn Gottes durch Nichts versöhnt werden kann" war der unbeantwortet bleibende Brennpunkt jenes geistlichen Spieles gewesen.

Sein Sohn Friedrich, genannt „der Ernsthafte", war nicht viel über 14 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte, die er während der ersten Jahre unter Vormundschaft seiner Mutter von 1324 bis 1349 inne hatte. Den so jungen Fürsten erklärte sein Schwiegervater, der inzwischen auf den Kaiserthron gelangte Herzog Ludwig von Bayern, im Jahre 1329 für volljährig.

Ernst war die Zeit und ernsthaft mußte Gemüt wie Geistesrichtung eines Landesherren werden (oder auch bereits geworden sein), dessen geistiges Auge beim Besitzantritt des Erhaltenen, die Menge des Verlorenen überschaute. Ernst mußte auch der Vorsatz in ihm reifen, sich des so vielfach angefochten gewesenen Besitzes zu wehren; und so kommt es, daß dem unter diesen Zeichen zum Markgrafen gewordenen Friedrich der Stempel der Ernsthaftigkeit in dem Maße aufgedrückt wurde, daß er nach dieser Eigenschaft benannt worden ist.

---

aufhaltend — dem im 37. Jahre seines Alters heimgegangenen Diezmann oder Titzmann einen Grabgesang dichtete, dessen erste Strophen in goldenen Lettern auf dieses Fürsten Epitaphium vor dem Hochaltar der Paulinerkirche zu Leipzig eingemeißelt wurden. Der Gesang beginnt (nach Glafey, Kern der Geschichte Sachsens) mit den Worten: Tiz ego sum mannus, me olim genuere Parentes.

[31]) Aus dem Besitze von Magdeburg kam die Lausitz sehr bald an Brandenburg; und von da an Böhmen. Erst zwei Jahrhunderte später (1635) ist dieser alte Besitz mit der erst seit dem 15. Jahrhundert sogenannten Oberlausitz, dem alten Milzener Lande wieder an die Wettiner gefallen, um schließlich doch nur zur Hälfte bei ihnen zu verbleiben.

Seinem eifrigen Bestreben, überallhin Ordnung und Stetigkeit zu bringen, verdankt unter anderem auch die Revision der Lehns- und Vasallen-Verhältnisse in den Wettinschen Landen Entstehung wie Durchführung. Das Lehnsbuch Friedrichs des Ernsthaften vom Jahre 1348 bildet noch heute eine der wichtigsten und bedeutsamsten Quellen für die Meißnisch-Thüringische Geschichtsforschung.

Im Jahre 1339 war Friedrich dem Kaiser auf einem Kriegszuge gegen Philipp von Frankreich gefolgt und hier von dem vielfach erprobten greisen Helden, Friedrich von Wangenheim, zum Ritter geschlagen worden (ähnlich wie etwa zweihundert Jahre später Franz I. durch Bayard du Terail) dem „Ritter ohne Furcht und Tadel". Indem dieser „ernsthafte" Markgraf mit derjenigen warmen Begeisterung, die auch im ernstesten Gemüte Platz haben wird, wenn anders die uralten Tugendbegriffe der Indogermanen im Herzen wurzeln, für die Ideale des wahren Rittertums — als einer Verkörperung der vorbildlichen Tat des Drachentöters Georg — voll und ganz eintrat, war es nur logisch und natürlich, daß er von ganz demselben Gesichtspunkte aus, scharf und energisch das bekämpfte, was an den wilden Schößlingen und Auswüchsen jener gleichzeitig romantischen wie praktischen Institution falsch und häßlich geworden war.

Seiner Absicht getreu, in möglichst pragmatischer Weise vorzutragen, das heißt die Erscheinungen und Vorkommnisse der Vorzeit mit denen der Jetztzeit durch anknüpfende Betrachtungen zu verbinden, gibt der Verfasser (das Einverständnis der gütigen Leser vorausgesetzt) an dieser Stelle die Betrachtungen wieder, welche der Freiburger Gelehrte Roth von Schreckenstein an die Begriffe Rittertum und ritterlich anlehnt. „Manch wunderliche pseudo-aristokratische Gelüste der Gegenwart" — sagt derselbe — „werfen ihre Schatten auf das überwundene Rittertum zurück und machen es uns schwer genug, an die nachhaltige Potenz und ununterbrochene Fortentwickelung jener Ideale zu glauben, ohne welche das ganze Institut des Geburtsadels nur ein pathologisches Interesse darbieten würde. Nichts ist beschämender für diesen Stand (und muß von der Hand gewiesen werden) als die angeblich wohlgemeinte Mahnung, die materielle Frage, die sich ihm freilich gebieterisch aufdrängt, für die einzige zu nehmen, nichts verfehlter als der banausische (das heißt von keinem Verständnis für etwas Höheres ihm gegebene) Rat, dem Beutel zu Ehren mit der auf kecke Mannestat und Tugend, Treue und Entsagung hinweisenden Geschichte des rittermäßigen Wehrstandes zu brechen. Wer den Beruf des Adels einseitig im opulenten Großbauerntume sucht, der könnte ihn schließlich beinahe mit dem gleichen Rechte auch an der Börse suchen. Und doch dürfen wir — im frohen Hinblicke auf unser als großartige Erziehungsanstalt wirksames Heer sei das gesagt — an die unentwegte Fortexistenz der Idee der Ritterlichkeit glauben; ja wir müssen daran glauben, wenn wir nicht unsere Muttersprache Lügen strafen wollen. Das schmückende Beiwort „ritterlich" hat seinen guten Klang niemals eingebüßt. Es dient noch immer zur Bezeichnung einer den Kampf

mit den Götzen des Tages, mit den Organen des Pessimismus und Materialismus und des in schnöder Weise auf die Spitze getriebenen Nützlichkeitsprinzips nicht scheuenden, von Ideen getragenen männlich-stolzen und dabei frohgemuten Sinnesart und ist noch immer unvereinbar mit allem, was das Brandmal der Untreue und Vaterlandslosigkeit an sich trägt." Ja, die hehre Idee des wahren christlichen Rittertums, aus Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Gottesfurcht geboren, ist nicht untergegangen; sie lebt noch heute und wird so lange Bestand haben, als jener Dreiklang kein hohler Schall ist — in Deutschland also hoffentlich für immer. Wie zu den Zeiten der Sachsen und Staufen der Berufsstand der zur Verteidigung des Vaterlandes, der Unschuld und der Ehre Verpflichteten zum Geburtsstande wurde, Rittertum und Adel sich praktisch entwickelte, so zieht zur Zeit der Zollern dieser Stand die Grenze ethischer Zugehörigkeit um das edelgesinnte Volk in Waffen. In diesem Sinne der Ethik und des Idealismus „adelt die Schärpe".

Um nun auf die Zustände der Zeiten Friedrichs des Ernsthaften zurückzukommen, in denen manch eine Ausartung des Ritterwesens stattgefunden hat, so möchte doch und dennoch darauf hingewiesen sein, daß das Unwesen der Wegelagerung und der Stegreifräuberei bei weitem nicht derartig allgemein und an der Tagesordnung gewesen ist, wie die geschworenen Feinde des Feudalismus und des „finsteren Mittelalters", in dem Bestreben „gruselig zu machen" und die „Junker" an den Pranger zu bringen, darzustellen belieben. Selbstverständlich wird und muß jenes Unwesen da, wo es vorgekommen ist, rücksichtslos der Verdammung preisgegeben werden, aber man darf auch nicht vergessen, daß dem unglückseligen Faustrecht eine Art Milderungsgrund immerhin in der, wenn auch freilich auf eine schiefe Ebene gelangten, Auffassung des uralten Fehderechtes der freien Germanen zugebilligt werden kann. Unzweifelhaft haben jene Ausschreitungen schwere Makel auf den Schild des Adels geladen; aber selbst Gustav Freytag erkennt an, daß die Inbetrachtziehung eben jenes Rechtes, Fehde anzusagen, geeignet sei, manches Vorkommnis jener Zeit anders zu beurteilen, als es auf den ersten Blick scheine. Er hebt weiter hervor, daß das Recht der Fehde nach volksmäßiger Auffassung jedem freistand, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte — für den Unfreien der Herr. Wo aber das beliebte Schlagwort „Reiten und Rauben ist keine Schande, das tun die Besten im Lande" wirklich in seiner ganzen Schroffheit zur Ausführung gelangt ist, soll, darf und wird es natürlich niemals entschuldigt werden. Übrigens möchte hier — wenn auch vom Faustrecht nur indirekt die Rede ist — ein Ausspruch des Historikers Böttiger Platz finden: „Das Faustrecht hatte doch eine gute Folge in seiner, freilich unbeabsichtigten, Beförderung des städtischen Flors. Eine entferntere könnte vielleicht in der Fernhaltung des römischen Rechtes gesucht werden."

Eine Folge dieser ernst- und gewissenhaften Auffassung seiner Menschen-, Christen- und Fürsten-Pflichten war Friedrichs energisches Auftreten gegen

Landfriedensbrecher einerseits, und die schützende Fürsorge für alle seine Untertanen anderseits. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß durch einen Streit um Orlamünde und Sangerhausen, in welchen verschiedene edele Geschlechter des Landes verwickelt waren (die sogenannte Grafenfehde), die Fluren Thüringens aufs neue verwüstet wurden. Der schwarze Tod aber, die auf genuesischen Schiffen nach Europa gebrachte Pest, wütete ein Jahr vor Friedrichs Tode in einer derartig furchtbaren Weise, daß — wie die Chronik berichtet — allein von der Einwohnerschaft Erfurts innerhalb von sechs Monaten über 12 000 Menschen ihr zum Opfer fielen, die alle nur in großen Gruben verscharrt werden konnten.[32]) Wahrhaftig, die Zeit war reich an Aderlassen der Menschheit.

Friedrich des Ernsthaften Tochter, Elisabeth, vermählte sich mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg; ward die Mutter des ersten Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, und kann somit als Stammmutter des gegenwärtigen preußischen Königshauses bezeichnet werden, während der Land- und Markgraf, ihr Vater — da seine Brüder gestorben waren — der Stammhalter des ganzen Wettinschen Hauses geworden ist. Von den Söhnen Friedrichs des Ernsthaften übernahm der älteste, unter dem Namen Friedrich der Strenge bekannt, 1349 die Regierung, die er bis 1381 führte; gleichzeitig zuerst in Vormundschaft für seinen dreizehnjährigen Bruder Balthasar und den sechsjährigen Wilhelm. Dem klugen Rate seiner hochbetagten Großmutter Elisabeth folgend, die auf dem Schlosse zu Gotha lebte, nahm Friedrich keine Teilung vor, sondern regierte zweiunddreißig Jahre hindurch mit seinen Brüdern in musterhafter Eintracht. Gleich musterhaft und von rührender gegenseitiger Liebe getragen war seine Ehe mit Katharina von Henneberg, die ihm überdies einen ansehnlichen Landbesitz mitbrachte.

Bemerkenswert ist, daß am 9. Juni 1373 Heinrich der Eiserne von Hessen nebst seinem Neffen Herrmann einerseits und die drei Thüringisch-Meißnischen Brüder anderseits zu Eschwege einen feierlichen Erbverbrüderungsvertrag schlossen, indem die fünf kontrahierenden Fürsten sich für ihre gesamten gegenwärtigen und zukünftigen Staaten brüderliche Unterstützung in jeder Gefahr und — unter Ausschließung aller weiblichen An-

[32]) Diese entsetzliche Seuche hat innerhalb der drei Jahre 1348 bis 50, wie festgestellt ist, in Europa 25 Millionen Menschen dahingerafft und ist auch in ihren Begleiterscheinungen von tiefgehender sozialer Wirkung gewesen. Auf der einen Seite nämlich ward durch die pessimistische Voraussicht, binnen kurz oder lang unweigerlich diesem Würgedämon zum Opfer fallen zu müssen, eine schier ungeheuerliche Verwilderung der Sitten hervorgerufen. Denn die Zahl derer war groß, welche die ihnen vermeintlich nur noch verbleibende kurze Erdenzeit in gieriger und schrankenloser Befriedigung ihrer Begierden auszunützen bestrebt waren. Auf der anderen Seite brachte vielfach das Bestreben, durch Bußetun das Schreckliche von sich abwenden zu können, Ausschreitungen entgegengesetzter Art hervor, die in blutigen Geißelungen ganzer, zu diesem Zwecke zusammentretender Genossenschaften (Flagellanten) und anderen übertriebenen Selbststrafen eines über das Ziel hinausschießenden religiösen Fanatismus bestanden.

sprüche — wechselseitige Erbfolge für das überlebende Haus verbürgten. Durch Kaiser Karl IV. wurde dieser Vertrag am 13. Dezember jenes Jahres zu Prag feierlich und ordnungsgemäß bestätigt. Von demselben Kaiser erhielt Markgraf Friedrich die lehenserbliche Reichsoberjägermeister-Würde übertragen. Er übte dieses Amt zum ersten Male auf dem berühmten Hoflager zu Metz 1356 aus, indem er, unter dem Klange von Fanfaren und Jägerhörnern, umgeben von drei stattlichen Jagdhunden, erst einen Hirsch, dann einen Eber auf die Kaiserliche Tafel trug, unterstützt vom Grafen von Schwarzburg als Reichsunterjägermeister. Noch Kurfürst Friedrich August I. erhielt im Jahre 1708 die feierliche Bestätigung dieser Würde. Beim Tode des in jeglicher Pflichterfüllung strengen Friedrich (1381) waren fünf Erben vorhanden. Unter diesen Umständen, die dem Unsegen der Zersplitterung so die Wege ebneten, ging man nun leider doch an eine Teilung. Sie fand am 13. November 1382 zu Chemnitz statt und ist ein Beweis dafür, wie schwierig gute und dem Gemeinwohl förderliche Maßregeln selbst bei Gutgesinnten Eingang finden, wenn sie nur anempfohlen, aber nicht befohlen werden können. Denn der in der goldenen Bulle Karls IV. von 1356 ausgesprochene Rechtsgrundsatz der Unteilbarkeit und dabei der Erbfolge nach den Regeln der Erstgeburt (Primogenitur) hatte damals nur erst Geltung für diejenigen weltlichen Territorien, auf welchen die Kurwürde ruhte.

Balthasar erhielt Thüringen und Wilhelm Meißen mit Dresden. An die, vorläufig unmündigen, drei Söhne Friedrichs des Strengen kamen das Osterland mit Leipzig, die Markgrafschaft Landsberg und die Besitzungen im Vogtland. (Landsberg mit Zubehör, welches Gebiet seinerzeit aus den Händen der Wettiner herausgekommen war, hatte Friedrich der Ernsthafte 1347 zurückgekauft.)

So entstanden in der Hauptsache drei Linien, von denen indessen die thüringische nach dem Ableben von Balthasars Sohne 1440 und die meißnische sogar bereits nach Wilhelms Tode 1407 erlosch und sämtliche Lande dann an die osterländische fielen, deren Haupt nach des Vaters Tode vorerst Friedrich war, der Streitbare genannt. Schon jetzt möge die Bemerkung Platz finden, daß der jüngste dieser Söhne, Georg, bereits im zwanzigsten Jahre seines Lebens gestorben ist. Der mittlere aber, Wilhelm, dessen Gebietsanteil, nachdem auch er (1425) kinderlos gestorben war, ebenfalls an Friedrich den Streitbaren fiel, tritt in der Geschichte nicht sehr hervor, da er sich meistenteils der besseren Einsicht seines älteren Bruders anschloß.

Während Wilhelms des älteren Regierung im Markgrafentum Meißen war in der sogenannten Dohnaschen Fehde die gesamte Burggrafschaft Dohna (ursprünglich Donin genannt) mit 53 zugehörenden Städten und Schlössern[33]) —

[33]) Den direkten Anlaß zum Ausbruche jener Fehde gab eine Ohrfeige, welche auf dem Adelstanze zu Dresden am Martinstage 1400 der Burggraf Jezko von Donin — gereizt darüber, daß er vom Ritter Rütz von Körbitz wegen Ungebührlichkeiten, die er sich gegen dessen Ehegattin erlaubt hatte, zur Rede gestellt worden war — dem mit Recht Empörten verabreicht hatte. Der Markgraf gab dem beleidigten Körbitz Recht, worauf die von Donin

worunter auch Königstein und Weesenstein — an die Wettinsche Herrschaft gelangt. In Thüringen hatte Balthasar durch Erbschaft die schönen Grafschaften Henneberg und Käfernburg erworben.

Kulturgeschichtliches.

II.

Markgraf Heinrich der Erlauchte, der sich als Minnesänger selbst hervorgetan hat, ist in der Manessischen Handschrift — jenem hochbedeutsamen literarischen Denkmale deutscher Kunst und Sitte, welches neuerdings seinem Vaterlande wiedergewonnen wurde, nachdem es unrechtmäßigerweise von Heidelberg nach Paris gekommen war — verdientermaßen als solcher abgebildet. An diese Darstellung Heinrich des Meißners (wie der Markgraf als Minnesänger genannt wurde), den fürstlichen Herrn in pelzverbrämtem grünen Rocke mit übergeworfenem Hermelinmantel zeigend, lehnt sich diejenige auf dem vorliegenden Wandgemälde an. Nur ist der Rock hier reicher verziert und die Pfauenwedel, das Sinnbild des Prächtigen, wallen stolzer und voller. Dagegen mahnt die Laute über dem Rücken und die Pergamentrolle in der Hand an des Fürsten Dichter- und Sänger-Leben. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß unter den Blumen und grünen Gezweigen, die den im Zuge Daherkommenden auf dem ganzen Wege gestreut sind, eine Rose von ganz besonderer Schönheit nebst herrlichem Eichenblatt als diejenigen symbolischen Zeichen erscheinen, die zu Füßen des erlauchten Heinrich grüßen.

Das bäumende, ungebärdige Roß mit fliegender Mähne, und die ganze Gestalt des mit demselben verwachsenen Albrecht, den die Geschichte den „Entarteten" nennt, sind vortrefflich geeignet, die Sinnesart jenes Fürsten zu charakterisieren, dessen unholdes Wesen ihn beinahe zum Mörder hatte werden lassen. Finster drohenden Blickes, von flatterndem Haupthaar und struppigem Barte umgeben, sticht sein Gesicht unfriedlich von dem heiteren

---

ihm die Fehde ansagten. Sie brandschatzten das Land in arger Weise, bis endlich die Zerstörung ihrer alten Veste Ruhe herbeischaffte, aber damit zugleich die Vertreibung des alten Burggrafengeschlechtes aus dessen Stammesheimat zur Folge hatte. Der Leipziger Bürgerssohn Hans Druckschuh, der als reisiger Knecht des Markgrafen Fähnlein gefolgt war, ist der Erste gewesen, der nach heißem Kampfe den durch die Meißnischen Wurfgeschosse arg zugerichteten Bergfried von Donin betrat. Jezko rettete sich durch einen unterirdischen Gang erst nach Weesenstein, dann in böhmisches Gebiet. Weder er noch einer der Seinen hat seitdem wieder hier Fuß gefaßt. Die Familie, der in frühesten Zeiten ein Mitanrecht auf einen Teil des Zolles der ersten Dresdner Elbbrücke zugestanden haben soll, hat sich hauptsächlich in Ostpreußen verbreitet, woselbst sie noch heute floriert. Auf dem Platze der ehemaligen Burgfreiheit des nach jener Fehde zerstörten Schlosses Donin, dem jetzigen Schützenhausgarten von Dohna, beging in den mittelsten Tagen des Juli 1902 die Bürgerschaft dieses uralten Städtleins unter festlicher Teilnahme der Nachbargemeinden die Feier der 500jährigen Zugehörigkeit zum Hause Wettin, wobei Bürgermeister Schneider in der Festrede an die am 19. Juli 1402 stattgefundene Besitzergreifung seitens des Markgrafen Wilhelm anknüpfte.

Kranze ab, den der Maler ihm auf die Schläfen gedrückt hat, um durch den schroffen Abstand die Gewalt jenes Eindruckes zu vermehren. Bezeichnend auch ist die durch ihre scharfen Stacheln Schmerz verursachende Distel, die hier zur Seite des Weges blüht.

Am Riemenzeug gewahrt man zum ersten Male die Befestigungsart mittelst Schnalle, die Sporen aber mit Rädlein versehen, entgegen dem bisherigen einfachen Stachel. Die Roßdecken beginnen ganz allmählich ihre Eigenart als Kleidungsstück zu verlieren. Die Sitte des Anbringens von Schellen hat zugenommen. Alles das ist richtigerweise zur Darstellung gelangt. Obergewand und Beinkleid, früher zumeist aus einem Stücke bestehend, wie die Haut einer Schlupfwespe, sind jetzt zwei selbständige Stücke, obgleich die enganliegenden trikotartigen Hosen — auch Niederkleid genannt —, welche von den Fußspitzen bis weit über die Hüften hinaufreichen, ihren alten Strumpfcharakter treulich bewahren. Deutlich zeigt dies der Anzug des Junkers, welcher Markgraf Albrechts bäumendes Roß mit kräftiger Hand am Zügel führt. Die auf dessen Oberkleid eingestickte Wappenfigur läßt ihn zum Geschlechte der von Einsiedel gehören. (Peter von Einsiedeler kommt zuerst 1307 vor.) Auch ist, in weiterer Konsequenz der Zweiteilung von Ober- und Nieder-Kleid, zu beobachten, wie das Obergewand, welches bisher in der Regel durch eine weite Halsöffnung über den Kopf gezogen wurde, nunmehr auf der Brustseite offen ist und zugenestelt oder gehakt wird. Auch die während des ganzen Mittelalters so überaus beliebten Zaddeln, das heißt Aus- und Einschnitte in der Kleidung, gewinnen an Verbreitung.[34])

An dem Rocke des hinter Friedrich dem Strengen einherschreitenden Herrn von Milkau, dessen Wappentier, der eine Partisane in der Pranke haltende Löwe, an den Zaddelungen des Oberärmels angebracht ist, sieht man bereits die Schließung durch Knöpfe. (Als erster dieses Geschlechts gilt 1302 Frizco de Milcawe.) Gugelhaube oder Kapuze weist der nächstfolgende Knappe auf, einer von Gablenz; man sieht sein Wappen, eine Gabel im gestürzten Dreieck am unteren Rande seiner Kopfbedeckung. (Heinricus de Gabelenze kommt 1291 vor, und Georg saß auf dem gleichnamigen Gute 1220.)

---

[34]) Ähnlich den mit der Zeit zu kunstvollen Ornamenten entwickelten Decken und Hüllen der Helme (der in der Heraldik so bekannten Helmdecken) ist auch dieses Zaddelwerk durch das ursprünglich vollständig unfreiwillige Zerfetztwerden infolge feindlicher Stiche oder Hiebe entstanden. Auch hier ward gewissermaßen die Not zum Gebot gemacht, indem man nun freiwillig und absichtlich Teile der Kleidung zerfetzt erscheinen ließ, oder bunte Fetzen an derselben anbrachte, die der ganzen Gestalt etwas Verwegenes und Phantastisches bringen sollten. Allmählich war auch in diese désordres Ordnung gebracht und die Sache in ein System geleitet worden. Ausgeburten und Extravaganzen, die natürlich vorkamen, sind auf dem Sgraffito-Fries vermieden worden. Und dies mit Recht; denn die allerdings in Wirklichkeit vorgekommenen Auswüchse derartiger Geschmacksrichtungen haben schon damals nicht zur normalen Art der Kostümierung gehört, ebenso wie spätere Jahrhunderte das unsere nicht für die Verkehrtheiten und Übertreibungen der heutigen Gigerl, Gecken und Modenarren verantwortlich machen können.

Die Gugel, vom lateinischen cucullus = Hülle, samt ihren Abarten, ist eine der besonders charakteristischen Erscheinungen des Mittelalters und steht, ihrer Konstruktion nach, Kopf, Hals und Schultern umschließend, gewissermaßen auf dem Boden des auf den Schultern aufsitzenden Kübelhelms. Weil ganz außerordentlich praktisch, hat die Gugel, deren Grundform man noch heutigen Tages kennt und schätzt, eine große Menge von Abarten schon damals gefunden. Das Eindringen von Nässe, sowie — was doch beim Herumstreifen durch das Dickicht der Wälder sonst ganz unvermeidlich gewesen wäre — das Hineinfallen von Blattwerk und sonstigen Gegenständen in den Raum zwischen Körper und Kleidung wurde durch die Anordnung der Gugel zur Unmöglichkeit gemacht. Auch gewährte dieselbe einen vortrefflichen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Ließ die in sackartiger Form zur Kapuze (caput = der Kopf, caputchen) gewordene Gugel — wie dies besonders in Böhmen sehr üblich war — in teils törichter, teils zum Zwecke der Unkenntlichmachung absichtlicher Übertreibung des eigentlichen Zweckes nur Augen, Nase und Mund frei, so hätte es sehr nahe gelegen, daß die also Verhüllten, falls der Stoff ihrer Kleidung nur einigermaßen dunkel war, einen finsteren, abstoßenden und unheimlichen Eindruck hervorgerufen haben würden. Dies widerstrebte aber dem lustigen Frohsinn der Zeit und um einer solchen die volle Heiterkeit des Lebensgenusses beeinträchtigenden Möglichkeit zu begegnen, fertigte man diese Kopfhüllen aus bunten und grellfarbigen Stoffen der verschiedensten Art. Ja, man benähte sie mit Glocken, Schellen und allerhand sonstigem Flitterwerk. Ihr oftmals in einen langen, dünnen Sack auslaufendes Zipfelende erhielt mitunter eine derartige Ausdehnung, daß es, den Rücken entlang baumelnd, beinahe bis zur Erde reichte. Grotesk waren fürwahr manchmal die Einfälle unserer Altvorderen und ihrer Zeit! Da übrigens die Gugel im Hause nicht getragen, dieselbe auch schließlich zum Zurückschlagen des eigentlichen Kopfteiles eingerichtet wurde, so blieb für das, jetzt wieder mehr lockig herabwallende Haar, der Schmuck früherer Perioden, in Gestalt von Reifen, Ringen und Kränzen.

Eine Art von Verbindung der in jenen Jahrhunderten als bandförmiges Schmuckstück beliebten Sendel- oder Zendelbinde (nach dem gleichnamigen Seidenstoff so benannt) mit den ganz plötzlich aufgetauchten Übergangsformen zur heutigen Mütze (die in tausenderlei Abarten erschienen und niemals ganz wieder verschwunden sind), zeigt die Kopfbedeckung desjenigen, der sich durch das bekannte schwarze Dreiblatt auf weißem Grunde als ein Carlowitz kundgibt. (Diese alte, aus dem Osten stammende Familie, deren Glieder verhältnismäßig spät im Meißnischen auftreten, nämlich am Ende des 14. Jahrhunderts, soll mit den Herzögen von Durazzo in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Trotz ihres verhältnismäßig späten Erscheinens in den Wettiner Landen hat sich dieses Geschlecht bald unter die angesehensten der Alteingesessenen emporgeschwungen.) Die schon ziemlich bestimmt entwickelte Gestaltung, welche für Hut und Barett aller künftigen Zeiten als

grundlegend bezeichnet werden muß, weisen die Kopfbedeckungen der beiden Markgrafen Friedrich auf. An den Gewändern der Fürsten ist übrigens der Stoff deutlich als Brokat zu erkennen, wie er bis noch in die Revolutionszeit des 18. Jahrhunderts für Prunkgewandungen üblich gewesen ist. Von den mancherlei verschiedenen Formen und Arten der das Haupt der Krieger des Mittelalters schützenden Helme, Eisenhüte, Barthauben, Bassineds, Saladen und Bourguinons dürfte wohl diejenige, die hier von Friedrich dem Strengen getragen wird, zu den unschönsten gehören. Die Beinschienen dieses Fürsten lassen erkennen, daß das Platteneisen für die Verwendung von Panzerungen an Bedeutung gewinnt und die Kettengeflechte verdrängt.

Außer Friedrich dem Streitbaren, dessen Schwert weniger ein solches zum praktischen Kriegsgebrauch ist, als es dasjenige des Erzmarschall-Amtes darstellt, und Kurfürst Moritz, der den langen Streithammer in der Hand hält, ist Friedrich der Strenge, der mit eisernem Willen Ordnung in den Wirren zu schaffen bestrebt war, welche durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, auch auf Meißen und Thüringen lasteten, bezeichnenderweise der Einzige im Fürstenzuge, der mit blanker Waffe auftritt.

Politisch-Geschichtliches.

III.

Ein herrlicher fürstlicher Rittersmann, angetan mit Kurhut und Kurmantel, das Schwert des Reichserzmarschallamtes in der Rechten — so reitet Friedrich der Streitbare daher. Von 1382 bis 1428 regierend, als tüchtiger Heerführer weit bekannt und in über vierzig Fehden erprobt, ward dieser Markgraf von Meißen im Jahre 1423 von Kaiser Sigismund mit Land und Würde der in der Person Herzog Albrechts ausgestorbenen Askanier belehnt; — belehnt mit dem Herzogtum Sachsen-Wittenberg und dem mit demselben seit Rudolf von Habsburg verbundenen Erzmarschallamt samt der hierzu gehörigen Kurwürde des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Zum Herzog zu Sachsen hatte im Jahre 1180 Friedrich Barbarossa den Herzog Bernhardt von Ballenstedt aus dem Hause Askanien erhoben; teils als Belohnung des Ballenstedters für dessen treue Dienste, teils aus Hohn auf den ihm untreu gewordenen und in die Acht erklärten alten wirklichen Sachsenherzog, Heinrich den Löwen.

Der Name des alten eigentlichen historischen Sachsen an Weser und Unterelbe kam dadurch außer auf Lauenburg, welches diesen Beinamen bereits führte, auf das verhältnismäßig kleine Landgebiet des nunmehrigen neuen Herzogs an der Mittelelbe mit der Hauptstadt Wittenberg, den nachmaligen Kurkreis. Durch die goldene Bulle Kaiser Karls IV. fiel sodann

1356 die Kurwürde an die dortigen Askanier. Nun waren dieselben ausgestorben.

Die große Hussitenbewegung in Böhmen war der Ausgangspunkt vieler Ereignisse; — ganz abgesehen davon, daß sie zu der festen Gestaltung des „Schwanes" wesentlich beigetragen hat, der aus der Asche der 1415 zu Konstanz schmählich verbrannten „Gans" aufgestiegen ist. Eine Folge der Hussitenkriege auch — in denen der streitbare Markgraf von Meißen mit Gut und Blut dem Kaiser Sigismund eine derartig wirksame Hilfe und Unterstützung war, daß ohne dieselbe der Ausgang mehr als fraglich gewesen wäre — ist das Gefühl der Dankbarkeit, welches in jenem aufstieg. Ein Resultat dieser Dankbarkeit aber war die Übertragung der sächsischen Kurwürde nebst dem erledigten Herzogtum Sachsen-Wittenberg an den Wettiner Friedrich am 6. Januar 1423 (ähnlich wie aus gleichen Gründen diejenige der Kur- und Mark Brandenburg bereits 1417 an den Hohenzoller Friedrich, den Burggrafen von Nürnberg, gekommen war).

Wieder und wieder mußte gegen die erregten Hussiten angekämpft werden und schon damals mag man an vielen Orten eingesehen haben, wie unklug es ist, eine Sache gewaltsam unterdrücken zu wollen, die in Herz und Überzeugung gutgesinnter Massen des Volkes wurzelt. Auch damals zeigte es sich, wie schnöder Wortbruch, wie treuloser Verrat eine böse Tat bedeutet, deren Fluch es ist, „daß sie fortwährend immer Böses muß gebären". Warnend, aber nicht beachtet, steht es auf den Blättern der Geschichte geschrieben, wie blutig diese langwierigen, alle Leidenschaften des religiösen wie nationalen Fanatismus entfesselnden Kriege gewesen sind, durch welche ganze Gauen und weite Länderstrecken zur trostlosen Wüste gemacht wurden; Menschen erschlagen, Ortschaften eingeäschert und Saaten zerstampft worden waren.[35]) Trotz der ungewöhnlich vielen Fehden und Kriege, Schlachten und Gefechte, in denen Friedrich, der erste Kurfürst von Sachsen Wettinschen Stammes, seine „Streitbarkeit" aller Welt kundgetan hat, ist doch aus dem Beinamen, der ihm mit Recht gegeben worden, nicht etwa zu folgern, daß nur blinde Sucht nach Kampf und Streit ihn seine Völker zur Schlachtbank führen hieß. Vielmehr hat er das deutsche Ritterschwert des pflichtgetreuen Fürsten nur deshalb mit dem Kurschwerte des heiligen Römischen Reiches auch außerhalb seines Wappenschildes so gar scharf in die Erscheinung treten lassen, weil er es für seine heilige Pflicht hielt, das zu bekämpfen, was ihm schädlich und schändlich schien. Nicht er allein vermutete hinter dem Deckmantel frommer Begeisterung der Hussiten die allerverderblichsten sozialistischen Zwecke. Jene „fromme Begeisterung", die zu Anfang unleugbar vorhanden

[35]) Ob der neuerdings in so bedenklichem Maße zum Durchbruch gelangende Deutschenhaß der Tschechen nicht etwa teilweise auf das Gedenken an die Ereignisse jener Zeit zurückzuführen sei, obwohl das Parteiverhältnis zu den Religionsbekenntnissen jetzt gegen damals ein fast diametral entgegengesetztes ist, mag dahingestellt bleiben. Die Böhmen fochten nicht nur für den Glauben. Ein historischer Vortrag des Professor Dr. Richter im Dresdner Geschichtsverein wirft dieselbe Frage auf.

gewesen ist, hat denn auch schließlich nachgelassen und die Roheit ausgelassener Horden trat an deren Platz. — Dieselbe Erscheinung, wie sie 200 Jahre später an den „Glauben rettenden" Schweden zu beobachten gewesen ist. In einer einzigen Schlacht der Hussitenkriege, der bei Aussig am 16. August 1426 fiel die Blüte der Meißnisch-Thüringischen Ritterschaft, nachdem von derselben Wunder der Tapferkeit vollbracht worden waren, die aber gegen die Wut und die Wucht der Böhmen nicht aufkommen konnten.

Weit über zehntausend Landeskinder aus Meißen und Thüringen bedeckten als Leichen die blutige Wahlstatt. Und wenn je das Wort des Dichters „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen" in Verwirklichung getreten ist, so an jenem grauenvollen Mordtage. Denn die mit der Zeit zu Hyänen gewordenen Scharen Prokops, den blinden Ziska rächend, hatten ihre Drohung, keinem einzigen Gegner das Leben zu schenken, dessen sie habhaft werden könnten, „Gefangene nicht zu machen", auf den Punkt erfüllt. Fünfhundert gekrönte Helme und zwölf Grafen lagen, wie der Bericht sagt, unter den Opfern in erster Reihe. Kaspar von Schönberg, Herr auf Reinsberg, fiel mit seinen fünf Söhnen auf einer und derselben Stelle. Vom Geschlechte der von Köckeritz blieben zwölf Sprossen auf dem Felde der Ehre. Ähnliches betraf die Pflugk, die Gersdorff, die Miltitz, und keine einzige Meißnische Familie gab es, die nicht in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Ein Gleiches gilt von den Thüringern. Vierhundert Bürger von Langensalza, Spartaner im edelsten Sinne, lagen hingestreckt um das Banner ihrer Stadt — ein Bewunderung einflößender Leichenhaufen, und Johann Welzing, Hauptmann der Gothaer, opferte sich umsonst auf, die an deren Spitze gefallenen Grafen von Gleichen zu rächen.

So war das gekreuzte Doppelschwert, das Schildzeichen des Reichserzmarschalls, sofort bei der Übernahme durch den streitbaren Wettiner von rauchendem Blute rot gefärbt, in treuester Pflichterfüllung für Kaiser und Reich, im Sinne Sigismunds, des Oberlehnsherrn.

Naturgemäß brachte die Kurwürde erhöhte Pflichten, aber auch erhöhte Rechte. War z. B. die den nunmehr kurfürstlichen Kanzleien zustehende Befugnis, mit rotem Wachs zu siegeln, nur eine an sich mehr äußerliche Ehrung, so barg doch die mit diesem Rechte verbundene Befreiung der kurfürstlichen Rechtssprüche von der um Gutheißung bittenden Vorlegung vor das Königsgericht eine tiefe Bedeutung in sich; als eine neue Etappe auf dem Wege zur unabhängigen Landeshoheit. Der Name Sachsen — von dem Herzogtum überkommen, mit welchem die Kurwürde verbunden war — verbreitete sich allmählich über alle Wettinschen Besitzungen, dieselben von nun an unter diesem einen Namen zusammenfassend.[36])

---

[36]) Daß streng von Rechts wegen der Bevölkerung von Meißen und Thüringen dieser ursprünglich an der Nordsee heimische Name „Sachsen" nicht gebühre, ward schon erwähnt. Aber das Recht ist sächsisch.

Wie der Name Sachsen auf die Gebietsteile des Hauses Wettin überging, so nahm hinfort auch das mit dem Schwerterschilde des Erzmarschalltums verbundene Wappen der Askanier — der schwarzgoldene Balkenschild von Ballenstedt (Balkenstedt), belegt vom grünen Rautenkranze — als sächsisches Wappen den Vorrang vor allen bisher zusammengekommenen Schilden der Wettiner ein,[37]) überflügelte also die Landsberger Pfähle (blau in Gold), den Meißner Löwen (schwarz in Gold) und den Löwen von Thüringen (rotweiß-gestreift in Blau).

Aber nicht nur Kriegsruhm umgab den streitbaren ersten Kurfürsten von Sachsen. Mit seinem Bruder Wilhelm zusammen, der inzwischen gestorben war, hatte derselbe bereits im Jahre 1409 die Universität zu Leipzig gegründet, in welcher von Anbeginn der Wettinschen Herrschaft an mit Freiheiten und Privilegien aller Art begnadeten Stadt durch Dekret Friedrichs des Ernsthaften 1327 die wendische Sprache abgeschafft war und im amtlichen Verkehr nur noch deutsch geredet werden durfte, auch sehr bald in der gesamten Bürgerschaft nur deutsch gesprochen wurde.[38]) Otto von Münsterberg eröffnete am 4. Dezember 1409 als Rector magnificus die lange Reihe hochgelehrter und berühmter Männer, an deren schönes Ende gegenwärtig sich Herr Professor Dr. Wach geschlossen sieht. Der jeweilig regierende Landesherr aber bekleidet seit nun beinahe einem halben Jahrtausend die Würde eines Rector magnificentissimus. — Wieder ein Band mehr, welches Fürst und Volk verbindet. Was Böttiger in seiner Geschichte Sachsens über die Gründung

---

[37]) Als im Jahre 1180 Graf Bernhardt von Askanien durch Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogtum (oder in diesem Falle vielleicht treffender gesagt, der „Herzogschaft") Sachsen belehnt worden war, hatte derselbe das Stammwappen seines Hauses, nämlich Ballenstedt, beibehalten. Doch verlieh ihm der Kaiser als ein Abzeichen auf dasselbe den bekannten grünen „Rautenkranz". Über diesen und daß er möglicherweise mehr im allgemeinen ein Rutenkranz, das heißt ein Kranz von Zweigen sein und mit der Rautenpflanze direkt nichts zu tun haben dürfte, habe ich an anderen Orten geschrieben. Das Wappenzeichen des geächteten und „erledigten" Herzogs von Sachsen ward dem Ballenstedter nicht beigegeben. Dasselbe blieb auch ferner bei den Nachkommen Heinrich des Löwen und bildete dann das Wappen von Braunschweig-Lüneburg.

[38]) In der Bestätigungsbulle Papst Alexanders für jene, nach Prager und Pariser Vorbild errichtete Hochschule werden als Vorzüge für dieselbe die Lage in der Stadt Lipzk gerühmt, eines volkreichen, geräumigen Ortes unter freundlichem Himmel, mit allem Nötigen von Gott vorzüglich gesegnet und mit Einwohnern, die als besonders artige und wohlgesittete Leute bekannt sind. Was den sächsischen Volkscharakter anlangt, so ist durch den burlesken Gassenhauer „Nicht zu nördlich, nicht zu südlich, Nee, das ist doch zu gemütlich" die weitbekannte und rühmenswerte sächsische „Gemütlichkeit" in ein schiefes Licht gesetzt worden. Würde man anstatt des Wortes „gemütlich", welches da und dort als eine Art Umschreibung von „indolent" in Verruf gekommen ist, den Ausdruck „gemütvoll" setzen, so wäre damit der Nagel auf dem Kopfe getroffen. Ungefähr dieselben Betrachtungen lagen dem Vortrage des Literaten Kirchbach zu Grunde, in welchem letzterer im Februar 1898 über „Sachsens Vorzüge" im Sachsenverein zu Berlin gesprochen hat, einer unter dem Protektorate des sächsischen Gesandten Grafen Hohenthal und dem Vorsitze des Schriftstellers Georg Zimmermann stehende patriotische Vereinigung sächsischer Landeskinder in der großen Zentrale des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

dieser Universität sagt, dürfte gern gehört werden: „Es war eine großartige Erscheinung mitten in den unzähligen Fehden, in der Barbarei des Faustrechtes, in dem Ringen des Bürgertums mit der Feudalaristokratie, eine Hochschule aufblühen zu sehen, welche, eine Pflanze des Friedens, jenes streit- und turnierfreudige Rittertum, aber auch die Blüte und Größe der Städte lange überlebt hat; eine Eiche, an welcher bald fünf Jahrhunderte mit ihren Generationen, mit ihren Stürmen und ihrem Sonnenschein, mit Krieg und Frieden vorübergegangen sind. Der Blitz hat sie oftmals getroffen, nie gebrochen." Am 4. Januar 1428 starb Friedrich der Streitbare. Sein Leichnam, der, um den Nachstellungen der Hussiten zu entgehen, erst an anderen Stellen gesichert worden war, ist der erste eines Wettiners, welcher in der von ihm erbauten Fürstengruft des Domes zu Meißen bestattet wurde. Ihm folgte im Kurlande sein ältester 1412 geborener Sohn Friedrich der Sanftmütige (1428—1464), welcher in der ersten Zeit in den übrigen Ländern mit seinen drei Brüdern Sigismund, Heinrich und Wilhelm gemeinsam regierte.

Zwei Tage vor seinem Tode hatte Friedrich der Streitbare seine getreuen Räte und diejenigen Söhne, die anwesend waren (Sigismund und Heinrich befanden sich gerade in Braunschweig zum Besuche ihres dortigen Oheims, des Bruders ihrer Mutter), um sein Lager versammelt und folgende schönen Worte gesprochen, von denen nur zu wünschen gewesen wäre, daß man sie immer und allezeit erfüllt hätte. Der sterbende Kurfürst sagte: „Liebe Söhne, Zeit und Stunde ist gekommen, daß ich aus diesem sterblichen Leben zum unsterblichen abwandere. Mein Abschied fällt ja unzeitig, wegen des böhmischen Krieges, man muß aber dem göttlichen Willen, der niemals anders als gut ist, alles heimstellen. Lasset Ihr nun dieses Eure Sorge sein, daß Ihr das Vaterland bei Frieden erhaltet. Und solches wird, wie ich mich berede, leicht geschehen können, wenn Ihr in der Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Eintracht lebet, die Untertanen treulich schützet und ihr Bestes fördert. Darum vermahne ich Euch mit allem Ernst, daß Ihr bei dem jetzt entstandenen Glaubensstreit frommer und gelehrter Leute Unterricht höret, um ein Urteil haben zu können. Nehmet Euch ja nicht zu Räten an, die ehr- und geldgeizig sind und von dem Regimente sich zu bereichern begehren. Beschweret nicht die Untertanen mit neuen Bürden und Anlagen. Wollt Ihr einen zur Wohlfahrt fördern, so tut's ohne Unterdrückung des anderen. Mit dem Adel verfahret also, daß Ihr sie geneigt und Euch zu Willen habt. Keine Übeltat lasset ungerochen und ungestraft hingehen; wo aber Hoffnung auf Besserung ist, da lasset die Nachsicht und Verzeihung Platz finden. Verdient jemand Eure Ungnade, so bedenket, daß man im Zorn Maß halten müsse. Zu den Waffen greifet nicht eher, als wenn es die höchste Not erfordert. Gegen Eure Untertanen erzeiget Euch als Väter und nicht als Wüteriche oder Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen Abscheu hat. Ein mutwilliges Kriegsanheben führt nur zu Schaden. Seid gerecht und steht auf der gerechten Seite. Seid

einträchtig, das wird Euch eine feste Mauer sein gegen feindlichen Überzug, der nicht fern von Euch ist. Du mein Sohn Friedrich erhalte Dich also bei der Kurwürde, wie Du es von mir gesehen, damit Du dem Reiche lieb und wert seiest. Du aber mein Sohn Wilhelm verehre diesen Deinen älteren Bruder, das wird Dir zur Ehre und zum Besten gereichen. Ach, liebe Söhne, fasset diese väterliche Vermahnung wohl zu Herzen und Gedächtnis, lasset Euch ja durch nichts trennen oder streitig machen. Und dieses werdet Ihr mir jetzt in die Hand versprechen."

Gerade derjenige der Brüder, nämlich Wilhelm, der bei des Vaters Tode noch in sehr jugendlichem Alter gestanden hatte und von dem man hätte annehmen sollen, daß jene Worte einen besonders tiefen, nachhaltigen Eindruck auf sein Kindesherz gemacht haben müssen, wurde in der Folge der Urheber unseliger Zwistigkeiten. Während der ersten Jahre hielten aber die vier Brüder, unter Vormundschaft ihrer Mutter Katharina von Braunschweig, zusammen. Nachdem indessen Heinrich gestorben und Sigismund geistlich geworden war (er trat in das Kloster zu Weida), gingen 1436 die beiden Brüder Friedrich und Wilhelm eine interimistische Teilung auf vorläufig neun Jahre ein. Inzwischen tobte in ungebrochener Leidenschaft mit wechselndem Waffenglück der die Länder verwüstende Krieg weiter, bis das Konzil zu Basel 1433 den Hussiten eine besondere Landeskirche zugestand.

Wie ein ins Wasser geworfener Stein einen Wellenkreis bildet, der, je kräftiger der Wurf war, um so entferntere Teile in Mitleidenschaft bringt, so kann man dies in ähnlicher Weise an den Bewegungen beobachten, die durch den Feuertod des unglücklichen und ungerecht geopferten Prager Universitätslehrers herauf beschworen worden waren. Unter den in der Schlacht bei Aussig Gefallenen hatte sich auch der letzte Burggraf von Meißen aus dem Hause Hartenstein befunden. Das Burggrafentum war mithin erledigt. Früheren Abmachungen zufolge nahm Kurfürst Friedrich davon Besitz, während der Kaiser einen Vetter des Gefallenen, den Grafen Heinrich von Plauen, vorläufig als Burggrafen einsetzte, bis nur wenige Jahre später die gesamte Meißner Burggrafschaft nebst Titel und Wappen (einem schwarzen Andreaskreuz in Gold) an das Wettinsche Kurhaus Sachsen kam.

Während jener Zeit, während welcher Heinrich von Plauen die Burggrafschaft inne hatte, war die zu derselben gehörige Burg Frauenstein durch den dort als Befehlshaber eingesetzten Dietrich von Vitzthum zu einem Unterkunftsorte solcher Böhmen herabgewürdigt worden, die — an Sengen, Rauben und Brennen gewöhnt — auch *nach* Beendigung des Krieges dieses ihr unedles Gewerbe weiterhin auszuüben trachteten. Bedauerlicherweise leistete Vitzthum diesen Mordgesellen nicht nur Vorschub, sondern machte sogar mit ihnen gemeinsame Sache. Um dem Unwesen zu steuern, belagerte Kurfürst Friedrich jene Burg, nahm sie ein, zerstörte sie und ließ den von Vitzthum nach Urteil und Recht auf offenem Marktplatze enthaupten. Dieses blutige Ereignis wiederum hat zum Ausbruche des unseligen sächsischen Bruderkrieges

sehr wesentlich beigetragen. Denn das Geschlecht der Vitzthume strebte danach, den — obwohl genugsam verdienten — Tod eines der Ihrigen zu rächen. Während jetzt die Vitzthum zu den Getreuesten gehören, hatte sich damals vor allem Apel von Vitzthum, von Haß gegen den Kurfürsten erfüllt, geradezu zu einem bösen Dämon seines Herrn herausgebildet, indem er dessen Unzufriedenheit mit der Länderteilung geflissentlich nährte und zu immer größerer Erbitterung anfachte. Auch einen Schiedsspruch des Kurfürsten von Brandenburg, des Landgrafen von Hessen und des Erzbischofs von Mainz ließ der von seinen Räten irre geleitete Herzog unbeachtet. Nachdem der ältere Bruder Kurfürst Friedrich bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen war, brach im Jahre 1450 der Krieg aus und verwüstete aufs neue die Länder, von denen man wohl den Ausdruck wagen kann, daß sie noch von Blut trieften aus den Wunden, die ihnen die Hussitenkriege geschlagen hatten. Trotz seiner Neigung, bösen Ratgebern Gehör zu schenken, war der wilde und egoistische Wilhelm doch sehr herrschsüchtig; in vielen Beziehungen erinnert er an den entarteten Albrecht. Gleich jenem hatte er in hartherziger, schmählichster Weise seine Gemahlin, und zwar merkwürdigerweise ebenfalls eine Königstochter (Anna, Tochter Albrechts II.), verstoßen und ins Elend getrieben. Ebenso wie jener, um einer nicht sowohl blendend schönen wie außerordentlich frechen „Dame" willen — Katharina von Brandenstein, verwitwete von Heßberg, die er später heiratete. Eine gewisse irdische Vergeltung seiner Schändlichkeiten mochte Herzog Wilhelm darin erblicken, daß er sich durch eigene Schuld, nämlich das empörende Benehmen gegen seine Gemahlin Anna, um das Königreich Böhmen gebracht sah, welches sonst vielleicht nach dem Tode König Ladislaws, Annas Bruder, an ihn gefallen wäre. Friedrich dagegen, dessen Ehe mit Margarethe von Österreich eine überaus[39]) glückliche gewesen ist, war die Sanftmut selbst. Kennzeichnend ist der bekannte Ausspruch dieses Kurfürsten, als gelegentlich der Belagerung von Gera sein Feldhauptmann Herrmann von Harras ihm den Vorschlag machte, durch einen geschickten Büchsenschützen den Herzog Wilhelm totschießen zu lassen. Man hatte nämlich denselben auf dem Walle bemerkt und allerdings würde durch solch ein gewaltsames Zerhauen des gordischen Knotens unzweifelhaft dem Kriege und dem Blutvergießen ein Ziel gesetzt worden sein. „Schieße wen Du willst, nur meinen Bruder nicht" war Friedrichs Antwort. Dieselbe hatte aber doch den Erfolg, daß Wilhelm, als ihm diese Worte unverdienter Bruderliebe hinterbracht worden waren, dem Frieden zuneigte; der denn auch — nachdem die Länder arg genug verwüstet worden waren — am 27. Januar zu Pforta geschlossen wurde. Ein befriedigender Zustand trat

[39]) Kurfürstin Margarethe, eine der anziehendsten und edelsten Frauengestalten des Mittelalters und Stammmutter beider sächsischen Regentenlinien — der ernestinischen und albertinischen —, hatte das Glück, bevor sie hochbetagt am 6. Februar 1486 auf dem Schlosse zu Altenburg starb, die Zahl ihrer direkten Nachkommen auf 48 angewachsen zu sehen. Unter ihren Enkelkindern sah sie drei Kurfürsten, zwei Erzbischöfe und eine Königin.

endlich ein, doch die Streitigkeit mit Kur-Brandenburg wegen der Niederlausitz bildete noch immer, wie man zu sagen pflegt, einen wunden Punkt. Die neueste Wandlung in dieser Sache bestand darin, daß dieses Landgebiet, welches von König Sigismund an die Herren von Polenz verpfändet worden war — welche daraufhin den Titel Landvögte erhalten hatten —, sich aufs neue in Brandenburgischen Händen befand.

Auf dem Gemälde des Fürstenzuges reitet Friedrich der Sanftmütige inmitten seiner Söhne Ernst und Albert. Die Geschichte des Raubes dieser beiden Prinzen seitens des Ritters Kunz von Kauffungen und die Befreiung derselben durch den Kohlenbrenner Georg Schmidt wird von letzterem (der seine Waffe, den Schürbaum, triumphierend in der Hand hält) seinen Begleitern erzählt. Konrad von Kauffungen (Kunz ist die landläufige Abkürzung dieses Vornamens), des Kurfürsten Hofmarschall und Schloßhauptmann, ein erfahrener Krieger und angesehener Ritter, hatte sich jederzeit durch Klugheit und Geschicklichkeit hervorgetan. Ebenso wie seine übrigen Standesgenossen hatte auch er, als getreuer Vasall, Blut und Gut im Dienste seines Herrn nicht gescheut. Abgesehen von anderem beträchtlichen Schaden an Rossen, Waffen und Mannschaft sowie der Tatsache, daß er ein hohes Lösegeld hatte zahlen müssen, um aus der Gefangenschaft zu kommen, in die er, zusammen mit dem Feldobersten Niklas Pflugk, vor Gera geraten war, waren, gleich so manchen anderen Burgen der treu aushaltenden ritterlichen Lehensleute, auch Kauffungens Besitzungen durch den Krieg vollständig verwüstet, so daß der Kurfürst ihm bis zur Wiederaufrichtung der betreffenden Burgen und Häuser die Schlösser Kriebstein und Schweikershain einräumte. Dieselben ohne Gegenleistung einer höheren, als vom Kurfürsten angesetzten Summe wieder herauszugeben, weigerte sich indessen der von Kauffungen und, ohne den Spruch eines in dieser Frage eingesetzten Schiedsgerichtes abzuwarten, beschloß er, durch ein gewaltsames Mittel seinen Landesherrn zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Mit Beihilfe der Herren von Schönfels, von Mosen und von Schweinitz, sowie des ebenfalls verräterischen Küchenjungen Hans Schwalbe, welcher durch eine herabgelassene Strickleiter den Aufstieg und das Herabkommen ermöglichte, raubte Kunz die beiden Söhne des Kurfürsten aus dem Schlosse zu Altenburg. Seine Kaltblütigkeit war so groß, daß er ruhig den Aufstieg noch einmal vollzog, um den jungen Grafen von Barby, der in der Eile mit dem zwölfjährigen Prinzen Albert verwechselt worden war, gegen diesen auszutauschen. Dieser Prinz wurde durch den wackeren Köhler Georg Schmidt befreit, der den, nach scharfem Ritt im Walde lagernden Kauffungen und seinen Knappen mit dem Schürbaum arg zusetzte; und Prinz Ernst ward von den Genossen des Raubes späterhin freiwillig ausgeliefert. Selbstverständlich hat sich Kunz von Kauffungen durch Ausübung dieses Bubenstückes ins Unrecht versetzt und es kann und soll das nicht beschönigt werden. Er büßte seinen Frevel dadurch, daß ihm auf dem Marktplatze zu Freiberg der Kopf abgeschlagen wurde. Ein gemeiner Räuber im gewöhnlichen Sinne eines „Schinderhannes“ ist er aber,

bei aller Anerkenntnis der elenden Schändlichkeit seines Tuns, immerhin nicht gewesen. Möglicherweise hat seine Tat auch einen politischen Hintergrund gehabt und der König von Böhmen derselben vielleicht nicht ganz fern gestanden, in dessen Lande sich die beiden Brüder Vitzthum aufhielten und Kauffungen das Schloß Eisenberg erworben hatte.[40])

Friedrich des Sanftmütigen († 1464) Regierung hatte dadurch einen großen Schritt zur weiteren Entwickelung der landständischen Verfassung getan, daß an Stelle der bisherigen „Bede" — das heißt der von Fall zu Fall jedesmal neu ausgesprochenen Bitte des Landesherrn an Stände und Untertanen, im Falle der Not und bei besonders zwingenden Umständen, zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse, pflichtmäßig Beihilfe zu gewähren — außer der Kopfsteuer regelmäßige Abgaben von allen Verbrauchsgegenständen nach einem bestimmten Satze eingeführt wurden. (Ziese = Accise.) Auch nahmen von dieser Zeit an die Städte des Landes an den Beratungen regelmäßig teil.

Friedrichs ältester Sohn, Ernst, der dem Vater in der Kurwürde folgte und dem daher die mit derselben unzertrennlich verbundenen Gebietsteile, das sogenannte Kurland, zugefallen war, regierte von 1464 bis 1486; zuerst mit seinem Bruder Albert in Gemeinschaft. Neben beiden herrschte deren Oheim Wilhelm in Weimar, bis nach dessen Tode auch dessen Anteil ihnen zufiel.

Trotz des entgegengesetzten Beispiels, welches gerade jetzt, nämlich 1473 Kurfürst Albrecht Achilles mit der Dispositia Achillea über die Unteilbarkeit der Mark Brandenburg gegeben hatte und entgegen den Gesichtspunkten der gerade in Bezug auf Teilungsfragen Gutes anregenden goldenen Bulle, teilten sich in dem verhängnisvollen Vertrag von Leipzig am 26. August 1485 die beiden Brüder in ihr Erbe, wodurch die — seitdem nie wieder vereinigten — Linien des wettinisch-sächsischen Hauses entstanden: Die Ernestinische und die Albertinische. Ernst, der Kurfürst, erhielt den Kurkreis Wittenberg und Thüringen; Albert, der Herzog, bekam Meißen mit der Hauptstadt Dresden und Nord-Thüringen. Von dem sogenannten Osterland erhielt ein jeder die Hälfte. So sagte die Bestimmung wenigstens in großen Zügen. In klarer Voraussicht und in banger Einsicht der nur zu bald und nur zu empfindlich als richtig sich herausstellenden Befürchtung, daß schwere, niemals wieder gut zu machende Schäden dem Hause Wettin und dessen Landen aus einer solchen Teilung erwachsen würden, hatte sich

[40]) Auch die Aufreizung zu dieser nichtswürdigen Selbsthilfe und Schädigung des Kurfürsten an dessen eigenem Fleisch und Blut, war von den in Haß beinahe erstickenden Gebrüdern Apel und Busso von Vitzthum ausgegangen. Gustav Freytag (vom Mittelalter zur Neuzeit) sagt in Betreff jener Affäre: Als Kunz von Kauffungen, der sich so redlich gehalten, daß männiglich ihn lieb hatte, wegen seiner Verbindung mit den Vitzthum, dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, tat er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders als sie in hundert anderen Fällen ungestraft geübt wurde.

Herzog Albert jenem unheilvollen Gedanken widersetzt, solange es ihm nur möglich war. An Bevölkerungszahl und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit waren die Wettiner Lande denen der Hohenzollern weit überlegen; denen der Habsburger, die damals Böhmen und Ungarn noch nicht besaßen, mindestens gleichwertig. Der jüngere der Wettiner Brüder mochte, wie instinktiv die Mehrzahl der getreuen Untertanen, wohl einsehen, daß und wie dieses günstige Verhältnis durch einen Federstrich in ein ungünstiges verwandelt werden konnte — ja mußte. Die Schwächung des Hauses Wettin mußte um so verhängnisvoller werden, als nicht nur die direkte Macht desselben, sondern auch seine indirekte Machtsphäre aufs empfindlichste leiden mußte, gerade auch letztere aber nicht zu unterschätzen war; ja für eine weitsichtige Politik hätte als unersetzlich gelten müssen.[41])

Der jüngere Bruder, Albert, auch Albrecht genannt „der Beherzte", regierte über den ihm zugefallenen Landesteil von 1485 bis 1500. Er, der Stammvater der jetzt Königlichen Linie, zu dessen Ehre im Jahre 1850 König Friedrich August den Albrechtsorden stiftete, war einer der berühmtesten Helden seiner Zeit und leistete, zusammen mit dem gleichnamigen Kurfürsten von Brandenburg, durch hervorragende kriegerische Umsicht, Klugheit und Entschlossenheit dem von allen Seiten hart bedrängten Reiche unschätzbare Dienste. Als „des Kaisers und des Reiches gewaltiger Marschalk und Bannermeister", wie ihn voll Dankgefühl Friedrich III. nannte, focht Albertus animosus in rühmlichster Weise gegen Karl den Kühnen von Burgund, gegen Mathias von Ungarn, gegen die Niederländer und gegen die Friesen. Der jugendliche Kaiser Maximilian (des Reiches letzter Ritter), durch dessen Heirat mit der Erbtochter Maria von Burgund der Frieden wenigstens nach Süden hin gesichert war, nahm den sächsischen Hektor (das Seitenstück zum brandenburgischen Achilles) unter die Ritter vom goldenen Vließ auf (zu denen nur hervorragende Fürsten gehörten) und verlieh ihm die, freilich mit vielen Dornen verbundene, Würde eines erblichen Gubernators über Friesland. Sein Sohn Heinrich, den Albrecht zum Vizestatthalter einsetzte, brachte außerdem durch allerhand Unbilligkeiten und unkluge Maßregeln die Friesen — die eine eiserne Kette, an der er aufgehangen werden

[41]) Des großen Fehlers, den die Wettiner durch das Aufgeben ihrer einheitlichen Machtstellung begingen, bedienten sich denn auch deren — wenn man so sagen darf — Konkurrenten, die Hohenzollern, weidlich zu ihren Zwecken, die sich damals besonders um Erlangung des Übergewichtes an Saale und Elbe handelten. Erich Brandenburg, Privatdozent an der Universität Leipzig, sagt denn auch hierauf bezüglich sehr treffend: „Verlauf und Ausgang des Kampfes um Magdeburg zwischen Wettinern und Hohenzollern ist für die Weiterentwickeluug der politischen Verhältnisse Norddeutschlands entscheidend gewesen. Nicht nur um die wirtschaftliche Beherrschung der Mittel-Elbe wurde gerungen, obwohl darin das unmittelbare Motiv für die leitenden Staatsmänner jener Tage lag, sondern es begann schon damals, wie nur der Zurückschauende erkennt, der Kampf zwischen Brandenburg und Sachsen um die führende Stellung in Norddeutschland. Magdeburg in den Händen der Wettiner — läßt sich ein stärkeres Hindernis für die Ausbreitung der Machtsphäre des Hauses Hohenzollern über den Westen Norddeutschlands denken?"

sollte, ihm zum Hohn übersandt hatten — zur offenen Empörung und verscherzte so dem Hause Wettin jenes einflußreiche Amt. Allerdings wären vielleicht auch die verfügbaren Geldmittel des Fürsten nicht groß genug gewesen, um auf die Dauer einen Posten halten zu können, der nach jeder Richtung hin außerordentlicher Aufwendungen bedurfte. Unter Albrechts Friedenswerken sind die hervorragendsten der Bau der Albrechtsburg zu Meißen und des Domes zu Freiberg, zwei Perlen der Architektur, die noch heute allenthalben gerechte Bewunderung erregen. Von dem Böhmenkönige Georg Podiebrad, dem Vater seiner Gemahlin, erhielt er im Jahre 1466 die Belehnung mit Plauen und dem Vogtlande Plauenschen Teiles, dem bisherigen Besitz des, schon einmal erwähnten Heinrich, gewesenen Burggrafen von Meißen. Wie die Zusammensetzung und Kompetenzregelung der Beamtenschaft des Landes und die Verwaltung, sowie Rechtsprechung, so auch hatte unter Ernst und Albert das Münzwesen eine Neuregelung erfahren. Bereits Friedrich der Gebissene hatte 1307 an Stelle der alten dünnen Brakteaten, nach Vorbild der Prager Münze, Heller und Grossi oder Dickpfennige (Groschen) schlagen lassen, wobei 20 Meißner Groschen einem Reichsgulden gleich kamen. Im Jahre 1490 wurde der Meißner Gulden, zu 21 Groschen, eingeführt. Bei einem solchen Aufschwung der landesherrlichen Stellung gewann auch das Bestreben der Landesfürsten und der weltlichen Behörden an Boden, welches schon seit dem Baseler Konzil bei Regelung der hussitischen Reformgedanken einzusetzen begonnen hatte: das Bestreben nach einer gewissen Selbständigkeit der Kirche innerhalb der einzelnen Länder, unter Anlehnung an die schirmende und teilweise berufende weltliche Gewalt. Kaemmel in seinem „Gang durch die Geschichte Sachsens" drückt dies in den Worten aus: „Die Gründung einer deutschen Nationalkirche war (schon Mitte des 15. Jahrhunderts) mißlungen, weil eine kräftige Reichsgewalt nicht mehr bestand; aber die landesherrliche Schließung der fürstlichen Territorien bereitete sich vor, weil hier eine wirkliche Staatsgewalt sich zu bilden begann."

Auf der Rückkehr von Friesland, woselbst er den in der Burg Franecker eingeschlossenen und hart bedrängten Heinrich befreit hatte, hauchte Albertus animosus am 12. September 1500 zu Emden seine Heldenseele aus. Seine edle, fromme, von werktätiger Hilfsbereitschaft stets durchdrungene Gemahlin Zedena oder Sidonie von Böhmen, Tochter des zum König von Böhmen gekrönten, berühmten Hussitenführers Georg von Podiebrad, überlebte ihn auf ihrem Witwensitze, dem Schlosse zu Tharandt, noch zehn Jahre. Zum Andenken an diese vorbildliche Fürstin und Stammutter der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen hat König Johann 1870 den Sidonienorden gestiftet, als Auszeichnung für Verdienste von Frauen und Jungfrauen um Werke christlicher Barmherzigkeit.

Bevor — da mit dem Fürstenzuge in Dresden, der Hauptstadt der Albertiner, die Geschichte dieser Linie im Bilde vorgeführt werden soll — Albrechts Söhne, Georg der Bärtige und Heinrich der Fromme,

auf dem Gemälde erscheinen, gelangen sehr richtigerweise erst die Nachkommen des Kurfürsten Ernst zur Darstellung, soweit sie Träger der Kurwürde gewesen sind, bis dieselbe an die Albertinische Linie übergegangen ist.

Sie reiten in einer Gruppe: Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige. Die Namen dieser Ernestiner sind, wie genugsam bekannt, mit der Geschichte der Reformation in Deutschland, als deren Förderer und Schirmherren, aufs innigste verbunden.

Friedrich der Weise, 1486—1525, Sohn des Kurfürsten Ernst — hochgebildet, wahrhaft fromm, streng gerecht, von allen Parteien gleichmäßig geliebt, verehrt und geachtet — ward zu wiederholten Malen zum Reichsvikar (Stellvertreter des Kaisers während eines Interregnums) berufen und erhielt nach Maximilians Tode 1519 einmütig die deutsche Kaiserkrone angeboten, die er indessen, das Vertrauen in sich selbst und in seine Hausmacht allzu gering ansetzend, ausschlug.

In den Wissenschaften umfassend ausgebildet, den schönen Künsten, besonders der Musik, mit Begeisterung ergeben, dabei von tief religiösem Gemüte, konnte es nicht anders sein, als daß Kurfürst Friedrich, der von hoher Stelle aus wohlwollend das Größte wie das Kleinste im Auge hatte, einen außerordentlich großen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte. Er war außerdem auch in ritterlichen Übungen dergestalt bewandert, daß er mit Maximilian ein Rennen glücklich bestand; er hatte die schönsten und erhebendsten Sprüche aller Schriftsteller eigenhändig aufgezeichnet und als Wandschmuck seines Zimmers angebracht, auf daß er allezeit gute Lehren und trostreiche Mahnungen vor Augen habe. Beinahe als eine logische Notwendigkeit der Entwickelung muß man es auch bezeichnen, daß — angesichts der Tatsache, daß Leipzig mit seiner berühmten Hochschule zum Albertinischen Teil gekommen war — ein so gearteter Fürst wie Friedrich der Weise, den Wunsch hatte, auch in seinen Landen einen Mittelpunkt der Gelehrsamkeit zu haben. So entstand die Universität Wittenberg; durch päpstliche Bulle bestätigt 1502. Der hochherzige Stifter setzte seinen ehemaligen Lehrer, Dr. Pollich, zum ersten Rektor ein; während bald Männer wie Martin Luther und Philipp Melanchthon die Lehrstühle zierten. Auch Mülich und Kemmerlein waren berühmte Kräfte an dieser Pflanzstätte der Wissenschaft. Friedrichs Sympathie für Luther, den er übrigens nicht ein einziges Mal persönlich gesprochen hat, beruhte im ersten Anfang auf einer Art verletzten Fürstenstolzes; über die Zumutung empört, einen seiner Untertanen, ohne befragt worden zu sein und ohne daß eine eingehende Untersuchung gegen denselben geführt worden wäre, zu bestrafen und gefangen nach Rom einliefern zu sollen.[42])

[42]) Auch die späterhin vom Kurfürsten angeordnete Entführung Luthers durch Johann von Berlepsch und Burkhardt Hund bei Schweina unweit Eisenach in die Sicherheit der Wartburg, um dort dem Getriebe der Welt entrückt zu sein, dürfte nicht ganz allein in der Vorsorge um des kühnen Reformators Leben seinen Grund gehabt haben. Es erscheint übrigens —

Je mehr sich aber der aller Mißwirtschaft in Kirche wie in Staat abholde Kurfürst mit den Schriften, Lehren und Behauptungen dieses seines berümtesten Untertanen vertraut machte, um so mehr und mit um so größerem Bewußtsein, ja inneren Notwendigkeit des Herzensdranges wie voller Überzeugung des Verstandes und Gemütes, neigte er sich dem gewaltig-bescheidenen, trotzig-demütigen Augustiner und dem zu, was derselbe vertrat. Von seinem geistlichen Rate und Seelsorger, dem Hofkaplan Spalatin (Georg Burkhardt aus Spalt bei Eichstätt, später ersten Superintendenten zu Altenburg) ward der weise Friedrich hierin bestärkt. Daß Undank der Welt Lohn sei, hat der Kurfürst übrigens in reichem Maße erfahren müssen. Das Urteil aller Geschichtsschreiber ist darüber einig, daß Karl V. die Besteigung des Kaiserthrones von Deutschland in letzter Instanz dem Wettiner Friedrich zu danken

bei Luthers Aufenthalt auf der Wartburg und seiner segensreichen Tätigkeit auf der alten Veste angelangt, — an der hier vorliegenden Stelle, wo in volkstümlicher Art ein Stück vaterländischer Geschichte geboten werden soll, nicht unangebracht darauf hinzuweisen, daß bei der Verdeutschung der Bibel seiten Dr. Martin Luthers die Art der „Sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei zum Muster genommen und zu Grunde gelegt wurde, welcher nachfolgend alle Fürsten, Fürstenhöfe und Reichsstädte in Deutschland schreiben". Luther bevorzugte das Meißnisch-Wittenbergsche, um, wie er selbst sagt, „in einer allgemein verständlichen Sprach- und Schrift-Art in die Welt hinauszugehen". Mit diesem Lobe aus Luthers und seiner gelehrten Freunde Munde (Buggenhagen, Melanchthon, Kreuziger und Jonas, die ihm bei der Bibelübersetzung Hilfe leisteten) stimmt ein alter Ausspruch des gelehrten Hugo von Trimberg überein, der schon im Anfange des 14. Jahrhunderts den Meißnern die Anerkennung zollt, eine besonders reine gute deutsche Sprache sorgfältig auszusprechen. — Wonach zu richten, liebe Landsleute! Sorgen wir alle dafür, daß unsere heimatliche Art auch ferner solches Lobes würdig bleibe. Lassen wir uns auch nicht irre machen, durch Spötter, die ihre Sprache für besser halten — **wenn sie nicht recht haben.**

Trotzdem Karl der Große die deutsche Sprache, und zwar speziell die Mundart von Franken, zur Sprache des Hofes erhoben hatte, wurde dieselbe doch im Laufe der Zeiten durch das Latein der Gelehrten verdrängt und die unseligen inneren Wirren ließen dann unter den verschiedenen deutschen Stämmen auch in sprachlicher Beziehung keine Übereinstimmung gedeihen. In dankenswerter Weise den gordischen Knoten durchschnitten zu haben, ist das unauslöschliche Verdienst Kaiser Ludwigs des Bayern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Derselbe führte, gegenüber dem bisher üblichen Latein in deutschen Urkunden, das Deutsche ein und die Kanzlei der böhmisch-luxemburgischen Kaiser (rund 1350—1450) ist darauf — wie Professor Berlit hervorhebt — die hauptsächlichste Pflanzstätte der deutschen Schriftsprache geworden. Es ist das Deutsch des Landstriches an der Meißnisch-Böhmischen Elbe. Bis indessen die Deutschen es dahin brachten, ihre Muttersprache — allen Einzelstämmen verständlich — zum Ausdrucke der innersten Herzensgefühle und tiefsten Gedanken in klassischer Form zu meistern, dauerte noch geraume Zeit. Unzweifelhaft aber gebührt dem gerade auch in dieser Beziehung großen Volksmanne Martin Luther das Verdienst, unter Benutzung der Kursächsisch-Meißnischen Kanzleisprache den Entwickelungsgang der deutschen Allgemeinsprache beschleunigt zu haben. Durch die endgültige Schaffung dieser einheitlichen deutschen Schriftsprache und ganz besonders deren rasche Einführung in die breiten Schichten des Volkes auf dem Wege der Bibelverbreitung hat Luther wesentlich dazu beigetragen, der geistigen Einheit der Nation inmitten des Jammers der auf sein Auftreten folgenden politischen Wirren einen starken Rückhalt zu geben. Ja, es dürfte jener, auf dem Meißnischen Idiom aufgebauten Einheitssprache auch das Verdienst zugesprochen werden können, den Zerfall in ein ober- und nieder-deutsches Volkstum verhütet zu haben.

hatte. Vom besten Glauben an die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes beseelt und von dem aufrichtigen Wunsche für das Wohl und Heil Deutschlands getragen, hat derselbe dies getan. Er hielt den jungen Karl für edler als er war. Übrigens wird dieser Kaiser zu verschieden beurteilt, um ein **endgültiges** Bild von ihm festhalten zu können.[43])

Friedrich war tief betrübt, sehen zu müssen, daß Deutschland keinen Herrn fand, wie er ihn seinem Vaterlande gewünscht hatte, daß vielmehr dieses Deutschland, als Glied des unnatürlichen spanisch-habsburgischen Weltreiches, auf Befriedigung seiner nationalen Bedürfnisse durch den Herrscher dieses Weltreiches mehr oder weniger zu verzichten hatte. Kurfürst Friedrichs Weisheit bestand darin, den großen Gestaltungen der Dinge keinen Hemmschuh anzulegen. Weder stürmisch nach vorwärts drängend, noch rückwärts aufhaltend, besaß er außer dem Wunsche, sein Sachsenland und Sachsenvolk gesegnet und glücklich zu sehen, einen glühenden Patriotismus als Deutscher. Die auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1500 beschlossene Einsetzung eines, den jeweiligen König unterstützenden, freilich nur zu bald wieder aufgelösten Reichsregimentes, dessen Vorsitz zur Zeit er führte, war sein Werk. Eine neue schöne Entwickelung des Deutschen Reiches schien durch diese vortreffliche Einrichtung gewährleistet und würde nicht ausgeblieben sein, wenn alle von so redlichem Willen und lauterer Vaterlandsliebe beseelt gewesen wären, wie Friedrich von Sachsen. Aber der Sonderpolitik des Hauses Habsburg war alles dies ein Dorn im Auge. Zwar heuchelte der schlaue Spanier im Anfange seiner Regierung Verehrung und Dankbarkeit für den sächsischen Kurfürsten — dadurch bei der ganzen Nation sich beliebt machend —, doch sobald er fest im Sattel saß, trat seine wahre Gesinnung zu Tage. Er brachte es nicht allein dahin, daß das Reichsregiment im Jahre 1521 als nur für die Dauer der Abwesenheit des Kaisers bestimmt erklärt, erst lahm gelegt wurde und 1523 seine Endschaft erreichte, sondern richtete seinen Haß ganz direkt gegen das ihm zu mächtig und seinen Plänen gefährlich erscheinende Haus Wettin. Leider gab die durch die Teilung von 1485 hervorgerufene Spaltung desselben in zwei regierende Linien eine nur zu willkommene Handhabe, erst unmerklich, dann immer offenkundiger einen Keil dazwischen zu treiben, mit der unverhohlenen Absicht, das Ganze zu sprengen.

Von dem Standpunkte aus, diese Sachlage, nämlich die Gefährdung Sachsens und seines Fürstenhauses, sowie die Gefährdung nicht nur der

[43]) Nach dem Grundsatze Audiatur et altera pars, d. h. beide Parteien sprechen zu lassen, sei erwähnt, daß in Weises Museum für Sächsische Geschichte die „Gelindigkeit Kaiser Karls V. gegen die Protestanten" hervorgehoben wird. Hierauf bezüglich habe z. B. sogar Melanchthon gesagt: Lange schon suchten die Päpste in Deutschland einen bürgerlichen Krieg zu entzünden, um die neue Lehre mit dem Schwerte auszurotten. Aber der Kaiser wollte das Vaterland schonen und lieber die Religionsstreitigkeiten dem Herkommen gemäß durch eine Kirchenversammlung entscheiden lassen. Diese Ansicht war den Päpsten zuwider, weil sie durch öffentliche Aufdeckung und Besprechung der Mißstände und die offene Aussprache frommer und gelehrter Männer für den Bestand ihrer Sache fürchteten.

evangelischen Lehre, sondern der Gewissensfreiheit in Deutschland überhaupt, richtig erkannt zu haben, muß — das sei gleich hier vorgegriffen — auch Moritz betrachtet und beurteilt werden.

Wie Böttiger in seiner Geschichte von Sachsen, auf Grund des Weimarschen Archivs bei Droysen II. 2, 152 berichtet, habe Herzog Johann am 4. November 1523 an seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich, unter anderem geschrieben: „das man euer Liebden wyll von der Kur entsetzen, byn ich warlichen sere erschrocken und were warlichen eyn schwynder und eyn erschrecklicher handel". Der „Dank vom Hause Habsburg" war mithin schon damals kein leeres Luftgebilde.

Eine Äußerung Friedrichs, kurz vor seinem Tode, besagt: „Wenn mein lieber Gott will, so gehe ich gern von dieser Welt, denn es ist doch weder Lieb noch Wahrheit, weder Treue noch nichts Gutes hier auf Erden." Noch mußte der bereits ernstlich und schwer kranke Kurfürst die Schrecknisse der Bauernkriege erleben und wie derselbe über Ursache wie Beilegung dieser blutigen Wirrnisse gedacht hat, geht aus einem unter Anstrengung und Schmerzen geschriebenen Briefe an seinen Bruder (und Nachfolger) Johann hervor, der mit anderen Fürsten gegen die Aufrührer zu Felde lag; ihn herzlich ermahnend, diese Unruhen soviel als möglich im Guten abzutun, indem er darauf hinwies, „daß die armen Leute von geistlichen wie weltlichen Obrigkeiten in viele Wege beschwert worden seien". Der edle Wettiner verschied am 5. Mai 1525 auf seinem Jagdschlosse Lochau bei Torgau, dessen Gefilde — die Lochauer Heide — zweiundzwanzig Jahre später das Schlachtfeld darstellten, von welchem der letzte Ernestinische Kurfürst als verwundeter Gefangener abgeführt wurde.

Am frühen Morgen seines Todestages, bevor der Geheimschreiber Hans Veihel die letzten Bestimmungen des Sterbenden niedergeschrieben hatte und der bekannte herzergreifende Abschied zwischen demselben und seiner Umgebung stattfand, nahm Kurfürst Friedrich aus den Händen des Pfarrers Wagner (Pfarrherrn zu Herzberg) das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt; sich hierdurch zu den Grundsätzen der Reformation bekennend. Bezeichnend und schön sind die Worte des Leibarztes Dr. Stromer nach dem Hinscheiden des teueren Fürsten: „Er war ein Sohn des Friedens, darum schied er in Frieden. Gott sei seiner und jeder frommen Seele gnädig."

Friedrichs des Weisen ihm nachfolgender Bruder, Kurfürst Johann der Beständige (1525—1532), schlug in der Schlacht bei Frankenhausen (am 15. Mai 1525) den thüringischen Bauernaufstand, der die Grenzen einer Art Selbsthilfe längst überschritten hatte, blutig zu Boden, protestierte mit den übrigen der Lehre Luthers zugetanen Fürsten und Reichsständen gegen den Reichstagsabschied zu Speyer, beteiligte sich 1530 an der Übergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses und war das Haupt des Schmalkaldischen Bundes.[44])

[44]) Hierbei war es Kurfürst Johann, der es dem Kaiser gegenüber, welcher das Verlesen des Bekenntnisses in lateinischer Sprache verlangte, durchsetzte, daß dies gemäß dem

Kraft der auf dem Reichstage zu Speyer erlangten Vollmacht der evangelischen Landesherren, die kirchlichen Verhältnisse in ihren Territorien als „Notbischöfe" ordnen zu dürfen — auf welche der Übergang der geistlichen Gewalt und Weihe stillschweigend als erfolgt angenommen wurde — führte Kurfürst Johann unter Einsetzung von Superintendenten als kirchlichen Beamten des weltlichen Oberhirten oder Summus Episcopus, sowie unter Aufhebung der Klöster (42 Mönchs- und 28 Nonnen-Klöster) und Einziehung des Kirchengutes samt seinen gestifteten Schenkungen, eine sogenannte monarchische Landeskirche und eine Umgestaltung des Schulwesens nach Angabe Melanchthons im Ernestinischen Sachsen ein. Eine allgemeine gründliche Schul- und Kirchen-Visitation sorgte für die Ausführung dieses von seiner Überzeugung ausgehenden Umschwunges in seinen Landen. Wittenberg ward der Mittelpunkt der evangelisch-lutherischen Welt.[45]) Daß er mutig und ritterlich mit dem Schwerte dreinzuschlagen verstehe und in kriegerischen Sachen wohl bewandert sei, hatte Johann bereits lange vor den Bauernkriegen bewiesen, als er mit Maximilian, dem Sohne seines kaiserlichen Oheims Friedrich III., 1490 gegen die Ungarn, 1508 aber gegen die Venetianer gekämpft und sich auf beiden Zügen Ruhm und Ehre geholt hatte. (Bei Stuhlweißenburg war er z. B. als einer der Ersten, der die Mauer erstiegen hatte, mit einer Mauerkrone ausgezeichnet worden.) Seine Person illustriert so recht das Wort „der frömmste Soldat — der beste Soldat". Denn als einmal einige Hofleute äußerten, des Kurfürsten Prinzen würden nicht wie Ritter, sondern wie Gelehrte erzogen, nahm er diese Bemerkung auf und erwiderte: „Wie man seine Beine über ein Pferd hängen und festiglich reiten, der Feinde und wilder Tiere sich erwehren solle, das können meine Reiterjungen und Jägerbuben auch, und das von sich selbst. Aber wie man gottselig leben, weislich regieren und Leuten löblich vorstehen soll, dazu brauchen wir gelehrter Männer und guter Bücher nebst Gottes Geist und Gnade." Auch fand er täglich Zeit, etwas in der Bibel zu lesen. Die Frucht des

---

Reichstagsbeschluß zu Worms vom Jahre 1521 in deutscher Sprache erfolge, da, wie er mannhaft aussprach, „wir Deutsche auf deutschem Boden sind".

[45]) Dafür, daß die neue Lehre der Kirchenbesserung — als gegen die Mißbräuche gerichtet, die sich in der alten Kirche eingeschlichen hatten — in friedlicher Weise alte Auffassungen zuließ, also keineswegs einen unheilbaren Bruch herbeiführen wollte, gibt unter anderem auch das Testament Johanns des Beständigen (datiert vom 11. Dezember 1526 zu Weimar) einen Beweis. Im Eingange desselben (eines Musters christlicher Demut) ruft der doch wahrlich streng lutherisch gesinnte Kurfürst, außer der „ewigen und ungeteilten allerheiligsten Dreifaltigkeit", gegen vierzig verschiedene Heilige mit Namen an. Übrigens möchte hier eine Äußerung des Kurfürsten am Platze sein, die derselbe einmal seinem lieben Dr. Martin Luther gegenüber getan hat: „Es ist wahr, Gott hat mich zu einem großen Fürsten gemacht und mir eine stattliche Ritterschaft untergeben, so daß ich wohl etliche tausend Pferde kann satteln lassen. Wenn es aber Gott anders haben und mich nicht also bleiben lassen will, so soll mir solches nicht hart ankommen. Ich will ihm zu Gehorsam gerne, wenn es ihm also gefällig, mit acht oder vier Pferden reiten, und soll mich's nicht zürnen."

am 23. Juli 1532 zu stande gekommenen Religionsfriedens zu Nürnberg[46]) konnte Johann der Beständige nicht genießen, nur wenige Tage nach Abschluß desselben ward er vom Tode ereilt. Ihm folgte sein Sohn Johann Friedrich der Großmütige 1532—1547, † 1554.

Dieser am 30. Juni 1503 zu Torgau geborene Fürst, der sein Leben lang so großes Kreuz und Ungemach auf sich nehmen sollte, brachte merkwürdigerweise ein Mal an der Schulter in Form eines Kreuzes mit auf die Welt. Das Unglück, das Gott über ihn verhängt hatte, begann schon kurz nach seiner Geburt, als seine edle Mutter Sophie von Mecklenburg bereits im Juli dem zarten Kinde durch den Tod entrissen wurde. Seine Verlobung mit der Infantin von Spanien, der Schwester des Kaisers, die, äußerlich betrachtet, vielleicht von großem Vorteil hätte werden können, fand ihre Auflösung dadurch, daß Johann Friedrich der Aufforderung der Königin-Witwe von Spanien, Luthers Lehre zu verwerfen, nicht nachkommen zu können erklärte. Dagegen vermählte sich der Kurprinz, dessen durchdringenden Geist und Verstand wie gutes Herz Spalatin und Melanchthon nicht genugsam rühmen können, im Jahre 1527 mit Sibilla von Kleve. Diese Heirat brachte ihm und dem Kurhause die Erbanwartschaft auf das Herzogtum Kleve samt Zubehörung, welche sogar bei des Kurfürsten feierlicher Belehnung durch Kaiser Karl noch besonders bestätigt wurde. Im Jahre 1538 löste Johann Friedrich für eine namhafte Summe die an die Stadt Magdeburg verpfändet gewesenen Ämter des Burggrafentums Magdeburg ein und fügte den Titel „Burggraf von Meißen" seinen übrigen Titeln hinzu.

Nachdem Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, die Häupter der zum Schmalkaldischen Bunde zusammengetretenen Evangelischen sich geweigert hatten, auf dem Reichstage zu Regensburg zu erscheinen (wie sie auch das Konzil zu Trient nicht beschickten), erklärte Karl V. beide in des Reiches Acht, und der längst gefürchtete Religionskrieg (der Schmalkaldische) begann. Die Unternehmungen der Verbündeten, die bis an die Donau vorgedrungen waren, scheiterten durch den Mangel an strategisch-taktischer Übereinstimmung ihrer Bundeshäupter, was insbesondere dem Kurfürsten zur Last fällt, dessen Unschlüssigkeit die sehr günstige Gelegenheit vorübergehen ließ, die Kaiserlichen mit bedeutend überlegener Streitmacht wirksam anzugreifen. Nun ergriffen jene die Offensive und

[46]) Das Bestreben Karls V., auch die evangelischen Reichsstände zur Mitwirkung bei einem Kriege gegen die Türken zu gewinnen, sowie sein Wunsch, seinen Bruder Ferdinand als seinen Nachfolger in Deutschland gesichert zu wissen, hatten den Kaiser zum Eingehen dieses geistigen Waffenstillstandes veranlaßt. Derselbe garantierte vorläufig jeder Partei ihren Besitzstand und gestattete einem jeden, in Religionssachen nach seiner Überzeugung zu handeln, bis auf einer Kirchenversammlung oder einem Reichstage nähere Bestimmungen getroffen würden. Einem solchen ausschlaggebenden Faktor suchten die Evangelischen aus dem Wege zu gehen und gaben dem Kaiser durch Nichtbeschickung des Konzils zu Trient 10 Jahre später den Vorwand, gegen sie als Ungehorsame vorzugehen. Der auf dem von Moritz erzwungenen Passauer Vertrag folgende Reichstag zu Augsburg 1555 brachte erst erwünschte Klarheit.

drängten Johann Friedrich zurück. In der Schlacht bei Mühlberg auf der Lochauer Heide wurde derselbe am 24. April 1547 von den Kaiserlichen gänzlich geschlagen. Es ist bekannt, wie tapfer der unglückliche Johann Friedrich kämpfte und wie, nachdem er unterlegen war, seine wahrhaft vornehme Art seinen Feinden die unverhohlenste Hochachtung abnötigte. Böttiger sagt: „Er focht ritterlich wie seine großen Vorfahren und so, wie der letzte Sachse fechten würde und fechten müßte, wenn es des Volkes höchste Güter kosten sollte." Endlich, seiner schweren Kopfwunde wegen unfähig, weiter sich zu wehren, ward es dem hartbedrängten Herren unmöglich, der Gefangenschaft zu entgehen. Nicht aber dem undeutschen Volke der Spanier und Italiener, mit denen er im direkten Handgemenge gewesen war, wollte der Kurfürst sich ergeben, sondern bat, dies einem meißnischen Edelmann gegenüber tun zu dürfen, den er von weitem sah, Thilo von Trotha. Dieser führte ihn, sowie den mit ihm gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig, vier Grafen von Gleichen und diejenigen von Adel, die bei Verteidigung seiner Person demselben Schicksale verfallen waren, zum Kaiser, der den Gefangenen dem Herzog Alba übergab. Des Kurfürsten geschlagenes Heer warf sich, mit dem Kurprinzen an der Spitze, in die nahe Festung Wittenberg und würde dort unzweifelhaft langen Widerstand geleistet haben, wenn nicht der Kaiser auf eine sehr wenig edle Art die Übergabe erzwungen hätte. Durch ein wohlweislich aus spanischen und italienischen Offizieren zusammengesetztes Kriegsgericht ließ derselbe den gefangenen Kurfürsten zum Tode verurteilen, nach Wittenberg aber die Botschaft gelangen, das Urteil werde unweigerlich vollstreckt werden, falls Stadt und Festung samt der eingeschlossenen Kriegsmacht nicht kapituliere. Auf die Fürbitte des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve ließ sich später der Kaiser bewegen, das Todesurteil zurückzunehmen.[47]) — Hart aber waren die Bedingungen.

Johann Friedrich mußte (am 19. Mai) für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und seine Lande verzichten und bis auf weiteres Gefangener des Kaisers bleiben. Der vielgeprüfte Fürst, der voller Gottergebenheit „zu leiden verstanden hatte, ohne zu klagen", starb zu Weimar am 3. März 1554.[48])

---

[47]) Todesurteil wie Achterklärung waren übrigens, weil ohne Zustimmung des Kurfürstenkollegiums erlassen, im Widerstreit mit den Reichsgesetzen. Doch das kümmerte den Spanier nicht. Bekannt ist das dem Kaiser gewaltige Achtung einflößende Verhalten des gefangenen Kurfürsten beim Empfange des Todesurteiles. Derselbe spielte gerade in seinem Zelte mit dem Herzog Ernst von Lüneburg eine Partie Schach und entgegnete dem Kommissar in aller Ruhe, er habe vermeint, Kaiserliche Majestät werde gnädiger mit ihm verfahren. Dann wandte er sich wieder zu Herzog Ernst mit den Worten: „Pergamus, laßt uns weiter spielen." 6. Mai 1547.

[48]) Von seiner frommen Gesinnung und festen Gottergebenheit gibt ein geistliches Lied Zeugnis, welches Johann Friedrich in seiner Gefangenschaft gedichtet hat, die nur um so strenger geworden war, nachdem er voller Freimut dem Kaiser auf dessen Ansinnen eines Widerrufes der Lutherischen Lehre und seines Bekenntnisses, dafür aber Annahme des mehr

Kurstaat und Kurwürde verlieh Karl V. dem Herzog Moritz von Sachsen, Enkel Albrechts des Beherzten, wodurch beides an die Albertinische Linie von Wettin überging. Die Ernestiner, das heißt die Abkömmlinge Ernsts und Nachkommen Johann Friedrichs, besitzen seitdem die sächsischen Herzogtümer.

Nach der Gruppe der Ernestiner folgen im Zuge die beiden Söhne Albrechts des Beherzten: Georg der Bärtige (1500—1539) und Heinrich der Fromme (1539—1541).

So eifrig wie seine ernestinischen Vettern der Lehre Luthers zugetan waren, so eifrig bekämpfte Herzog Georg dieselbe und zwar vom politischen Standpunkte aus als eine staatsgefährliche Neuerung. Aber ein fanatisch gehässiger Tyrann ist dieser edle Fürst nicht gewesen. Und wenn derselbe von protestantischer Seite gewissermaßen als ein geistiger Bruder des während seiner Regierungszeit den Jesuitenorden gründenden Ignaz von Loyola aufgefaßt und eine unduldsame Gestalt genannt wird, so dürfte es dem gegenüber nicht unberechtigt erscheinen, ihn lieber eine besonders direkt ausgesprochene Verkörperung und Personifikation starren Autoritätsgefühls zu nennen. Dabei soll gern zugestanden werden, daß, wie alles Zuviel von Übel ist, auch ein Zuviel von allzu starrer Autorität viel Gutes zu verhindern im stande ist; — obgleich Zuchtlosigkeit und Nichtachtung jeglicher Autorität, als anderes Extrem, doch für das allerverderblichste erklärt werden muß. Herzog Georg, der ursprünglich dem geistlichen Stande gewidmet gewesen war und selbst von seinen Feinden als ein Mann von hohem sittlichen Ernste und seltener Willensstärke — allerdings, und wer wollte ihm das verargen, bei einem ausgeprägten Bewußtsein von der hohen Wichtigkeit seiner Fürstenstellung — geschildert wird, kannte die Bibel (in der er, nach Wahrheit suchend, und die Fundamente, auf denen die Kirche Christi aufgebaut ist, mit der Weiterentwickelung dieses Weltbaues vergleichend, sehr fleißig las) besser als die meisten Laien seinerzeit. Als verständiger und frommer Christ, wie als ebenso verständiger und tüchtiger Mensch, konnte auch er sich des Eindruckes nicht erwehren, daß eine Besserung der kirchlichen Zustände aufs dringenste geboten, eine heilsame Reformation an Haupt und Gliedern unbedingt nötig sei. Ja, überzeugt, daß Festigkeit und Wirksamkeit der Kirche in erster Linie auf deren innerer Reinheit und auf dem sittenstrengen vor-

---

oder weniger im katholischen Sinne abgefaßten Augsburger Interims geantwortet hatte: „Ich kann in meinem Alter die Wahrheit nicht verleugnen, für die ich so frühe gestritten habe. Um mir noch einige Jahre Freiheit zu verschaffen, will ich kein Verräter werden; vielmehr will ich ein ruhiges Gewissen haben und die Achtung redlicher Männer verdienen." Jenes Lied hebt an: „Wie's Gott gefällt, gefällt's auch mir und laß mich gar nicht irren." Im neuen Sächsischen Landesgesangbuch ist es unter Nummer 614 zu finden. Ob es übrigens nicht sehr viel praktischer und weitausschauender gewesen wäre, auf das Interim einzugehen, von dessen Boden aus eine spätere Verständigung doch nicht als ganz ausgeschlossen anzusehen gewesen sein würde, mag hier unerörtert bleiben.

bildlichen Lebenswandel von deren Hirten — der Geistlichkeit „hoch wie niedrig“ — gegründet sei, schritt Herzog Georg, von aufrichtiger Frömmigkeit getrieben, zu einer Visitation und Reformierung der Klöster in seinen Landen, lange bevor Luther, als geistiges und geistliches Oberhaupt der Evangelischen, dies im protestantischen Sinne zu tun anregen konnte.[49]) Zu diesem Zwecke hatte dieser, der Kirche und dem Glauben so innig zugetane, Herzog, um an seinem Teile deren Bestes fördern zu helfen, in jenen Zeiten religiöser Wirren, sich selbst zum Oberhirten weltlicher Art seines von Gott ihm zur Verwaltung und Regierung anvertrauten Gebietes zum Summ-Episkopus gemacht.

Mit Andacht hörte Herzog Georg die Predigten des evangelisch gesinnten Kroßner, den er ausdrücklich deshalb als Hofkaplan nach Dresden berufen hatte, um das lautere Evangelium zu hören. Diesem Geistlichen erklärte der Herzog, das Evangelium könne er gar wohl leiden, nur die Ungeschicklichkeiten seien es, die er nicht vertragen könne. Auch gab Herzog Georg die weitere Erklärung, er sei bereit, den Genuß des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt (als der heiligen Schrift entsprechend) zu gestatten, so wie der Papst es genehmigen würde. So grundlegende Schritte gewissermaßen „auf eigene Faust“ zu tun und am Papsttume zu rütteln, ließ Georgs Autoritätsgefühl nicht zu, obwohl gerade das Studium der Bibel ihn hätte dazu führen müssen, „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen“. Tradition und Konservatismus bilden eben doch eine große Macht, auch sonst als richtig anerkannten Überlegungen gegenüber. Es darf dem echt deutschen Fürsten, als welchen sich Herzog Georg allezeit bewährt hat, nicht vergessen werden, mit welcher Hoheit er dem König Heinrich VIII. von England Antwort gab auf dessen Rat, Luthern durch heimliche Ermordung beiseite bringen zu lassen, „um des Unruhestifters ledig zu sein“. Die ruhige, aber doch im Inneren Zorn sprühende Zurückweisung dieses Ansinnens muß um so höher

[49]) Dem Papste schlug Herzog Georg als einen Ausweg gegen die drohende Gefahr, Spaltungen in der Kirche einreißen zu lassen, vor, eine Kommission aufrichtig frommer, also für das Heil ihrer Seelen wie für das Wohl von Kirche und Staat gleich redlich besorgter Männer einzuberufen, um die vorhandenen Mißbräuche festzustellen, deren Abstellung entschieden nötig sei. Darauf müsse dann ein Konzil einberufen werden, um reformierende Bestimmungen zu erlassen und die Ungehorsamen zu den Ordnungen der Kirche zurück zu führen. Notwendig sei hierbei, daß Papst und Kaiser, kirchliche und weltliche Obergewalt, sich hierzu strengstens verbinden und Hand in Hand vorgehen müssen. Freilich müsse der Papst im Reformieren und Abstellen von Mißbräuchen und Ärgernissen bei seiner eigenen Hofhaltung den Anfang machen. Dies zu tun, hatte aber Leo X. weder Lust noch Sinn. Und so unterblieb das, was Herzog Georg und mit ihm Tausende der Besten seiner Zeit und früherer wie späterer Jahrhunderte, als das einzige Mittel erkannten, Wandel zu schaffen, ohne eine Spaltung herbeizuführen: eine Reformation von oben. Männer, wie der sittenstrenge Kardinal Sadolet bestätigen dies. Wenn diese Reformation auch nicht ganz im Sinne Luthers gewesen wäre und insonderheit die Lehre nicht derartig wesentlich umgestaltet haben würde, so hätte doch, unter Zugrundelegung von Luthers Thesen und Forderungen, die einer so eminent großen Anhängerschaft sicher waren, bei gegenseitigem wohlwollenden Entgegenkommen gewiß auch Weiteres sich erreichen lassen können. An dem damaligen Bischof von Meißen und vielen, sehr vielen Einsichtigen würde die Bewegung eifrige Helfer gefunden haben.

angeschlagen werden, wenn man bedenkt, wie empört Herzog Georg über den Untertan seiner ernestinischen Vettern war, der sich bedauerlicherweise hatte hinreißen lassen, durch beleidigende Äußerungen Georgs Fürstenstolz empfindlich zu verletzen, ohne von jenen darüber zur Rede gesetzt worden zu sein. Auch als man den Vorschlag machte, beim Reichstage zu Worms das zugesicherte freie Geleit zu brechen, war Herzog Georg aufs höchste darüber entrüstet, indem er (wie auch Welck in seinem Werke über Georg den Bärtigen anführt) sagte: „Solche Schande dürfen deutsche Fürsten nicht zulassen. Die Redlichkeit verlangt, das zu halten, was man versprochen hat." — In Bezug auf Fragen religiöser Natur war des Herzogs Seele in einem fortwährenden Zwiespalt zwischen der Geltung von Gottes und des Heilands Wort einerseits und der Geltung des Wortes der Menschen, die an Christi Stelle auf Erden stehend, angenommen wurden anderseits. Eine so geartete Natur konnte, obwohl sie dringend eine Reformation herbeisehnte, eine Reformation an Haupt und Gliedern, eine solche doch nur aus den Händen der höchsten kirchlichen Obrigkeit kommend, als vollgültig ansehen. Da eine solche ausblieb (trotzdem, wie man sagt, später selbst Kaiser Karl V. den Papst zu einem entsprechenden Schritte zu bewegen gesucht hatte), der ehemalige Augustinermönch aber, der das Panier aufwarf, bei Entfaltung des Geistesstromes, der von ihm ausging, mehr oder weniger notgedrungen, mit Tradition, Autorität und Disziplin zu brechen sich veranlaßt sah, so mußte Herzog Georg ein Gegner der neuen Lehre werden. Welche widerstreitenden Gefühle in seinem Inneren gekämpft haben müssen, geht allein schon daraus hervor, daß er selbst mit eigenem Munde seinem sterbenden Sohne Johann ausdrücklich die väterliche Vermahnung gab, er solle in seiner Todesnot nicht seiner guten Werke oder des Verdienstes der Heiligen vertrauen, sondern allein der Gnade unseres Herrn Jesu Christi, der alleinigen Quelle unserer Seligkeit. Als die mit anwesende Gemahlin seines Sohnes, die Schwester Philipps von Hessen, an den Herzog die Frage richtete: „Lieber Herr Vater, warum läßt man dies nicht öffentlich im Lande predigen?" erwiderte derselbe: „Liebe Frau Tochter, man soll's nur den Sterbenden zum Trost vorhalten; denn wenn das ganze Volk wissen sollte, daß man allein durch Christum selig werden könne, so würden die Menschen gar ruchlos werden und sich gar keiner guten Werke befleißigen." [50])

[50]) Dieser Ausspruch stimmt vollständig mit einem anderen desselben Herzogs überein, den Seckendorff in seiner Geschichte des Luthertums anführt. Außer daß nämlich Herzog Georg (von seinem Standpunkte aus nicht mit Unrecht) Luthers Auftreten als eine schwere Schädigung von Autorität und Disziplin ansah und es für das ganze Volk verderblich hielt, ungestraft Gelübde brechen zu sehen und das verwerfen zu hören, was ihm bisher als heilig gegolten hatte, habe er geäußert: „Dieser Mönch singe süß wie eine Nachtigall, steche aber mit einem vergifteten Schwanze wie ein Skorpion, weil er die Leute auf fleischliche Freiheit führe und lehre, daß man nur durch den Glauben ohne gute Werke selig werden könne, — mithin die Menschen der guten Werke entraten zu können glaubten." Daß ein solcher Glaube dann nicht der rechte Glaube ist, den Luther voraussetzt, verschwieg er allerdings.

Durch wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen der alten Befestigung Dresdens erhob Herzog Georg diese seine Residenzstadt zu einer regelrechten Festung und erbaute an Stelle des alten markgräflichen Burgwesens mit seinem engen und festen Charakter einer Ritterburg, das stattliche, noch heute stehende stolze und weite Fürstenschloß. Die kunstverständige Erneuerung desselben wurde mit Hilfe der von den getreuen Ständen des Königreiches anläßlich des achthundertjährigen Regierungsjubiläums des Hauses Wettin 1889 dem Herrscherpaare zu diesem Zwecke dargebrachten Gelder durchgeführt. Sie ist unter Oberleitung des Hausmarschalls von Carlowitz durch die Hofbaumeister Dunger und Frölich ist im Jahre 1901 zum erfreulichen und herrlichen Abschluß gelangt. Als eine der jetzt nur noch wenig vorhandenen architektonischen Überreste aus der ältesten Zeit der mannigfach wechselnden Geschichte des Dresdner Schlosses dürften die gotischen Dreipaß-Verzierungen an dem Hofkellereitorbogen gelten können. Das hochkünstlerische, weit berühmte Portal der alten Schloßkapelle befindet sich jetzt am Schloßeingange des Jüdenhofes. Das jetzige Hauptportal des Schlosses mit Löwenkopf und Pelikan ist unter Christian I. geschaffen. Auch der Felsenfestung Königstein schenkte Herzog Georg eingehende Aufmerksamkeit. Wie Georgenbau und Georgentor des Schlosses zu Dresden, so sorgt die Georgenburg auf dem Königstein dafür, den Namen des erlauchten Bauherrn auch durch Äußerlichkeiten den späteren Geschlechtern zu erhalten. Innerlich geschieht dies, und sollte weit mehr noch geschehen als bisher, durch den ernsten, tiefreligiösen Sinn Georgs, dessen Frömmigkeit wohl eine wahrhaftere gewesen ist, als diejenige seines Bruders Heinrich, dessen Beiname mehr oder weniger auf dessen Übertritt zum Luthertum dürfte zurückgeführt werden können. Diese Sinnesart Herzog Georgs gab sich unter anderem auch dadurch kund, daß er, um seinem Volke täglich und öffentlich ein heilsames memento mori vor Augen zu stellen, ein in Sandstein ausgeführtes, künstlerisch schönes Relief am Schlosse (Elbseite des Georgentores) anbringen ließ, welches zeigt, wie dem Tode alle Menschen jeden Standes und Geschlechtes folgen müssen, sie sich also zu jeder Stunde bereit halten sollen, diese Gefolgschaft anzutreten. An der Stadtseite veranschaulichte — in weiterer Ausführung jenes Gedankens — ein anderes Relief die Überwindung des Todes durch Christus. Dieses letztere Kunstwerk ist gänzlich abhanden gekommen.[51])

[51]) Nach dem großen Brande von 1721 wurde das beschädigte Kunstwerk (der Totentanz) abgenommen und an eine Innenwand des Neustädter Kirchhofes überführt. Aber auch dort hat es dem Schicksale nicht entgehen können, vom Zahne der Zeit mitgenommen worden zu sein, und jetzt beabsichtigt der sächsische Altertumsverein, in Betätigung seiner selbstgestellten Aufgabe, für Erhaltung von Kunstdenkmälern zu sorgen, jenen „Totentanz“ an sicherer Stelle unterzubringen. Ähnliche Darstellungen dieses gerade zur Zeit der Reformation sehr beliebten Motives finden sich außer in Basel noch an verschiedenen anderen Orten. Eine einzelne Figur des Todes mit Sense und Stundenglas diente, wie allen einigermaßen alten Dresdnern bekannt sein dürfte, ehemals dem Gutschmidschen Eckhause auf der Neustädter Seite der Augustusbrücke („Der Tod“ genannt) zum weitbekannten Abzeichen.

Eine indirekte Folge der Teilung innerhalb des Hauses Wettin war die gewesen, daß die jüngere, herzogliche, Linie von den Interessen der Politik des Kurfürstenkollegiums abgetrennt, dem Hause Habsburg sich näherte. Jene Politik hingegen hatte sich nach und nach zu dem Bestreben ausgewachsen, die Macht der großen Reichsfürsten der des Reichsoberhauptes gleichwertig gegenüber zu stellen, beziehungweise auf die Beschränkung der letzteren hinzuarbeiten. Diese Annäherung ward bald zu einer beinahe völligen Hingabe und hat in der Albertinischen Linie fortgeerbt, auch nachdem die Kurwürde an sie gefallen war, ohne — man kann das wohl ohne Übertreibung sagen — jemals wirkliche Vorteile gebracht zu haben. Der Mensch als Einzelwesen soll (da der Egoismus eines der allerhäßlichsten Laster ist und zur Zersetzung aller ethischen wie praktischen Grundlagen beiträgt) nicht nach Vorteilen ausschauen. Für Fürsten, als Vertreter großer Gesamtheiten indessen, kann wohl die Grenze dieser an sich so überaus richtigen Vorschrift um eine Wenigkeit verschoben werden, die ihr Korrektiv in der Gerechtigkeit und Ehrliebe finden muß.

Herzog Georg von Sachsen setzte seine Person und sein Geld wie im Reiche selbst so im fernen Friesland ein — dem unglücklichen Danaergeschenk, welches einst seinem Vater Albrecht dem Beherzten als fragwürdige Belohnung für dessen hervorragende Opfer und Mühen um die kaiserliche Sache (an Stelle der Wiedererstattung dieser Opfer) von Maximilian I. dargebracht worden war. Bevor Georg schließlich seine und seines Hauses Ansprüche an Friesland dem Erzherzog Karl von Österreich (nachmaligem Kaiser Karl V.) verkaufte, hatte er harte Kämpfe gegen den dortigen Grafen Edzard zu bestehen, der, als Vizestatthalter eingesetzt, das von ihm im Auftrage des Herzogs von Sachsen den Aufständischen Abgenommene für seine (Edzards) Person zu behalten bestrebt war.

Georgs Absicht, seinem Bruder Heinrich, der dem Luthertum zugetan, war, sein Land nur unter der Bedingung zu hinterlassen, daß jener dasselbe bei dem gegenwärtigen Religionsstande erhalte, ward vereitelt, indem der Tod den Achtundsechszigjährigen ziemlich überraschend ereilte. Traurig, daß religiöser Übereifer so oft über das Ziel hinausschießt und in Augenblicken störend wirkt, wo ruhige Sammlung und das Alleinsein mit Gott so nötig ist. Ein Beispiel hierfür gab der katholische Pfarrer Eisenbergk, der die Ruhe des Sterbezimmers durch unaufhörliches Eindringen in den Herzog störte, derselbe solle seinen Schutzheiligen, den Apostel Jakobus, anrufen. Die Absicht ging unzweifelhaft dahin, das nicht im letzten Augenblicke umstürzen zu sehen, was Emser und Pflugk, Eck und Cochläus dem Zweifelnden eingeredet hatten, den Haß gegen Luthers Lehre. Als schließlich zwei anwesende Getreue des Herzogs, Johann von Lindenau und Friedrich von Oelsnitz, den Ungestümen entfernt hatten, schlang voller Rührung der Leibarzt Dr. Roth die Arme um den gedankenvoll Daliegenden und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt ein Sprichwort: Geradezu gibt gute Renner. Darum, so achtet nicht, was Euch von verstorbenen Heiligen und anderen

Fürbittern gesagt wird, sondern richtet Euer Herz geradezu auf den gekreuzigten Christum, welcher für unsere Sünden gestorben und unser einiger Fürbitter und Seligmacher ist, so seid Ihr Eurer Seligkeit desto gewisser." Hierauf entgegnete Georg: „Ei, so hilf Du treuer Heiland Jesu Christe, erbarme Dich über mich und mache mich selig durch Dein bitter Leiden und Sterben. Amen."

Nach dem Tode Herzog Georgs, dessen Kinder traurigerweise sämtlich vor ihm gestorben waren und der, innerlich erschüttert, zum auch äußerlichen Zeichen von Schmerz und Trauer um den Verlust seiner innigst geliebten Gemahlin Barbara, den Bart hatte wachsen lassen, der ihm den Namen „der Bärtige" brachte, kam das Herzogtum an seinen Bruder Heinrich, welcher seinerseits die Reformation Luthers auch im albertinischen Sachsen einführte. Er wird „der Fromme" genannt und regierte über das Herzogtum nur zwei Jahre, von 1539 bis 1541, während er bis dahin seinen Sitz in Freiberg gehabt hatte.

So wenig Heinrich es als junger Prinz verstanden hatte, den Herzen der Friesländer nahe zu treten oder Verständnis für deren Volksseele sich zu erwerben, so leutselig und volksfreundlich war der friedliebende Fürst in seinen späteren Jahren geworden. Bei seinen häufigen Besuchen von Künstlerateliers, Bergwerksstollen und Werkstätten fleißiger Handwerksmeister — besonders der Glocken- und Geschützgießer, denen er mitunter Zeichnungen des Hofmalers Lukas Kranach als Motive für Verzierungen überbrachte — war der Herzog gewöhnlich von einem kleinen Mohren in bunter Tracht begleitet, der infolgedessen auch bei der Darstellung des Fürstenzuges nicht fehlt. In den Jahren 1520 bis 1522 hatte er (von seiner Residenzstadt Freiberg aus, die er als jüngerer Bruder besaß) die Stadt Marienberg gebaut, durchstreifte das Erzgebirge und war in der ganzen Gegend unter dem Namen „der gute Heinz" bekannt. Als in Freiberg die Pest zu wüten begann, verlegte Heinrich seinen Sitz zeitweise nach Wolkenstein und unternahm nun um so fleißiger Wanderungen in jener von ihm besonders geliebten Gegend. Ein idyllisch im Walde zwischen Marienberg und Wolkenstein gelegenes Plätzchen, an dem er sich vorzugsweise gern auszuruhen pflegte, heißt noch jetzt die Heinzbank. Übrigens war Herzog Heinrich nicht sofort und nicht aus eigenem Antriebe ein Anhänger von Luthers Lehre geworden, vielmehr bedurfte es der Überredungskünste von ziemlich zehn Jahren seitens seiner Gemahlin Katharina (von Mecklenburg) und seines Rates Anton von Schönberg auf Rothschönberg bis er ganz zum Luthertum übertrat und der nach den Grundsätzen der Augsburger Konfession reformierten Kirche in seinem Landesteile Geltung verschaffte. Dann aber blieb er fest, so daß es seinem Bruder Georg trotz wiederholter Anstrengungen nicht gelang, ihn der alten Kirche wieder zuzuführen — ein Moment, welches für letzteren von um so größerer Wichtigkeit sein mußte, als Heinrich sein voraussichtlicher Nachfolger in dem von ihm so sorgsam vor dem Eindringen der neuen Lehre gehüteten Herzogtume war. Georgs

Befürchtung ging in Erfüllung; das ganze albertinische Sachsen ward nach seinem Tode lutherisch.[52])

Auf Herzog Heinrich folgte im albertinischen Sachsen dessen am 21. März 1521 zu Freiberg geborener Sohn Moritz (1541—1553); gleich gewandt und erfolgreich als Feldherr wie als Staatsmann — einer der hervorragendsten Wettiner. Wie auf so viele bedeutende Männer läßt sich auf Moritz von Sachsen Schillers Ausspruch über Wallenstein anwenden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Bald wird er von den Katholiken als Abtrünniger gelästert, bald von den Protestanten als Verräter ihrer Sache geschmäht, bald wieder in übertriebener Weise als ein Vorläufer Gustav Adolfs gefeiert und als Retter des Protestantismus in den Himmel gehoben. Indessen scheint trotz der Tatsache, daß der sterbende Held durch seinen Hofprediger Albinus das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt, also nach lutherischer Lehre, nahm, die Wahrheit insofern in der Mitte zu liegen, daß religiös-konfessionelle Fragen ihm während seiner kurzen Lebenslaufbahn ziemlich gleichgültig gewesen zu sein scheinen. Auch dürfte es wohl der Wahrheit nahe kommen, wenn man vermutet, der schäumende Edelmost würde erst dann zur wirklich beurteilungsfähigen Abklärung gekommen sein, wenn dem Träger dieses unstreitig bedeutenden und großen Geistes nach Erlangung seines ersten politischen Zieles eine, wenn man so sagen darf, Gefechtspause, ein verhältnismäßig ruhiges Dasein vergönnt gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall; auf blutiger Wahlstatt mußte der Zweiunddreißigjährige seine Seele aushauchen. Wer weiß, ob nicht in einem längeren Leben Moritz — der bereits zweimal gegen Frankreich im Felde gelegen hatte und doch wohl

[52]) Wie mild und dabei klug Luther selbst über die Ausbreitung seiner Lehre gedacht hat, von welcher anderseits Männer, wie Kardinal Mathäus Lang von Salzburg und Bischof Stadion von Augsburg (nach Zeugnis Sebastian Müllers in dessen sächsischen Annalen S. 84) geäußert haben, daß das, was die in Augsburg verlesene Konfession enthalte, „die lautere Wahrheit wäre und könnten sie es nicht leugnen", „nur dieses sei nicht zu leiden, daß ein elender Münch solches alles reformieren wolle" — erhellt unter anderem aus der großen Versöhnlichkeit, mit welcher der große Reformator seine Anhänger ermahnte, nicht zu schroff vorzugehen. So warnt er z. B. in einem Briefe an Herzog Johann Friedrich (mitgeteilt in Seckendorffs Geschichte des Luthertums S. 467) davor, denen Ärgernis zu geben, die im Prinzip mit der Kirchenbesserung einverstanden sind. Wer z. B. gewohnt sei, das Abendmahl in einer Gestalt zu nehmen und von dieser Observanz nicht abgehen wolle, welche schon sehr alt sei, der solle dabei gelassen werden, bis er selbst einsieht, daß es in beiderlei Gestalt richtiger sei. Aus Liebe müsse man sich nach der Einfältigen Verstand richten, um den schwachen Gewissen kein Ärgernis zu geben. Seine Nachfolger ließen dann gar oft diese Milde fehlen und dürften dadurch wohl manches verdorben haben. Es soll nicht feindselig gegen das Werk der Reformation klingen, wenn die schon viel beantwortete Frage aufgeworfen wird, ob nicht die vielgerühmte „freie Forschung" eine Art Kuckucksei bedeute. Der durch und durch fromme Luther hatte beim Gebrauche derselben sich selbst die Zügel angelegt, deren Anwendung, um das Tempo zu mäßigen und ein gefahrvolles Durchgehen zu verhindern, durch Verstand und Klugheit, wie nicht minder durch die Liebe zum Heiland und zu den Geboten Gottes erforderlich ist. — Wehe, daß man jetzt so häufig diese Zügel schießen läßt.

ein zu deutsch gesinnter Fürst war, als daß er eine Annäherung an die Bourbons nicht nur als einen vorübergehenden Schachzug seiner weitsichtigen und schlauen Politik betrachtet haben sollte — eine Abrechnung auch mit dem Räuber von Metz ins Werk gesetzt haben würde. Nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 erhielt Herzog Moritz von Kaiser Karl V. die seinem Vetter Johann Friedrich abgenommene Kurwürde und den Kurkreis. Doch ließ Moritz — der junge Löwe, der nur geschickt die Gelegenheit abwartete, um mit gewaltiger Tatze ein Netz zu sprengen, in dessen goldenen Maschen verstrickt zu sein, seiner ganzen Natur widersprach — durch diesen Gnadenbeweis sich weder blenden noch einschläfern. Sowie er bemerkte, oder vielmehr Beweise dafür hatte, daß der spanische Karl die Gewalt der einzelnen deutschen Reichsfürsten zu brechen und aus Deutschland eine hispanische Provinz zu machen trachtete, die evangelische Lehre Luthers aber, sowie die Gewissensfreiheit von dessen Landsleuten von Grund aus vernichten wollte, wandte er sich in offenem Bruch vom Kaiser ab und gegen ihn. Daß der neue albertinische Kurfürst sich somit kühn an die Spitze der nationalen Bewegung setzte, die schon längst in den Herzen der Deutschen als eine unabweißbare Notwendigkeit sich vorbereitet hatte, nur des Funkens harrend, der sie entzünden würde, ist unleugbar eine gewaltige Tat. Dieses hohe Verdienst darf ihm auch von denen nicht geschmälert werden, welche die — freilich nicht immer ganz durchsichtige — Größe seines Charakters nicht anerkennen wollen. Der in Innsbruck weilende Kaiser, der den „tollen und vollen Deutschen" so fein gesponnene Pläne nicht zutraute, ward nun von des Kurfürsten Moritz kriegerischen Scharen, deren Fahnen damals von der unteren Elbe bis zum Brenner wehten, hart bedrängt. Nach der Erstürmung der Ehrenberger Klause, jenes festen, bisher als uneinnehmbar gegoltenen Bollwerkes, welches den Schlüssel zum Lande Tirol bildete (am 19. Mai 1552), trat Karl V., nachdem er vorher den weiland Kurfürsten Johann Friedrich seiner harten Haft entlassen hatte, eiligst seine Flucht über den Brennerpaß an, um nicht seinerseits in Gefangenschaft zu geraten.[53])

Die Macht des spanischen Habsburgers über Deutschland war gebrochen; — ein welthistorischer Moment. Der nächste Erfolg zeigte sich im Vertrag zu Passau (2. August 1552), welcher außer anderen Bedingungen hauptsächlich die enthielt, daß über die kirchliche Frage ein im Laufe des Jahres zu berufender Reichstag entscheiden solle; — wodurch die Zuständigkeit des Tridentinischen Konzils über die deutschen Protestanten grundsätzlich aufgegeben war. Freilich hatten Moritz und seine Verbündeten, um die Streitkräfte des Kaisers abzulenken und dadurch ihr Vorgehen um so wirksamer

[53]) Nur das gerade im entscheidenden Augenblicke eintretende Meutern eines Landsknechtsregimentes, welches rebellisch wurde, weil es den üblichen Sturmsold nicht sofort erhalten konnte, ist daran schuld, daß der Kaiser nicht gefangen genommen werden, sondern der eisernen Umarmung entschlüpfen konnte. Übrigens soll Moritz geäußert haben: „Ich habe keinen Käfig für einen solch' großen Vogel."

gestalten zu können, die indirekte Hilfe des Königs von Frankreich, sei es annehmen, sei es anrufen, jedenfalls sich gefallen lassen müssen und tatsächlich gingen die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun dadurch dem deutschen Reiche verloren. Man wird sich aber wohl ruhig dem Urteile derjenigen deutschen Patrioten anschließen können, die obzwar sie jenes Abkommen mit Frankreich nicht nur bedauern, sondern geradezu als eine Demütigung empfinden — dennoch zu dem Schlusse gelangen: dies sei immerhin besser gewesen, als daß Deutschland und seine Zukunft an Spanien ausgeliefert, beziehentlich den Spaniern geopfert worden wäre. Überhaupt mag Kurfürst Moritz, indem er Haupt und Seele der deutschen Bewegung war, gar oft mit schwierigen Fragen, sowohl des inneren Gewissens wie der äußeren Verantwortung, zu kämpfen gehabt haben. Und sehr treffend sagt Kaemmel in seinem „Gang durch die Geschichte Sachsens": Es gehörte eine seltene Verbindung von Kaltblütigkeit, Klugheit und Tatkraft dazu, um zwischen diesen Klippen nicht nur sich durchzuwinden, sondern auch zu glänzender Höhe emporzusteigen.

Es ist daher wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, Kurfürst Moritz (von Balthasar Rysch und Hans von Schleinitz erzogen und von seiner Mutter Katharina von Mecklenburg geleitet) war nicht nur einer der bedeutendsten und groß angelegtesten Fürsten des Hauses Wettin, sondern aller Zeiten und aller Völker. Unstreitig würde derselbe noch Großes vollbracht haben, wenn nicht der so frühe Heldentod seinem an Wirken und Schaffen reichen Leben ein jähes Ende bereitet hätte. Seine Herrschernatur zeigte sich nicht nur im Felde, sondern auch in der Verwaltung und Regierung des Landes, in der gleich großen Fürsorge für Kirche wie für Staat, besonders aber auch in der Förderung des Unterrichtswesens. Ist doch dies letztere ein Faktor, dem niemals zu viel Aufmerksamkeit gewidmet werden kann, denn die Schule liefert das geistige Rüstzeug, wie das Zeughaus das leibliche.

Kurfürst Moritz ist nicht nur der Begründer des Albertinischen Kurstaates, sondern auch der kursächsischen Landeskirche.[54])

Die von protestantischem und antirömischem Übereifer mehr oder weniger widerrechtlich eingezogenen und säkularisierten geistlichen Güter wurden (wenn auch nicht zurückerstattet, so doch nach Möglichkeit den Bestimmungen ihrer einstigen Stifter wieder näher gebracht) zu Kirchenbesserungen und Stipendien für Lehrer und Geistliche verwendet. Die Hebung der Schulen war nicht ohne sehr großen Einfluß auf das Anwachsen der immer berühmter

[54]) Daß der Landesherr das persönliche Oberhaupt der Landeskirche sei, war durch Reichsgesetz festgelegt worden. Von der Einsicht und Weitsichtigkeit des Kurfürsten wie dessen Rates, Georg von Carlowitz, zeugt es, daß nach deren Plane unter dem fürstlichen Summepiskobat die evangelisch umgestalteten Bistümer als Vermittelungs- und Ober-Instanz über den Superintendenturen stehen sollten, — was ganz gewiß dazu beigetragen haben würde, dem ganzen Gefüge mehr Festigkeit und mehr Ansehen zu verleihen. Doch scheiterte dieser Plan (wenn man Kaemmels Angabe folgt, am Widerstande der Prälaten) und es kamen nun Juristen in die Konsistorien.

werdenden Universität Leipzig, deren Studentenmaterial zur Freude der weit und breit glänzenden Professoren ein immer besseres wurde. Selbstverständlich trug dies seinen Segen überall hin, und ward für den gesamten Staat um so mehr von weittragendem Nutzen, als die neue Zeit immer größere Anforderungen an die Beamtenschaft stellte, welche ihrerseits, den wachsenden Bedürfnissen der Staatsverwaltung entsprechend, eine von Jahr zu Jahr zunehmende Vermehrung erfahren mußte.

Aus dieser Erwägung heraus und in dem Sinne, den der Geheime Rat von Carlowitz in des Kurfürsten Namen aussprach: „Man muß die gute Zucht bei der Jugend anfahen, und solche zum Guten leiten, denn ein alter Hund ist böse bändig zu machen", gründete Moritz im Jahre 1543 die drei Landesschulen zu Meißen, Pforta und Merseburg. Zur Erinnerung an die Huld des Fürsten, der sie ins Leben gerufen hatte, und zum fortwährenden Ansporn dankbarer Gesinnung gegen das Fürstenhaus überhaupt, erhielten diese Schulen den Namen „Fürstenschulen". Sie waren die ersten und einzigen Staatsschulen. Diejenige zu Merseburg wurde sieben Jahre später nach Grimma verlegt und hat im Jahre 1900 am 20. September ihr 350jähriges Jubiläum gefeiert,[55]) wie am 3. Juli 1903 in Anwesenheit des Königs Georg die zu Meißen unter dem Rektorat Peter ihre 360. Gründungsfeier.

Die besonders von des hochseligen Königs Albert Majestät zu wiederholten Malen als „eine der segensvollsten Regierungshandlungen seines erlauchten Ahnen, des Kurfürsten Moritz", bezeichneten Fürstenschulen und der Geist, der von ihnen ausgeht, werden hoffentlich auch in der Zukunft eine niemals versiechende Lebensdauer haben. Dies ist um so mehr zu hoffen und mit Bestimmtheit zu erwarten, als König Albert persönlich und aus-

---

[55]) Bei dieser erhebenden Feier, die durch die Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Albert ausgezeichnet worden ist, hob Se. Excellenz der Kultusminister von Seydewitz hervor, wie der erlauchte weitsichtige Stifter, Kurfürst Moritz, die Aufgabe dieser Schule wörtlich dahin gekennzeichnet habe, „daß hier die Jugend zu Gottes Lobe und im Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten und dann vornehmlich in der heiligen Schrift unterrichtet werde, damit es mit der Zeit an Kirchendienern und anderen gelahrten Leuten nicht Mangel gewinne", und daß die Schule selbst von Anbeginn ihres Seins an, ihre Lebensaufgabe in die drei Worte zusammengefaßt habe, welche zu ihrem und ihres Schaffens Ruhm weithin mit ihrem Glanze leuchten: Pietati, Virtuti, Doctrinae.

„Wir freuen uns," sagte der Herr Minister unter anderem im weiteren Verlaufe seiner Rede, „daß durch den ganzen Geist, der durch diese ehrwürdige Schule weht, und die Taten, in die derselbe sich je und je umgesetzt hat, der Beweis erbracht ist, daß das klassische Altertum, richtig gelehrt und richtig gelernt, noch immer eine gute fruchtbringende Vorschule für das Leben, — auch für das vielgestaltige allerwärts mächtig und ungestüm vorwärts dringende Leben der Gegenwart — sein kann." Übrigens sind berühmte und bekannte Männer in großer Anzahl aus diesen Fürstenschulen hervorgegangen. Im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens (1568) ward z. B. der nachmalige Kanzler Nikolaus Krell unter die Schar der Grimmenser aufgenommen. Dessen zänkisches und tyrannisches Wesen gab einst seinem Lehrer die Veranlassung zu den Worten: Tu eris aliquando pestis patriae. (Du wirst einmal das Verderben des Vaterlandes sein.)

drücklich nicht sowohl des öfteren den hohen Wert der klassischen Bildung anerkannt, sondern auch seine Willensmeinung dahin ausgesprochen hat, er werde immer und allezeit für die Erhaltung dieser klassischen Bildung und deren Pflegestätten eintreten. „Gott erhalte uns die klassische Bildung, ich werde für sie kämpfen bis an mein Ende." So lauteten (um nur ein Beispiel anzuführen) die Worte, welche König Albert 1892 in Grimma zum Rektor Bernhardi gesprochen hat.[56])

Für die monarchische Machtstellung und die territoriale Selbständigkeit des Kurstaates von nicht zu unterschätzendem Werte ist auch die 1548 vom Reiche bestätigte Ordnung des Oberhofgerichtes zu Leipzig geworden, welches für die schriftsässigen Herren und Städte die einzige, für alle anderen Untertanen die höchste Instanz wurde und zwar mit Ausschluß jeder Berufung an das Reichskammergericht.

Von besonderer Wichtigkeit für die Stadt Dresden ist das Jahr 1550. In diesem Jahre schlug Kurfürst Moritz nämlich die beiden Gemeinden Alt- und Neu-Dresden, die bis dahin, obwohl nur durch den Elbstrom getrennt, zwei verschiedene selbständige Städte dargestellt hatten (zwischen denen sogar unaufhörlich Reibereien vorgekommen waren), zu einer Stadt zusammen. Erst von diesem Zeitpunkte an hat die Doppelstadt Dresden eine Verwaltung, einen Rat, ein Insiegel. Alt-Dresden, die jetzige Neustadt, auf dem rechten Elbufer, führte bis dahin — vermutlich wegen des in der angrenzenden Heide befindlichen großen Wildstandes — einen Hirsch im Wappen. Als gemeinsames Gesamtwappen ward nun dasjenige von Neu-Dresden angenommen: die bekannte (auch bei Leipzig und anderen Städten sich vor-

---

[56]) So ist denn, dank dem direkten Eingreifen unseres verewigten Königlichen Herrn, für jetzt wenigstens, die Klippe glücklich umfahren worden, welche durch Einführung der lateinlosen Hochschule die klassische Bildung mit dem Untergange bedroht. In Preußen ist ein gegenteiliger Beschluß gefaßt worden und es gibt Unzufriedene, die es beklagen, daß eine solche einschneidende Maßregel nicht gleich im ganzen Deutschen Reiche eingeführt worden sei und die den sächsischen Standpunkt als verdammenswerten Partikularismus ansehen. Dem gegenüber und gewissermaßen zur Stärkung und Herzerquickung der „Humanisten" soll aber nicht unterlassen werden, an dieser Stelle die Stimme eines „alten humanistischen Gymnasiasten und Studenten" aus Preußen in ihren markantesten Sätzen wieder zu geben, die derselbe im „Reichsboten" vom 16. Januar 1902 vor der Öffentlichkeit hören läßt. „Ich muß gestehen", sagt der alte Herr, „ein tiefes Schmerzgefühl durchzog mein Herz, als ich heute von dem Abschluß der Schulreform las, ein tiefes Schmerzgefühl, daß es nun wirklich — bei uns in Preußen wenigstens — aus sein soll mit unserer guten alten humanistischen Bildung; aus auch mit ihrer Macht und ihrem Segen für unser Volk. Voll Wehmut lenkt da der Blick sich zurück in jene Zeiten, wo wir auf der Bank der Prima bei Homer uns begeisterten, ihm folgten in die männermordenden Schlachten, wenn wir, geführt von kundiger Hand, uns vertieften in die Oden eines Horaz mit ihrem Wohlklang und ihrer Schönheit, wenn wir im Sophokles lasen von dem Menschenleben mit dem Zwiespalt der Pflichten, der feindlichen Begegnung der Charaktere, vom Sieg des Rechten und Heiligen, wenn wir im Tacitus mit Stolz vernahmen von unseren Vorfahren. Haben denn die Herren, die unserem Volke diese Schulreform gleichsam als Neujahrsangebinde mitgaben, gar nichts erfahren von solchen Schönheiten der antiken klassischen Bildung und von ihrem Segen, ihrem Nutzen, nicht bloß ideal, sondern auch real?" [Man kann sich freilich auch an Übersetzungen erbauen.]

findende) Zusammenstellung des Meißnischen Löwen und der Landsberger Pfähle in veränderten Farben; hier schwarz und gelb.

Bereits mehrere Male hatte das Leben des Sachsenfürsten in ernstester Gefahr geschwebt. Mit knapper Not war Moritz einst dem Tode des Erstickens entgangen, als sein Schlafgemach (die Kammer eines Bauernhauses im türkischen Feldzuge) sich mit Rauch gefüllt hatte. Bei Mühlberg hatte ein kurfürstlicher Reiter dem Herzog bereits seine Schußwaffe auf die Brust gesetzt, als dieselbe, wie durch ein Gotteswunder, versagte. Und bei Innsbruck setzte Moritz, gelegentlich der schon erwähnten Meuterei der Reiffenbergschen Landsknechte, sein Leben noch weit direkter aufs Spiel, als er dies sonst in jeder Schlacht tat. Im Türkenkriege 1542 aber, wäre der allzumutig vorwärts gedrungene Herzog unfehlbar den Schwertstreichen der ihn dicht umdrängenden Feinde erlegen, die ihn bereits vom Pferde herunter gehauen hatten, wenn nicht Sebastian von Reibisch, der sich über ihn warf, in aufopfernder Vasallentreue sein Leben für das seines Herren ließ. Bei Sievershausen im Braunschweigischen nun (bei dem Kriege, den Moritz gegen Albrecht von Brandenburg führen mußte, der die Verträge nicht hielt), am 9. Juli 1553, während seine Banner siegreich vordrangen und die Sachsen das Feld behaupteten, traf den edlen Fürsten die tödliche Kugel. Sanft legte man den zum Tode Verwundeten unter einen Weidenbaum und von hier aus leitete der sterbende Held — der noch die Freude erleben durfte, den durch den Sächsischen Reiterführer Wolf von Totenwart herbeigeführten Sieg seiner Waffen zu erfahren —, einem Epaminondas gleich, den Gang

---

Dann weiter: „Wie wird es, dank unserer Schulreform, in nicht allzu langer Zeit aussehen auch um unser deutsches Studententum? Auch euch Neueren leuchtet die Liebe zur Wissenschaft aus den jugendlichen Augen, wenn ihr einzieht in die Musenstadt, von der eure Alten sungen und wo ihr nun auch zwitschern wollt. Doch bald werdet ihr andere Gesichter machen. Wenn du auch Jurist und ein hohes Tier werden willst, das corpus juris mußt du übersetzen können und laß dich nicht täuschen, lingua Latina ist eine spröde Jungfrau, bei der ohne Grammatik nichts anzufangen ist. Und du armer Mediziner und Naturwissenschaftler, dir wird bald der Schädel brummen von all den griechischen und lateinischen Namen in deinem Fach, also her mit der griechischen und lateinischen Grammatik! Vollends nun ihr armen klassischen Philologen und Theologen, deren Professoren so grausam sind, ihre Kollegia mit Latein, Griechisch und Hebräisch anzufangen. Wo sollt ihr hin vor Angst?" „Ihr Männer auf den Lehrstühlen der deutschen Hochschulen, liegt euch wirklich bloß an der Frequenz eurer Universitäten, nicht auch an dem geistigen und leiblichen Wohl eurer Hörer? Idealismus und Materialismus, das sind die beiden Mächte, die heut sich gegenüber stehen und zum Siege des letzteren tut man in Preußen mit der Schulreform den ersten großen Schritt. Du kannst es nicht ändern, wenn es auch wehe tut, wenn man sieht, wie aus dem Volke der Dichter und Denker ein Volk von Krämer- und Banausenseelen wird, würdig unserer merkantilen englischen Vettern jenseits des Kanals. Habeant sibi!" In der Ersten Sächsischen Kammer (2. Juni 1902) hat der Geheime Rat Professor Dr. Wach (im Sinne der ganzen Universität Leipzig) ausdrücklich hervorgehoben, daß die humanistische Vorbildung mindestens für den juristischen Beruf unerläßlich sei. Wenn doch, wie die klassische Bildung, so auch die christliche Lehre so überzeugte Verteidiger für die Schulen fände. Mögen und möchten in dieser Beziehung die Worte des Freiherrn von Dürant im Herrenhause vom 7. Mai 1902 überall Einsicht und warme Beherzigung finden.

der Verfolgung. Zwei Tage darauf hauchte der erst 32 Jahre alte Kurfürst Moritz seine Heldenseele aus. Er hatte sich von seinem Hof- und Feldprediger Albinus das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen lassen und sah dem Tode nicht nur als Held, sondern auch als Christ entgegen. „Gott kommt" waren Moritzs letzte Worte, nachdem er vorher seinen Trauring dem getreuen Carlowitz mit den Worten anvertraut hatte: „Dies Ringlein soll August unserem lieben Gemahl wieder zustellen und soll daneben sagen, daß wir sie freundlich gesegnen lassen in tröstlicher Hoffnung, daß wir mit der Zeit nach Gottes gnädiger Verleihung in jener Welt wieder einander sehen wollen." Außer Moritz selbst fielen hier auf seiner Seite die beiden Söhne des alten Herzogs von Lüneburg, 14 Grafen und an die 300 Edelleute. Ein schwerer und, was den edlen Kurfürsten anlangt, unersetzlicher Verlust, dem gegenüber die im heißesten Handgemenge erfolgte Eroberung von achtzig Fahnen und Standarten, wenn auch ein schönes Ruhmeszeichen, so doch immerhin nur ein schwacher Trost war. Auf beiden Seiten zählte man viertausend allein an Toten. Das verhängnisvolle Geschoß, eine aus einem Faustrohr aus allernächster Nähe abgeschossene, merkwürdigerweise silberne Kugel,[57]) wird samt des Kurfürsten blutgetränkter Feldbinde im Königlichen historischen Museum zu Dresden aufbewahrt.

---

[57]) Der feige und hinterlistige Mordbube, durch dessen Kugel Kurfürst Moritz so jählings aus seiner Heldenlaufbahn gerissen worden ist, soll — wie Böttiger in seiner Geschichte Sachsens, I. 557, nach einem ihm glaubhaft scheinenden Gewährsmann berichtet — ein junger Herr von Karras gewesen sein, der als Leibpage in des Kurfürsten unmittelbarem und persönlichem Dienste stand und von diesem, seinem fürstlichen Herrn, besonders zahlreiche Wohltaten empfangen, wie gute Lehren erhalten hatte. Gerade weil aber Kurfürst Moritz sich um diesen Junker, zum Heile für dessen Zukunft, besonders eingehend beschäftigte, war er ab und zu genötigt, ihn auch zu strafen und soll ihm einstmals im väterlichen Zorne einen Backenstreich gegeben haben. Die kleine silberne Kugel (in Speck gehüllt, „damit sie besser flitze") war die Quittung, der Meuchelmord an seinem Wohltäter die schmachvolle Rache dieses Elenden, der die Tat auf dem Sterbebett gebeichtet habe. Der Grund aber der Zuneigung des fürstlichen Herrn zu diesem Unwürdigen habe in folgendem gelegen: Bei Erbauung des Jagdschlosses Moritzburg suchte Kurfürst Moritz den sehr großen und schönen Wald des auf dem angrenzenden Rittergute Coswig sitzenden Herrn von Karras zu den „Jagdgründen" Moritzburgs hinzu zu bekommen, und bot dem Genannten den vorteilhaften Umtausch dessen Gutes gegen ein anderes an. Der Kurfürst erreichte seinen Zweck; und um den so loyalen Edelmann, der ihm einen derartigen Gefallen getan hatte, noch außerdem sein besonders dankbares Wohlwollen zu bezeugen, nahm er dessen Sohn in seine nächste Umgebung, mit dem Versprechen, für ihn sorgen zu wollen. Ja, nur zu oft bewahrheitet es sich: Undank ist der Welt Lohn. Schade, daß von so Elenden gesprochen werden muß. Mit Shakespeare kann man sagen:

Was Menschen übles tun,
Das überlebt sie meist. —
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.

Übrigens sei hervorgehoben, daß — da Böttiger jene Erzählung, die mit der Volksmeinung zusammentrifft und übereinstimmt, nicht durch Urkundenmaterial belegen kann — die Wahrheit derselben von manchen, so insbesondere von dem hervorragendsten der jetzt lebenden sächsischen Historiker, Professor Dr. Kaemmel in Leipzig, für zweifelhaft angesehen wird.

O, wohl bewahrheitet sich in jedem einzelnen Falle Schillers Wort, das er dem Heldenjüngling Max in den Mund legt:

Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein totes Werkzeug mehr; — sie lebt.

Des so jung vom Schauplatz seiner Taten abgerufenen Moritz Sohn, Albrecht, war schon als Kind gestorben; seine Tochter Anna wurde 1561 die unglückliche Gemahlin Wilhelm des Schweigsamen von Oranien. Das Kurfürstentum kam an Moritz' Bruder August.

Kulturgeschichtliches.

III.

Kurhut und Kurmantel schmücken Friedrich den Streitbaren, beide Attribute in Natur von purpurrotem Sammet, mit Hermelin aufs reichste verbrämt.

Das Reichsschwert, jenes so außerordentlich wichtige Stück der Reichsinsignien, dem Kaiser vorzutragen, gehörte zu den Obliegenheiten des Reichserzmarschalls, dessen Ehrenamt schon zu früher Zeit dem jeweiligen Herzoge von Sachsen zustand. (Der Sachsenspiegel erwähnt dieses Rechtsverhältnis schon zur Zeit seiner Abfassung, also um 1230, als althergebracht.) Dieses Erzamt ist bekanntlich aus dem uralten Begriffe marescalcus=Rossebesorger[58]) herausgewachsen und wurde, wie alle Feudalämter ursprünglich Lehen von Kaiser und Reich, gleich den meisten derselben, später erblich.

Die noch in der Epoche der Karolinger mit dem Marschallamte verbundene oberste Leitung erst des Marstalles, dann des Oberbefehles über die Reiterei ging allmählich in den Begriff „Befehlshaber der Heeresmacht überhaupt" über und lebt im „Feldmarschall" noch heute fort. Der Erzmarschall des Reiches, der übrigens auch der Schutzherr aller Heerpauker und Feldtrompeter in deutschen Landen war, übte die nächste Stellvertretung des Kaisers aus und war in dieser Eigenschaft von beinahe noch größerem Einflusse wie als Träger der Kurwürde, obwohl er beides vereinte. Als bedeutungsvolles Zeichen führte der Kurfürst=Erzmarschall im schwarz=weiß geteilten Felde zwei gekreuzte rote Schwerter neben seinem angestammten Wappen.[59]) Bei

---

[58]) Ähnlich wie hier aus mar und scalk, nämlich Roß und Knecht, die Bezeichnung für einen an Bedeutung und Vornehmheit immer mehr gewachsenen, mit besonderer Ehrung verbundenen Begriff entstanden ist, so haben dieselbe Ableitung vom Roß und der Beschäftigung mit diesem edlen Tiere die Begriffe ecuyer von equus und curia (Pferd und Hof) chevalier von cheval oder caballus und cavallus (Pferd) sowie connétable von comes stabuli, das heißt Verwalter des Stalles.

[59]) Leider hat bei der endgültigen Aufstellung des Königlich Sächsischen Wappens im Jahre 1889 jene so vieles erzählende ruhmreiche historische Reminiscenz keine Berücksichtigung erfahren, obwohl dieselbe — und zwar nach Vorgang und Beispiel zahlreicher sogenannter Erinnerungs= oder Gedächtnis=Wappen — einen Ehrenplatz dortselbst gar wohl verdient

Ausübung seiner Obliegenheiten als Reichserzmarschall ward der Kurfürst vom Reichserbmarschall unterstützt, welches Amt in der Familie der Grafen Pappenheim erblich war. Dieser wiederum hatte Unterstützung in den Untermarschällen, deren Ämter sich an ihren Namen kund gaben, wie z. B. Marschall von Ostheim usw. Bei großen feierlichen Gelegenheiten ritt der Erzmarschall zu Pferde mit dem bloßen Reichsschwerte vor, neben ihm ging zu Fuße der Erbmarschall Graf Pappenheim, die Scheide des Reichsschwertes tragend. Das übliche Hineinreiten in den Haferberg und Darbringen dieses symbolischen wie tatsächlichen, Kraft und Stärke verleihenden Nahrungsmittels in einem dazu bestimmten silbernen Maße führte gemeiniglich der Erzmarschall selbst aus. Auch gelangten während der Dauer eines Reichstages alle wichtigen Meldungen zuerst an die Person des Reichserzmarschalls als (wie man heutigentages sagen würde) Kommandanten des Hauptquartiers, dem auch die Sicherheit des Ganzen oblag und zu diesem Behufe die sämtlichen anwesenden Streitkräfte untergeordnet waren. Für gute Verquartierung des Kaisers und der Reichsfürsten, wie der fremden Gesandten zu sorgen, war Sache des Erbmarschalls, ebenso wie derselbe dafür zu sorgen hatte, daß an den betreffenden Absteige-Quartieren in gehöriger Weise Namen und Wappen der dort Wohnenden angebracht waren. Stillschweigend oder bestimmungsgemäß als auf die Vertretung des Erbmarschalls und der Untermarschälle übergegangen galt ferner das öffentliche Ansagen von Tag und Stunde der Reichstagseröffnung, sowie das Einsammeln der auf dem Reichstage abgegebenen Stimmen. Bei kaiserlicher Prunktafel ging der Erbmarschall mit einem Stabe den Speiseträgern vorauf, welche sämtlich Reichsgrafen waren. Unter dem Kurmantel ist Friedrich der Streitbare mit derjenigen Art Rüstung angetan, welche aus kunstvoll in die nötigen Formen gebrachten Eisenplatten besteht und daher Plattenrüstung genannt wird.[60])

Gleichzeitig mit ihrem Höhepunkte ereilte dieselbe aber auch der Anfang ihres Endes. Es erging den schweren Rüstungen der Ritter ebenso, wie es jetzt den Panzerungen der Kriegsschiffe gehen wird. Zu großes Gewicht

hätte. Von den Grafen zu Pappenheim, in deren Familie das Reichsmarschallamt erblich war, nämlich die Verpflichtung, dem Reichserzmarschall in Ausübung seiner Obliegenheiten behilflich zu sein, werden die Kurschwerter noch heute im Schilde geführt. Sonst aber haben sich dieselben nach Aufhebung des alten Reiches und Erledigung der Kur Sachsen (nachdem sie innerhalb Sachsens noch längere Zeit auf Grenzsteinen als direktes Herrschaftszeichen des Fürstenhauses galten) auf die bekannten Kunsterzeugnisse der Meißner Porzellanmanufaktur zurückgezogen.

[60]) Im Volksempfinden deckt sich merkwürdigerweise der Begriff Rüstung gemeinhin mit demjenigen der Art von Rüstung, in der man Kaiser Max „den letzten Ritter" und Karl den Kühnen von Burgund zu sehen gewöhnt ist (unter denen dieselbe den Höhepunkt ihrer Vollkommenheit erreicht hat). Und wiederum mit jenem Begriffe „geharnischter Ritter" fällt bei den Meisten die Idee von Rittertum überhaupt zusammen, obwohl das eigentliche Rittertum ziemlich dreihundert Jahre früher das gewesen ist, als welches es noch heute dem Staate und der Gesellschaft vorleuchtet.

bei unzulänglicher Schutzgewährung und Mangel an Bewegungsfreiheit bringen immer Umwälzungen in der Armierung mit sich.[61]) Pulver und Feuergewehr taten das ihrige, den Wert schwergepanzerter Reitergeschwader und deren Rüstungen herabzusetzen. Eine der letzten Fälle alter Kriegführung war in sächsischen Landen die Eroberung der festen Burg Kriebstein seitens des dem Ritter Dietrich von Beerwalde beistehenden Markgrafen Friedrich des Streitbaren Anno 1415. Diese Episode ist von allgemeinerem Interesse auch des geschichtlich beglaubigten Umstandes wegen, der an die bekannte Geschichte der Weiber von Weinsberg erinnert. Friedrich der Streitbare forderte, daß der Ritter von Staupitz, der sich ungerechtfertigterweise in den Besitz jener Burg gesetzt hatte, sich ihm auf Gnade und Ungnade ergebe, seiner Gattin aber erlaubte er, frei abzuziehen und mit sich zu nehmen, was ihr das Liebste sei. Da lud die wackere Burgfrau ihren Eheliebsten auf die Schultern. Und da, wie einst König Konrad, so hier Markgraf Friedrich sein gegebenes Wort hielt, so war Staupitz gerettet.

Bezeichnend ist auch der Kriegsheld Albrecht der Beherzte dargestellt, nur Haupt und Hände sind ohne Eisenhülle. Visierhelm und Eisenhandschuhe sind indessen an dem Rittersmann deutlich zu sehen, der hinter Heinrich dem Frommen einherschreitet, während die vielfache Gestaltung der Fußbekleidungen damaliger Zeit hier nur in einigen Typen angedeutet wird. Sie schwankt zwischen abnorm langen dünnen Spitzen und unverhältnismäßig breiten Klumpen. Im hohen Reiterstiefel des Ritters und dem niedrigen Bundschuh des Bauern — welch letzterer den Aufständischen der Bauernkriege als Sinnbild vorangetragen wurde, neben dem Feldzeichen des ein Rädlein im Schilde des Wappens führenden Götz von Berlichingen (daher der Ausdruck Rädelsführer) — verkörperten sich gewissermaßen zwei Weltanschauungen, das aristokratische und das demokratische Prinzip in ihren Extremen. Illustriert wird das z. B. durch den Ausspruch der in Sattlers Geschichte der Herzöge von Württemberg dem vertriebenen Ulrich in den Mund gelegt wird. Es sei ihm gleich, ob er durch Stiefel oder Schuh wieder in sein Land komme, also ob durch Hilfe des Adels oder des Landvolkes. — Daß damals selbst die offenkundigsten Extravaganzen in der Bekleidung (und speziell auch des Schuhwerkes) der Würde und Ernsthaftigkeit keinen Eintrag taten, beweist unter anderem die Tatsache, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg, bei seiner Belehnung mit der Mark Brandenburg zu Konstanz 1417, die engen Stufen zum kaiserlichen Thronsitz in Spitzschuhen mit klappernden Unterschuhen hinaufstieg, deren lose schwankenden, mit Schellen behangenen Schnäbel weit über das Doppelte des eigentlichen Fußes

[61]) Die leicht bewaffneten reisigen Knechte — von denen ein jeder in drückender Eisenhülle erscheinende Edelmann einige mit ins Feldlager brachte — wurden zu leichten Reiterregimentern geordnet. Eine Verschmelzung ergab die in Halbrüstung auftretenden „deutschen Reiter", welche wegen des schwarzen Anstrichs, den sie den Eisenteilen ihrer Montierung gaben, die „Schwarzen" schlechthin genannt wurden und bald als besonders tüchtig in der ganzen europäischen Welt bekannt waren.

lang waren. Rechnet man zu diesen Ungetümen noch die nach damaliger Sitte abnorm langen Sporen als hintere Ausläufer hinzu, die höchstens zu Pferde nicht inkommodierten, so ist es wirklich kaum auszudenken, wie der Fürst seinen Auf- und Abstieg zum und vom Throne seines kaiserlichen Lehensherren bewerkstelligt hat, denn es war ihm bei dieser Gelegenheit unmöglich, dem Beispiele der österreichischen Ritter zu folgen, die, als sie bei Sempach mit den Schweizern zu Fuß kämpfen mußten, sich vorher allesamt die Schnäbel von ihren Eisenschuhen abhackten.

Das von Albrecht dem Beherzten um den Hals getragene Ordenszeichen vom Goldenen Vließ (gestiftet 1429 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund) ist nächst dem englischen Hosenbandorden die älteste derjenigen Dekorationen, die als Auszeichnungen an Stelle der bisher üblich gewesenen güldenen Gnadenketten und Ehren-Schaumünzen zu treten beginnen. Früher galten Ordensinsignien als äußere Erkennungszeichen solcher, die zur Erfüllung eines gemeinsamen hohen ethischen Zweckes in einen „Orden" getreten, das heißt in einer von der höchsten kirchlichen oder weltlichen Gewalt als „Orden" sanktionierten geschlossenen derartigen Körperschaft vereinigt waren. Nun gingen diese Zeichen — den bisher üblich gewesenen mehr oder weniger ähnlich — meist ohne eine geistige Gemeinschaft andeuten zu wollen, in den Begriff „Belohnung" oder „Anerkennung" über.[62])

Durch die hinter den fürstlichen Brüdern Ernst und Albert folgende Gruppe wird die Begebenheit des Prinzenraubes ins Gedächtnis zurückgerufen. Der Held der Begebenheit, der wackere Kohlenbrenner Georg Schmidt, den lorbeerumwundenen Schürbaum tragend, mit dem er, um den jungen Prinzen zu befreien, den Ritter Kunz von Kauffungen „weidlich getrillt" hatte, wurde der Ahnherr der Familie von Triller. Diese Familie, welche auf dem jenem Köhler geschenkten Freihofe Eckersbach bei Zwickau angesessen war und von Kaiser Rudolf II. in den Freiherrenstand erhoben wurde, soll im Jahre 1861 mit der Person des zu Gera verstorbenen Christian Adolf von Triller erloschen sein.[63])

---

[62]) In Deutschland lebt der alte Begriff „Orden" nur noch im Maltheser- und Johanniter-Orden, in Österreich im Deutschherrenorden weiter, wie auch des letzteren Ballei Utrecht nicht vergessen werden darf, welche Orden sämtlich zur Lösung einer und derselben großen Aufgabe gegründet worden sind — der Christenheit durch Wort und Tat ein musterhaftes Vorbild im Dienen und Kämpfen zu geben. „Herrlich kleidet sie Euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung, wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt." — „Aber, ein schönerer Schmuck, umgibt Euch die Schürze des Wärters, wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms, dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt." Diese Schillerschen Worte möge jeder sich ins Herz schreiben, dem es vergönnt ist, das Zeichen des Kreuzes, unter welchem alle Christen leben, dienen und kämpfen sollen, auch äußerlich als Ordenszeichen sich an die Brust heften zu dürfen. Und sehr richtig sagte Kaiser Wilhelm auf der Marienburg: „Das erhabene Gesetz der Bruderliebe vereint die Orden, welcher Konfession sie auch sein mögen, in dem großen Ziele, der leidenden Menschheit beizustehen."

[63]) Wie das Dresdner Journal berichtet, ist am 4. Juni 1902 im Parke zu Eckersbach durch Mitglieder der Turnvereine dortiger Gegend der sächsische Prinzenraub dramatisch

Jener Köhler ist hier sichtlich im Begriff, die Geschichte seiner Unerschrockenheit seinen Begleitern zu erzählen. Einer derselben, an dessen prächtiger Figur sich die Landsknechtstracht von Kopf bis zu Fuß studieren läßt, ist ein Repräsentant der Familie von Schönberg, deren rot und grüner Löwe auf dem Schildlein erscheint, welches er an Stelle einer Schaumünze umhängen hat. (Als einer der Ersten jenes ausgebreiteten typisch Meißnischen Geschlechtes wird Sifridus de Schonenberc 1280 genannt.) Die lustig-trotzige, mutige wie mutwillige Sinnesart der im Anfange ihres Bestehens besonders ehrenwerten und wackeren allzeit zum Sterben bereiten, dabei aber den Genuß des Lebens in vollen Zügen begehrenden Gemeinschaft der „frommen" Landsknechte[64]) findet sprechenden Ausdruck in der erst kunstvoll zerschlitzten, dann buntfarbig mit reichem Stoff und allerhand Bänderwerk wieder zusammen genähten Tracht. Diese Landsknechtstracht entspricht in ihrer äußeren Erscheinung dem inneren Wesen ihrer Träger, von denen sie aufgebracht worden ist. Sie entspricht der buntgemischten und zusammengewürfelten Vielgestaltung von Heimat und ursprünglichem Berufe wie Stand, von Sprache und Bildung jener tapferen Söldlinge.

Abenteuer, Kriegsruhm und Beute, sowie Lohn und Brot in einer Beschäftigung außerhalb des Rahmens gewöhnlicher bürgerlicher Tätigkeiten suchend, waren diese Scharen durch den „rauhen Kriegesbesen" aus allen Gauen Deutschlands, aus den Winkeln aller Gegenden des weiten Reiches zusammengefegt worden. Sie bildeten aber unter dem kaiserlichen Doppeladler eine einheitliche, wohl geformte und geschulte, verhältnismäßig gut disziplinierte Kriegergenossenschaft mit eigenem Gesetz und Recht.

Diese, den Schweizern nachgebildete, erste geordnete Fußtruppe in deutschen Landen, deren Schöpfer (wie schon erwähnt) Kaiser Maximilian

dargestellt worden. — Ein gewiß lobenswertes patriotisches Beginnen, welches bei eventuell regelmäßiger Wiederholung am 7. Juli jeden Jahres nicht nur den historischen Sinn weiterer Kreise zu stärken geeignet ist, sondern voraussichtlich eine Zugkraft mehr zum Besuche des Ortes werden kann, in dessen Kirche die Anzüge der beiden Prinzen (von deren Eltern der Kirche geschenkt) seit nunmehr beinahe vier und ein halb Jahrhunderten sich befinden.

[64]) Die „frumben (frommen) Landsknechte" ist eine aus der Zeit ihrer Errichtung durch Kaiser Max herrührende und dann allgemein üblich gewordene Benennung jener waffenfrohen Kriegsleute, von denen feststeht, daß sie vor Beginn einer Schlacht auf die Kniee sanken und nach uralter Vätersitte den ersten besten Grashalm oder etwas Erde — an Stelle der Hostie in den Mund nahmen, um dadurch, wenn es zum Sterben gehen sollte, mit ihrem Gott versöhnt zu sein. Auch vergaßen sie dann nicht, die bedeutungsvollen drei Hand voll Erde hinter sich zu werfen, die ihnen bei friedlichem Begräbnis sonst wohl ihre Lieben in der Heimat zur Bedeckung ihrer irdischen Körper gewidmet haben würden, die nun zu Staub zerfallen sollten. Das „Helm ab, zum Gebet" dürfte wohl auch heute noch bei den deutschen Truppen allein dastehen. Angeregt durch die Beobachtung der im Laufe der Zeiten auch bei den Landsknechten unleugbar eingetretenen Verrohung, wollen manche Geschichtsschreiber — die unzweifelhaft vorhandenen Schattenseiten über die gleichfalls verbürgten Lichtseiten derselben stellend — die Bezeichnung „fromm" hier nicht als gottesfürchtig gelten lassen, sondern nur im allerältesten Sinne des Stammwortes fram, d. h. „tüchtig", schneidig, wie das gleichnamige Messer der alten Germanen.

war, und als deren Vater Georg von Frundsberg, des Kaisers Feldhauptmann, zu verehren ist, muß als der Grundstock unserer Infanterie betrachtet werden. Wie ihres bunten vielgestaltigen äußerlichen Auftretens wegen, die alle Kreise der damaligen Zeit höchlichst interessierende Erscheinung der Landsknechte einen sichtbaren Markstein in der ganzen Kulturgeschichte, eine „Wendeflagge" für die Entwickelung des gesamten Kriegswesens bedeutet, so liegt in der inneren Verfassung und dem ganzen Wesen dieser Söldnertruppe, in Organisation wie Taktik und Verwendungsart derselben, unsichtbar für die damalige Zeit ihrer Entstehung, der bedeutsame Keim der heutigen Armeen, der Übergang von dem schwerfälligen Feudalheer zum leichtbeweglichen Volksheere der Gegenwart. Auch die in der Landsknechtsordnung aufgebrachten oder eingeführten Bezeichnungen, wie Feldwaibel, Feldscheer, Profoß, Furier u. a. sind noch immer gebräuchlich. Aus ihrem locotenant, das heißt Stellvertreter des Obersten, ist allmählich Leutnant geworden. Diese Stellvertreter-Idee findet sich übrigens noch heute in den Bezeichnungen Generalleutnant, Oberstleutnant, Kapitänleutnant; die Nächsten an der nächst höheren Charge bedeutend.

Die zu der Landsknechtstracht, welche vielfach auch von Studenten, gewissermaßen als eine Äußerung akademischer Unbotmäßigkeit getragen wurde, untrennbar zugehörige sogenannte Pluderhose, spielt als eine Art symbolisches Kennzeichen der Neuerungssucht, nicht nur im Trachtenwesen, sondern — wegen des ethischen Momentes, welches sie (horribile dictu) verkörpert — sogar in der großen Kulturgeschichte eine gewisse Rolle. Selbst von evangelischen Sittenpredigern, wie Andreas Muskulus und anderen wurde die Pluderhose als ein Ausfluß falsch verstandenen reformatorischen Dranges nach Freiheit bezeichnet, alle alten ehrbaren Formen verachtend. In der Tat, eine neue Anschauung der Dinge, geistliche wie weltliche, die das Alte vielfach von Grund aus umwälzte, machte sich überall geltend. Die Scholastiker wurden grundsätzlich als Dunkelmänner hingestellt; der „Humanismus" tat sich auf, vielfach Wurzeln rodend, wo ein Beschneiden genügend gewesen wäre. Heiter sollte das Leben sein, heiter die Kunst. Zwang galt als unschön, als unwürdig und als unpraktisch; fesselos wollte man Geist und Körper haben. Freie Künste und freie Wissenschaft verlangten freie Betätigung, ebenso wie „freies Menschentum" — jenes Giftkorn, welches nur auf homöopathischem Wege heilsam ist. Die zum Teile dem klassischen Altertum entlehnten üppigen Formen und heiteren, ja oft sinnlichen Gebilde der Renaissance bemühten sich, die erhabene Schönheit und den weihevollen Ernst der Gotik in den Schatten zu stellen, welche der urgermanischen Auffassung vom mächtigen Himmelsdom, der Symbolik des deutschen Waldes, nicht minder aber auch christlicher Andachtsstimmung so gut entsprochen hatte. Die Götter Roms und Griechenlands lebten auf; kämpfend in vieler Herzen und Köpfen mit Donar und Freya, mit Christus und Maria.

Alles brodelte, kochte und drohte überzulaufen an Anschauungen und Grundsätzen in Kirche und Staat, in Familie wie Gesellschaft. Und —

so paradox es, ja so blasphemisch es klingen mag — dieses innerhalb des gesamten Volkes Platz gegriffene und Platz greifende Drängen von Unfertigkeit im Urteil und von oft falscher Auffassung des Begriffes Freiheit, das oft blindlings erfolgende Überhasten im Bejubeln des Neuen und ein oft planloses Überbordwerfen des Alten; die Sucht, die eigene, vielfach von den Banden der Zucht losgelöste Person des Individuums in den Vordergrund zu stellen, äußerte ganz unbewußt einen merklichen Einfluß auch auf den äußeren, einem Druck sich entgangen wähnenden Menschen, dessen Erscheinung, wie dessen Auftreten. Es hinterließ (und hier schließt der circulus non vitiosus wieder zusammen) eine Art von greifbarem Rückschlag in dem „freiheitatmenden", beliebten weil kunderbunten und kunderbunten weil beliebten, Kleidungsstücke der mutigen Landsknechte, der fahrenden Schüler, der reislaufenden Schweizer — der absichtlich zerschlitzten und anders wieder zusammengesetzten, weitbauschigen, loddernden „Pluderhose".[65])

Auch auf rein militärischem Gebiete gewannen neue Ansichten an Boden und brachten neue Gestaltungen. Die einander gegenüber tretenden Streitkräfte wurden größer, aber durch den Impuls größerer Freiheit beweglicher. Die Selbständigkeit der Führer, der Kämpfer, wie der Abteilungen, wuchs und erstarkte durch verständiges Ineinandergreifen aller einzelnen Teile. Die Landsknechtshaufen sind hierfür typisch belehrend. Wenn auch Georg von Frundsberg und Schertlin von Burdenbach ebenso wie die Condottierieführer den General von Clausewitz († 1831) nicht gekannt haben, so haben sie doch schon damals nach dessen Ausspruche gehandelt, welcher, der Selbständigkeit und dem Verstande genügend Spielraum gewährend, ohne sich des Vorteiles der Gleichmäßigkeit zu begeben, über jedem Reglement als Motto stehen müßte: „Formen binden die lebenden Kräfte; sie fördern die Übereinstimmung im Handeln und diese sichert den Erfolg." Eine gewisse Schulung der Heere, wie deren Einzelteile, die jetzt begannen „Truppen" zu werden, ward unentbehrlich und gewann die Oberhand über rein persönliche Geschicklichkeit und Tapferkeit. Selbst jene berühmten und kriegs-

[65]) Daß die berüchtigte Pluderhose ein außerordentlich kostbares Stück sein konnte, begreift man, wenn man erfährt, daß mitunter „an die hundert Ellen feinsten Stoffes" zu einem einzigen Exemplar Verwendung gefunden haben. Der Kulturhistoriker Falke berichtet außerdem: „Oft konnte der Landsknecht die reiche Beute eines ganzen Feldzuges in seinen Anzug stecken, insbesondere aber alles hergeben und die Goldgulden springen lassen, um das Vergnügen zu haben, zu dem Federhut, dem bärtigen Gesicht und dem gesteppten Wams mit der flatternden rauschenden Masse Seidenstoffes um die Beine einherstolzieren zu können." Der vorhin erwähnte Muskulus, der einmal sagt, „es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn der Elbstrom über ein Wehr liefe", führt an einer anderen Stelle „allen, die solches Teufelswerk tragen und sich mit solchen unzüchtigen Teufelshosen bekleiden, es seien Landsknechte oder Studiosi, Edele, Hofleut' oder noch höheren Standes" zu Gemüte, daß sie „nichts anderes seind, denn geschworene und zugetane Gesellen des aus dem allerfinstersten Orte der Höllen mit List sich auftuenden und alle Welt würgenden Hosenteufels, der das hochteure Wort Gottes verunreinigt, Evangelium und Sakrament verunehrt und solche Leut' und ob sie vor Christen gehalten sein wollen, mit solcher Kleidung dem unflätigen Teufel ähnlicher macht denn Menschenkindern."

erfahrenen Männer, die das letzte Aufflackern des Rittertums bezeichnen — Kaiser Maximilian und Sickingen in Deutschland, Bayard und König Franz in Frankreich — vermochten nicht mehr ohne die Fußtruppen der Landsknechte oder der Schweizer zu siegen. Den Kern dieses Fußvolkes aber bildete der wehrhafte Bürger- und Bauernstand. Und als die Überzeugung, daß die Zeit des turniermäßigen Tjostierens und Buhurtierens endgültig vorüber sei, auch in den Kreisen des Adels als unumstößliche Wahrheit erkannt wurde, da ward die Zahl der Herren und Grafen immer größer, die — das ritterliche Roß und die Königin der Waffen, die schwere Lanze, daheimlassend — mit kurzem Schwerte oder Zweihänder, mit Spieß oder Hellebarde sich in die Reihen jenes geregelten Haufens stellten, der unter Trommeln und Pfeifen mit fliegenden Fahnen und dem Liede in den Kampf zog:

„Kein sel'grer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Heid', im freien Feld
Darf nicht hör'n groß' Wehklagen."

Wie das Landsknechtswesen, so ist auch die Landsknechtstracht eine eigentümliche Erscheinung, der eine einschneidende Bedeutung auch für die Zukunft nicht abgesprochen werden kann.

Nach unten fanden die weitbauschigen Pluderhosen ihren Abschluß durch breite, buntfarbene Kniebänder, mit denen sie über den enganliegenden Wadenstrümpfen zugebunden waren. Im Gewühle des Handgemenges gingen meistens die Schleifen dieser Bänder auf und durch Herabfallen des Hosenstoffes bis auf die Knöchel entstanden die Vorläufer unserer heutigen Beinkleider. Vielfach wurden auch, um das selbst in die Wege zu leiten, was sonst der Zufall gemacht haben würde, vor dem Sturmangriff entweder die Kniebänder von den Leuten selbst gelöst und der Stoff enger gebunden oder man steckte, um beim Ausschreiten nicht durch die weitflatternden Stoffmassen behindert zu sein, die herabfallenden Teile derselben in grobe Überstrümpfe, die man zu diesem Zwecke bereit hielt und der Keim zur späteren Gamasche war gelegt.

Den mit wallenden Federn geschmückten, tellerartig zusammengedrückten Hut von weichem Filz, der den Namen Barett erhielt und schließlich mehr einer Mütze glich, trugen die Landsknechte häufig an einem Bande, der Hutschnur, über den Rücken hängend, ähnlich wie dies einst die vornehmen Griechen mit ihren Kopfbedeckungen Pelasos und Kausia gemacht hatten. Die Haupthaare, welche, wenn sie freiwallend herunter fielen, die jetzt mit Vollbart gezierten Gesichter malerisch umrahmten, wurden gewöhnlich durch eine Haube von buntem Geflecht gehalten, die Kalotte. Auch auf dieses an sich unwesentliche Stück der Bekleidung ward eine derartige Üppigkeit verwendet, daß eine Reichsordnung erscheinen mußte, die ihr Tragen regelte. An dem Barett des den Erzählungen des braven Köhlers lauschenden Edelknaben

befindet sich, der Sitte damaliger Zeit entsprechend, teils als Schmuck, teils um die Krempe in bestimmter Form festzuhalten, eine schwerwiegende Schaumünze angehängt. Hier ist dieselbe als Trägerin der drei Rebmesser, des Wappenbildes der aus Lothringen stammenden alten Familie von Hausen ausersehen, dadurch den Junker als einen jenes Geschlechtes bezeichnend. (Henricus de Husen lebte 1220. Nikolaus 1300. Zu dieser Familie von Saar und Mosel, deren Übersiedelung nach Sachsen mit der Person des Kurfürsten Clemens von Trier, eines kursächsischen Prinzen zusammenhängt, gehört auch der im Kreuzzug 1190 gefallene bekannte Minnesänger Friedrich.)

Bevor die malerische Gruppe der drei Ernestiner zur Betrachtung gelangt in den pelzverbrämten Schauben, die sie über ihre geschlitzten Wämser geworfen haben, lenkt eine „Kaiserkrone", die als Blume sinnigerweise Friedrich dem Weisen entgegenblüht, den Blick auf sich. Auch verdient die Anordnung des Künstlers Beifall, nach welcher auf dem Gemälde der an einer Hellebarde hängende grüne Ehrenkranz sich unmittelbar vor der ausgestreckten Hand jenes Fürsten befindet. Das Farrenkraut aber im Hintergrunde zeigt bekanntermaßen, wenn seine Wurzel quer durchschnitten wird, den alten deutschen Doppeladler.

Die Schaube, jener weitfaltige, von den Männern aller Stände gleich gern getragene Überwurf oder Oberrock, wurde gewissermaßen zum Ehrenkleide des ausgehenden Mittelalters. In ihrer, trotz Einfachheit und Bequemlichkeit doch dekorativen, man könnte sagen behäbigen Form, hob sie mit mehr oder weniger kostbarem Pelzwerk verbrämt und durchweg in gesättigten Farben gehalten, die Würde des Ranges und des Alters ebenso drastisch wie wirkungsvoll hervor und stach gegen die sonst üblichen Auswüchse toller Phantasie im Trachtenwesen vorteilhaft ab. Als eine, zur Schaube gehörige Begleiterscheinung legt sich das weiße in Falten gekräuselte Hemd, als Kragen abschließend, um den Hals, in gleicher Weise als Armkrägelein oder Manschette die Hände umsäumend, die dadurch an Zartheit gewannen.

Der in der Darstellung des Fürstenzuges nun folgende Ritter in Visierhelm und Plattner zeigt, als Typus damaliger Rittertracht, an Stelle des bezeichnenderweise „Krebs" genannten Lendenrüststückes einen an der Taille angehefteten Waffenrock, der mit dem alten eigentlichen Waffenrocke der früheren Jahrhunderte nicht verwechselt werden darf.

Diesen kurzen Waffenrock oder Schurz sieht man auf den Bildern zum Teuerdank und den meisten bezüglichen Illustrationen des ausgehenden Mittelalters. Er bestand gewöhnlich aus schwerem Brokatstoff. Überhaupt ward großer Luxus gerade in Rüstungen getrieben, wenn auch, wie bei allem, so auch hier, die Mittel ausschlaggebend waren, die angewandt werden konnten. Der Harnasch des armen Landjunkers konnte sich natürlich nicht mit den Prunkstücken reicher Fürstlichkeiten messen und vermochte auch ebensowenig dem Aufputz derjenigen gleich zu kommen, die, wie die Fuggerschen Grafen, einen goldenen Hintergrund hatten. Aber schon die Möglichkeit, derartige

Kunstwerke hervorzubringen, wie es die sind, vor denen wir jetzt in den Museen bewundernd stehen bleiben, verdient die allergrößte Hochachtung vor Kunstfertigkeit und Geschmack jener Zeit. Die Rüstkammer zu Dresden, das historische Museum, dessen Besuch nicht dringend genug einem jeden ans Herz gelegt werden kann und in vielen Punkten als die berühmteste Waffensammlung der Welt dasteht, weist Wunder der Technik in der von Waffenschmied, Schwertfeger und Gürtler, Goldschmied und Ciseleur gleichzeitig betriebenen Kunst auf. Dem Italiener Benevenuto Cellini stehen deutsche Meister wie Jamnitzer und Dinglinger würdig gegenüber, ja übertreffen denselben vielfach.[66])

Die verschiedenen Kunstgewerbetreibenden und alle anderen Gewerke arbeiteten einander nicht nur mit Verständnis, sondern mit Liebe in die Hände. An der hier zur Ansicht gebrachten Rüstung ist die Verzierung in Tauschierung angedeutet durch das Wappen von Ponickau. Das schwarz und weiß gestreifte Hängeschildlein des Edelknaben aber, dessen Hut über üppigen Locken keck zur Seite gesetzt ist, stellt den Schild der Familie von Miltitz (eines Stammes mit Maltitz) dar, welche gleich derjenigen der von Schleinitz und von Bünau im ganzen Elbtale derartig reich angesessen gewesen ist, daß rundweg vom Schleinitzer, Miltitzer usw. Ländchen geredet wurde. (Gerhardus de Panckow 1237 und Rule von Punikow 1350 geben einen Beweis für die verschiedene Schreibart tatsächlich einer und derselben Familie. Theodoricus de Miltitz wird schon 1186 unter den Getreuen des Markgrafen Otto von Meißen aufgeführt.)

Der zwei Windspiele an langer Leine führende kleine Mohr ist vollständig an seinem Platz. Insonderheit bildeten Mohr und Hunde die stete Begleitung Heinrichs des Frommen. Beide Begriffe gehörten sozusagen zu den Unentbehrlichkeiten einer eleganten Hofhaltung des sinkenden Mittelalters. Die Mohren, weil sie die Vertreter einer in Europa nicht vorkommenden Menschenrasse darstellten, und obendrein durch Gestaltung und Art des Auftretens amüsierten; die Windspiele, weil sie einer seltenen aus Wälschland eingeführten Hundeart angehörten, deren Erscheinung ebenfalls Spaß machte. Zwerge und Narren bildeten hierzu die Ergänzung.

Wenn es auch unseren, das heißt der jetzt lebenden Menschen, Augen und Sinnen angenehm ist, keine Abnormitäten wahrzunehmen, die der Harmonie Eintrag tun könnten und es den Herzen derjenigen unter uns, die Gefühl für andere haben, weh tun würde, eine Art pharisäischer Schadenfreude sanktionieren zu sollen, so war doch das Mittelalter hierin bedeutend weniger zart besaitet. Selbst anerkannt wohlwollende, gütige und edeldenkende Herren wie Damen erlustigten sich an den oft überaus derben

---

[66]) Es muß als ein besonderes Verdienst des waffenkundigen Direktors von Ehrenthal wie des berühmten Archäologen und Numismatikers Dr. Erbstein (der als ein besserer Fafnir den Schatz hütet, nämlich das „Grüne Gewölbe") gelten, gar manches Stück, welches früher jenem Florentiner zugeschrieben worden ist, als aus den Händen dieser Deutschen hervorgegangen dargetan zu haben.

Späßen der Narren und lachten über das Auftreten von Krüppeln, Buckligen und Zwergen, ohne die mindeste Beschwerung ihres Gewissens für möglich zu halten oder zu denken, daß hierdurch der Menschenwürde Abbruch getan werde. Ja, jene Possenreißer und Mißgestalten fanden es selbst nur in der Ordnung, daß sie anders behandelt wurden wie andere Menschen und daß sie Objekte zur Erregung der Lachlust waren.

Die sogenannten „kurzweiligen Räte" aber standen auf einer vollständig anderen Stufe. Der Teil von Abnormität, der ihnen den Schutz gewährte, unter der Maske von Spaßmachern das sagen zu dürfen, was andere für gefährlich gehalten haben würden, auszusprechen, bestand eben darin, daß sie das taten. Das aber wurde schon damals für närrisch gehalten. Mutterwitz und keckes Wesen, Gutmütigkeit und aufheiternde Lustigkeit — vorausgesetzt, daß alles dies mit loyaler Gesinnung, klarem Blicke und halbwegs durchdringenden Verstand vereinigt auftrat — befähigten diese Persönlichkeiten, insonderheit wenn dieselben sich das allgemeine Vertrauen zu erhalten wußten, im zwanglosen Verkehre ihren fürstlichen Herren wie dem Vaterlande Dienste zu leisten, die oft denjenigen der Geheimen Räte (damals „heimliche Räte" genannt) an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Politisch-Geschichtliches.

IV.

Wie Moritz kriegerische Lorbeeren in hohem Maße gesammelt hatte, so erwarb sich Kurfürst August, sein Bruder, der von 1553 bis 1586 regierte, eben so große, unvergängliche Verdienste in Bezug auf den inneren Wohlstand, den wirtschaftlichen wie sozialen und geistigen Weiter-Ausbau seines Landes. Moritz schuf einen politisch berühmten, August einen durch Ausbildung aller Kräfte glücklichen Staat. Mit Recht verehrten daher den letzteren seine dankbaren Untertanen als „Vater August"; seine hochherzige und edle, allzeit hilfbereite und zu allen Werken geschickte Gemahlin aber, eine geborene Prinzeß von Dänemark, als „Mutter Anna". Während die nach damaliger Sitte reich, ja künstlerisch ausgeführte Reise-Apotheke dieser Fürstin im Grünen Gewölbe aufbewahrt wird, bildet deren umfassende Haus-Apotheke (die bei Kranken und Gesunden im ganzen Lande als Heilung spendend berühmt gewesen ist) den Grundstock zur heutigen Königlichen Hof-Apotheke. Kurfürst August, der eigenhändig Instruktionen für die Verwalter und Pächter seiner Landgüter schrieb, sowie ein auf reichen Erfahrungen beruhendes wertvolles Buch über Obstbau und Gartenzucht[67])

[67]) Vom ethischen wie praktischen Gesichtspunkte aus gleich segensreich wirkte auch die Verordnung, daß ein jedes Ehepaar bei seiner Hochzeit — sofern dasselbe auch nur ein kleines Stückchen Land oder Garten sein eigen nennen konnte — mindestens drei Obstbäume zu pflanzen habe. Bei seinen häufigen Inspektionsreisen durch das Land aber, die

herausgegeben hat und nicht einen einzigen Zweig von Gewerbe und Kunst in seinen Landen unberücksichtigt ließ, hob Forstwesen und Landwirtschaft, gab dem Handel Privilegien und gründete Schulen, ließ neue Gesetzbücher ausarbeiten, rief die Dresdner Bibliothek, das sogenannte Grüne Gewölbe (jene Schatzkammer von europäischem Rufe), Zeughaus und Rüstkammer ins Leben. Aus letzterer ist das historische Museum hervorgegangen, das seinesgleichen nicht hat. Für das Feuerlöschwesen und das Institut der Defensioner stellte er Ordnungen auf und setzte das Appellationsgericht in Dresden ein; sorgend also gegen innere wie äußere Feinde. Er erbaute den schmucken Jägerhof in der Residenz (der neuerdings dem Ausbau Dresdens zur Großstadt zum Opfer gefallen ist) sowie die Schlösser Augustusburg und Annaburg; jenes auf herrlicher Waldeshöhe im romantischen Zschopaugebiete des Erzgebirges, dieses in der weiten fruchtbaren Ebene der Elbniederung.

Unter seiner Regierung führte Barbara Uttmann, geborene von Elterlein, Witwe eines reichen Bergherren zu Annaberg, das Spitzenklöppeln ein. Sie hatte diese Kunstfertigkeit von einer um ihres Glaubens willen vertriebenen Brabanterin gelernt, die ihr für Gewährung von Obdach und einer zweiten Heimat dankbar war. Es ist bekannt, in wie reichem Maße jene, einer einzelnen gewährte Wohltat, zur Wohltat ganzer Familien, zum Segen für die gesamte arme Bevölkerung des Erzgebirges und Vogtlandes geworden ist. Von vielen als sächsischer Justinian bezeichnet, richtete sich August streng nach dem Ausspruche des im Dienste von vier sächsischen Fürsten ergrauten Hofrichters, des alten Melchior von Ossa, daß die Ämter mit Leuten, nicht aber die Leute mit Ämtern zu versehen seien. Durch seine ganze Regierung gibt jener Kurfürst Zeugnis dafür, wie ein Herrscher in Wahrheit ein Wohltäter seines Volkes und im edelsten Sinne ein Vater des Vaterlandes sein kann, ohne durch Kriegsruhm oder sonstige „Heroen-Eigenschaften" zu glänzen. Ein Schwarm von Sternen erster Größe umgab ihn überdies. Lukas Kranach (eigentlich Lukas Sunder aus Kranach in Franken), durch dessen Meisterhand eine stattliche Reihe hochbedeutsamer Bilder berühmter Zeitgenossen, insonderheit Wettinsche Fürsten, geschaffen worden ist, starb während Augusts Regierungszeit, nachdem er eine vorbildliche Maler-Art geschaffen hatte.

Petrus Albinus (Weiß) schrieb unter dem Titel „Meißnische Land- und Berg-Chronika" die erste volkstümliche Landesgeschichte und Adam Riese in Annaberg die grundlegenden, ihrem Rufe nach noch jetzt bekannten Rechenbücher, während Johann Klajus aus Herzberg bei Abfassung der ersten neuhochdeutschen Grammatik, nach Vorbild Luthers, derselben die meißnische Mundart zu Grunde legte. Neese aus Chemnitz, Leibarzt der beiden Brüder Moritz und August, schrieb gelehrte medizinische Abhandlungen, die weite Verbreitung fanden; ebenso Alberti über Anatomie und Gröner über Botanik.

er unternahm, um nach dem Rechten zu sehen, verteilte dieser für das Wohl seiner Untertanen unermüdlich besorgte Fürst Obstkerne und Sämereien besonders guter und seltener Sorten, die er zu diesem Zwecke auf Auslandsreisen gesammelt hatte.

Kurz, es herrschte reges wissenschaftliches Leben unter Kurfürst August. Ein so ausgesprochener Friedensfürst derselbe aber war, so sind auch ihm kriegerische Wirren nicht erspart geblieben, indem er 1566 an dem fränkischen Ritter von Grumbach, einem Raubgenossen Albrechts von Brandenburg-Kulmbach und Mörder des Bischofs von Würzburg, die Reichs-Acht zu vollziehen hatte. Dieser wilde Abenteurer hatte dem Herzog Johann Friedrich II. vorgespiegelt, ihm mit Hilfe der fränkischen Reichsritterschaft zur Wiedererlangung der seinem Vater entrissenen Kur zu verhelfen und von demselben Schutz auf dessen festen Schlosse Grimmenstein in Gotha erhalten. Die bei und nach Eroberung von Stadt und Veste seitens Augusts an den Tag gelegte Strenge darf nicht ohne weiteres als Härte ausgelegt werden, sondern entsprang einem empörten und vielfältig aufs äußerste gereizten Gerechtigkeitsgefühl. Als bedeutender Erfolg nach außen hin muß die Erwerbung des Vogtlandes, des Neustädter Kreises von Thüringen und der mit der Ernestinischen Linie gemeinsame Erbantritt der Grafschaft Henneberg bezeichnet werden. Das Vogtland war, wie erinnerlich, von den Kaisern eine Zeit lang an die Grafen von Reuß beliehen worden. Nach innen gewann das reine Luthertum, als die Lehre nach der unverfälschten Augsburger Konfession — welches seit Anbeginn der Reformation in Sachsen maßgebend gewesen ist — immer mehr an staatsrechtlicher Bedeutung; festgelegt durch die sogenannte Konkordienformel, die das Verhüten einer etwaigen Abbröckelung von der „Lutherschen" Reformation zum Zwecke hatte.

August sowohl wie Anna, beide ausgesprochene Anhänger der „reinen und unverfälschten" Lehre Luthers, verurteilten aufs schärfste die Kartell- und Vermittelungsvorschläge, sowie die Zusätze Melanchthons, die derselbe nach Luthers Tode z. B. den Abendmahlsartikeln der Augsburgischen Konfession hinzugefügt hatte, um eine Verständigung mit den (in der Abneigung gegen alles Römische viel weiter gehenden) reformierten Anhängern Kalvins und Zwinglis anzubahnen. Nach Melanchthons Tode wiederum gingen andere in diesen von Luthers Lehrbegriff abweichenden Bestrebungen immer noch weiter, so daß die Befürchtung nahelag, diese versteckten oder Krypto-Kalvinisten würden das gesamte Luthertum an die Reformierten überantworten. Der Geheime Rat Dr. Krakau, Kirchenrat Stössel, Leibarzt Peucer und Hofprediger Schütz bildeten einen Ring mit dem Bestreben, das kurfürstliche Ehepaar in Unkenntnis der vorgehenden Bewegungen zu erhalten. Zehn Jahre lang mißbrauchten dieselben das Vertrauen der hohen Herrschaften, bis letzteren durch andere die Augen geöffnet wurden. Schwer war denn auch das Strafgericht; sämtliche Beteiligten wurden in den Kerker geworfen.

Eins der Zeichen, daß auch Kursachsen (nebst anderen Staaten) einen starken Schritt aus den Feudaleinrichtungen des Mittelalters nach der allenthalben an die Türen pochenden Neuzeit tat, war die im Jahre 1570 erfolgte Errichtung des Obersteuerkollegiums, einer von der kurfürstlichen Kammerverwaltung scharf getrennten Finanzbehörde. Diese Trennung oder

scharfe Auseinanderhaltung der Kassen des Fürsten von denen des Landes drückte dem letzteren so recht den Stempel des Staates der neueren Zeit auf, um so mehr, als den Stimmen der Stände bei Beratung von Gesetzesvorlagen mehr noch als bisher Einfluß eingeräumt wurde. Wie das Obersteuerkollegium für Sachen des Finanzwesens, das Oberkonsistorium für geistliche Angelegenheiten, das Oberappellationsgericht für Justizsachen Instanzen bildete, so führte Kurfürst August sozusagen als oberste Regierungsmaschinerie, wie zur Bearbeitung diplomatischer und auswärtiger Angelegenheiten das Geheimeratskollegium ein; auch erließ er eine Hofrangordnung.

Am 1. Oktober 1585 starb Kurfürstin Anna, tief und wahrhaft betrauert von den sämtlichen Untertanen, denen sie in Wahrheit eine teure und geliebte Landesmutter gewesen war.[68])

Kurfürst August heiratete in zweiter Ehe die junge Prinzessin Agnes von Anhalt und starb — nachdem er zwei Jahre vorher seinen ältesten Sohn Christian zum Mitregenten eingesetzt hatte — am 11. Februar 1586. Von fünfzehn Kindern überlebten den im doppelten Sinne „Vater" genannten Kurfürsten, außer seinem ebengenannten Nachfolger Christian, nur drei Töchter.

Christian I. (1586—1591), von guten Absichten beseelt, aus denen heraus er z. B. die Ordensgemeinschaft der güldenen Kette gründete,[69])

---

[68]) Der Kurfürstin lautere Frömmigkeit war im Lande Sachsen und weit über dessen Grenzen hinaus bekannt. Tiefen Eindruck aber hatte noch in den letzten Tagen ihres Erdenlebens auf alle, deren Gedanken in banger Sorge an dem fürstlichen Krankenlager weilten, eine von der geliebten Fürstin selbst und wörtlich gegebene Anordnung gemacht. Sie hatte ausdrücklich befohlen, in folgender Form für sie in der Kirche zu beten: „Es wird begehrt, ein gemein-christlich Gebet zu tun vor eine arme Sünderin, deren Sterbstündlein vorhanden ist." Und als nun die Seele der teuren Mutter Anna in Gottes Reich abgeschieden war, da machte sich allerorten das Bedürfnis geltend, von ihr und ihrem frommen Wandel, wie von den Wohltaten zu reden, durch die sie sich für immer ein dankbares Andenken gesichert hat. Man freute sich besonders auch rühmen zu dürfen, daß eine der Tugenden Annas die gewesen war, so wie sie es in ihrer Kindheit gelernt hatte, mit gefalteten Händen laut das Tischgebet zu sprechen. Auch ihre Töchter übernahmen diese Pflicht einer christlichen Hausordnung, die den Fürsten ziert wie den Bettler. Von einer der Prinzessinen Töchter heben die Chronisten unter anderem lobend hervor, sie habe bis zum Tage ihrer Verehelichung das Tischgebet laut gesprochen. Daß doch jene schöne Sitte, die eigentlich so selbstverständlich ist, noch jetzt überall ausgeübt würde.

[69]) Diese „güldene Gesellschaft" war späterhin nicht von allzu langer Dauer. Das Bestreben des Kurfürsten bei Schaffung derselben, deren Mitglieder durch eine güldene Kette erkennbar und ausgezeichnet sein sollten, war darauf gerichtet, gutgesinnte, verdienstvolle Personen fürstlichen und adeligen Standes mit solchen anderen Standes vereint, als die goldene Spitze der Volksgemeinschaft, als gewissermaßen in ein moralisches goldenes Buch eingetragen, zu kennzeichnen. Er wollte eine Legion solcher aus dem Volke hervor- und herausheben, deren Beispiele vorbildlich im ganzen Lande wirken sollten. Mithin hatte er denselben Grundgedanken wie etwas über zwei Jahrhunderte später (1802) Napoleon bei Errichtung des Ordens der Ehrenlegion. Ob und inwieweit freilich Kurfürst Christian die Qualität gehabt habe, als Schöpfer einer solchen auserwählten Schar aufzutreten, der er doch selbst vorbildlich sein mußte, mag dahingestellt bleiben.

schwankte gewissermaßen zwischen dem strengen Luthertume seiner Eltern und dem Kalvinismus seines Schwagers, des Pfalzgrafen Johann Casimir.

Einer möglichst großen Macht- und Prachtentfaltung geneigt, vergrößerte der Kurfürst seinen Hofstaat um eine aus fünfzig Edelleuten bestehende Garde, die er Karabiniers-Garde nannte.

Da Kurfürst Christian wegen der andauernden Bekenntnisstreitigkeiten in seinem Lande mehr und mehr Abneigung gegen die Führung der Regierungsgeschäfte zu empfinden begann, so gelang es einem ehrgeizigen und ebenso herrschsüchtigen wie tatkräftigen Manne, dem Kanzler Nikolaus Krell, die Leitung der Staatsangelegenheiten beinahe ganz ausschließlich in seine Hände zu bringen, zu einer Zeit, in welcher Kursachsen durch die Fragen der kirchlichen wie der weltlichen Politik gleich stark aufgeregt wurde. Vater Augusts Hoffnung, die Streitigkeiten der Nichtkatholiken durch die Konkordienformel beigelegt zu sehen und alle Evangelischen unter dem Banner des Luthertums zu vereinigen, verlor immer mehr an Aussicht, je anmaßender der Kalvinismus sein Haupt erhob und jede Vermittelung verschmähte, selbst dann noch, als Krell es dahin gebracht hatte, daß die Verpflichtung der Geistlichen auf die Konkordienformel aufgehoben wurde und das „Unverändert" der Augsburgischen Konfession fallen sollte. Obwohl nicht offiziell Kalvinist, war doch dieser sächsische Kanzler, dem es gelungen war, auch den geheimen Rat abzuschaffen, so daß alle Regierungsakte durch seine Hände gingen, der reformierten Lehre derartig zugetan, daß er seinen übergroßen Einfluß hauptsächlich dazu verwendete, das im Lande Sachsen geltende von dem Volke der Sachsen geliebte Luthertum durch die radikalen Konsequenzen des Kalvinismus zu ersetzen[70]), wobei es nicht an harten Kämpfen gegen die altgläubige Geistlichkeit fehlte. An deren Spitze standen die Oberhofprediger Mirus und Selnekker, während ein Hauptwerkzeug Krells, der auch als Botaniker bekannte Pastor Gundermann war, nach welchem (dies sei nur nebenbei bemerkt) ein beliebtes Küchenkraut genannt ist.

Auch in der äußeren Politik schlug Krell einen dem bisherigen entgegengesetzten Weg ein, wobei er an den Gebrüdern von Schönberg wertvolle Unterstützung fand. Wolfgang war des Kurfürsten Hofmarschall, Kaspar stand als Feldmarschall in französischen Diensten. In Verbindung

[70]) Darüber besonders war das, obwohl streng lutherische, doch aber dabei an den Sitten der Väter hängende Volk aller Stände empört, daß die immerhin noch vorhandenen geistigen Verbindungsfäden mit der alten Zeit zerrissen werden sollten, welche in verständiger Weise auch ihrerseits der Volkstümlichkeit der neuen Lehre von Nutzen gewesen waren. So spielte der althergebrachte, nicht ohne tiefen Sinn eingeführte Exorcismus bei der Taufe, das heißt die Reinigung des Täuflings von allen bösen Geistern, das heißt allen dem Kinde angeborenen, dem Teufel, welcher die Menschen verderben will, zugeschriebenen bösen Lüsten und Neigungen, eine große Rolle. Wie Gretschel, Stichart und die sonstigen sächsischen Geschichtsschreiber berichten, erschien tatsächlich in Dresden am Taufstein an der Spitze der Paten ein Fleischermeister mit blankem Fleischerbeil, die Drohung ausstoßend, dem Geistlichen unweigerlich den Kopf zu spalten, wenn derselbe nicht sofort sein Kind mit dem Exorcismus taufen wolle.

mit Hessen sandte Kurfürst Christian I. im Jahre 1591 ein Hilfskorps von einigen 12 000 Mann an König Heinrich IV. nach Frankreich zum Schutze der Hugenotten. Durch das Bestreben, sich zum alleinigen Leiter eines von ihm abhängigen staatlichen Bureaukratismus zu machen und dabei zahlreiche wirkliche wie vermeintliche Rechte anderer verletzend, hatte Krell sich in Verbindung mit seinen übrigen Maßnahmen derartig verhaßt gemacht, daß sofort nach dem am 23. September 1591 erfolgten Ableben Kurfürst Christians I., er, der Omnipotente, noch vor dem Leichenbegängnisse des hochseligen Landesherren verhaftet und ihm der Prozeß gemacht wurde.

Daß dabei nicht loyal verfahren worden ist und alle Regeln von Billigkeit und Menschlichkeit außer acht gesetzt worden sind, ist leider eine beschämende Tatsache. Auf dem Jüdenhofe zu Dresden ist noch jetzt durch ein ins Pflaster eingelassenes Kreuz (ähnlich wie das Napoleonskreuz vor der katholischen Hofkirche, welches den Standpunkt Napoleons bezeichnet, von dem aus derselbe die über die Brücke anrückenden Kolonnen an ihre Plätze bei der Schlacht von Dresden wies) die Stelle erkennbar, wo die Hinrichtung Krells stattgefunden hat. Kaemmel nennt mit Recht diese Hinrichtung den schändlichsten Justizmord, der je in Sachsen begangen worden ist. Hauptförderin von Krells traurigem Geschick war des Kurfürsten Christian I. Witwe Sophie, eine geborene Prinzeß von Brandenburg, welche es dem Kanzler nicht verzeihen konnte, daß ihr Gemahl übermäßig von jenem beeinflußt worden war. Übrigens ist jenes übertriebene Rachegefühl der einzige Schatten, der auf das Bild der Kurfürstin Sophie fällt. Die auf ihre Veranlassung geprägten Goldstücke, die unter dem Namen Sophiendukaten bekannt sind und die Umschrift zeigen: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt", erschienen 1616 am Geburtstage des zweiten Sohnes Johann Georg.

Zunächst folgte indessen dem im 31. Lebensjahre verstorbenen Vater der ältere Sohn als Christian II. (1591—1611). Da derselbe erst acht Jahr alt war, so regierte für ihn bis zur Volljährigkeit in Vormundschaft seine Mutter zusammen mit dem zum Administrator berufenen Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar, seinem Oheim, einem Enkel Johann Friedrichs des Großmütigen.

Dr. Pfeifer, der ehemalige Kanzler, ward wieder eingesetzt und auf diese Weise (wenn auch nicht ohne gewaltsame Eingriffe in die normale Rechtsprechung) dem Lande verhältnismäßige Ruhe geschaffen.

Ganz außerordentlich zu bedauern ist es, daß beim Aussterben des Jülich-Kleve-Bergschen Herzogstammes im Jahre 1609 Kurfürst Christian dieses schöne große und reiche Erbe, auf welches er und sein Haus ohne jeden Zweifel die erste und legitimste Anwartschaft hatte, ohne Schwertstreich dem ländergierigen, aber auch politisch weitblickenden Kurfürsten von Brandenburg überließ. Dieser, Johann Kasimir, der sich, um die Wegnahme jener Herzogtümer ungestört vollziehen zu können, nach Unterstützung umgesehen hatte, versicherte sich hierzu vor allen Dingen des Einverständ-

nisses der benachbarten Niederlande und der Hilfe der „Union“ — jenes Bündnisses, welches Kurpfalz, gestützt auf Frankreich, mit denjenigen deutschen Staaten eingegangen war, denen das Luthertum keine genügend radikale Reformierung schien — und trat, erst vorbehältlich, 1613 aber vollständig zum Kalvinismus über. Auch letzteres Moment ist für unser Vaterland nicht ohne Bedeutung, da es den tieferen Grund der Abneigung bildet, die von jener Zeit an mehrere Menschenalter hindurch, ja länger zum Unsegen für ganz Deutschland zwischen Brandenburg und Sachsen gewaltet hat, letzteren Staat aus der bisher innegehabten Vormachtstellung hinausdrängend. Unwillkürlich trieb die Abneigung gegen das kalvinistische Brandenburg das lutherische Sachsen in die Arme des katholischen Österreich und ward so die Hinderung einer kräftigeren Entfaltung des evangelischen Norddeutschland.[71])

---

[71]) Zum politischen Schaden gereichte dies dem Staate Sachsen, wie die Tatsachen zweier Jahrhunderte beweisen, auf jeden Fall. Ob die Lutherische Lehre — die von solchen, die auf der Seite der Negation stehen, als Orthodoxie bezeichnet wird — sich mit Kalvinismus und Union hätte verbinden können und verbinden sollen, ist mehr oder weniger eine Gewissensfrage. Jedenfalls erscheint es auch heutigen Tages als eine ganz direkte Begünstigung des Unglaubens, wenn alle diejenigen Elemente, die nicht katholisch sind, den Bekenntnissen der evangelischen Kirchen dadurch gerecht werden wollen, daß sie ihren Hauptwert und ihre Hauptaufgabe in der Bekämpfung der katholischen Schwesterkirche erblicken, anstatt, das Gemeinsame aller wahren Christusgläubigen bedenkend, mit derselben Schulter an Schulter dem Unglauben und der Christusfeindschaft entgegenzutreten. Denn ein nur und prinzipiell lediglich vom Protestieren lebender Protestantismus kommt schließlich vom Protestieren zum Negieren und verliert nur zu leicht den allen wahrhaft christlichen Konfessionen gemeinsamen Schwerpunkt positiven Bekennens. Übe auch die katholische Kirche christliche Duldung; hüte sie sich, gläubige Elemente der Schwesternkonfessionen zu reizen und verletze sie nicht, in der Überhebung, allein seligmachend zu sein. Dann wird um so eher der Ausspruch Heinrich von Treitschkes sich in Wirklichkeit umsetzen; „der Tag werde kommen, da alles, was christlich ist, sich unter ein Banner zusammenscharen muß“. Stahl, einer der hervorragendsten Führer der verflossenen „kleinen aber mächtigen“ Partei in Preußen, welcher bedauert, daß wir (nämlich die Evangelischen) das Band, welches uns mit dem Katholizismus verbindet, vielfach mehr als not tut, aufgegeben haben, sowie Höhler in seinem Werkchen „Ein Wort zum Frieden“ fußen auf demselben Gedanken. Ganz dasselbe sprechen Dr. Oberbreier, der verstorbene Professor Rahms, der „Türmer“ von Grothuß und die Luthardtsche Kirchenzeitung aus. Der jüngsten Gegenwart aber entstammen die bei der Einweihung eines Lehrerseminars seitens des sächsischen Kultusministers von Seydewitz gesprochenen Worte: „Die Mitglieder der verschiedenen Konfessionen dürfen es nicht vergessen, daß sie mit der aufrichtigen Liebe und felsenfesten Treue zur eigenen Konfession die Achtung vor der fremden verbinden, kurz in Frieden leben sollen mit denen, die anderen Glaubens sind. Das Trennende muß daher mehr in den Hintergrund rücken, das aber, was uns gemeinsam ist, in den Vordergrund gestellt, hochgehalten, gehegt und gepflegt werden.“ — Es ist, wie im Jahre 1848 der Kardinal Fürstbischof von Diepenbroik schrieb, auch heutzutage „betrüblich, daß man so vielfach die allgemeine Solidarität der gemeinsamen christlichen Interessen gegenüber dem Umsturze, dem Atheismus und dem Antichristentum nicht einsieht“.

Erscheint einem oder dem anderen der Leser dieser Zeilen diese an den Gegenstand geknüpfte Betrachtung etwa überflüssig oder zu langatmig, so sei es vergönnt, ganz bescheidentlich auf Schillers Worte hinzuweisen: „Das ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan.“

Während Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensberg in fremden Besitz übergingen, kam der — ohne Land gänzlich bedeutungslose — Titel eines Herzogs und Grafen dieser Gebiete sowie das Wappen derselben als Anspruchszeichen an die Wettiner, jener ein hohler Klang, dieses im vorliegenden Falle eine wertlose Malerei. Als am Abende des 23. Juni 1602 die fürstlichen Brüder, vom Schlosse Sonnenstein bei Pirna zurückkehrend, auf einem Schiffe die Elbe hinab nach Dresden fuhren, gerieten plötzlich die zum Abbrennen eines Feuerwerkes mitgenommenen Requisiten in Entzündung und explodierten. Während Johann Georg durch die Gewalt des Pulvers über Bord geworfen wurde, brannte Christian am ganzen Leibe lichterloh und das Fahrzeug ging in Flammen auf. Der mutige Schiffer Jakob Zeibig aus Söbrigen rettete den Herzog Johann Georg vom Tode des Ertrinkens. Auch Herzog August, der jüngste von Sophies Söhnen, entrann an anderer Stelle nur mit knapper Not der augenscheinlichen Lebensgefahr und Kurfürst Christian genaß erst nach geraumer Zeit von seinen Brandwunden. Das Schicksal der gesamten Albertinischen Linie von Wettin hatte aber tatsächlich nur an einem dünnen Fädchen gehangen, denn gerade neun Jahre später, 1611, wiederum am 23. Juni hatte Christian bei der Teilnahme an einem Karussell- und Ringrennen sich außergewöhnlich erhitzt und wurde nach unvorsichtigem Genusse eines Trunkes kalten Bieres in der Wohnung des Herrn von Berbisdorff zu Dresden vom Schlage gerührt. Er starb noch an demselben Tage im nicht vollendeten 28. Lebensjahr.

Christians Bruder, Kurfürst Johann Georg I. (1611—1656) sah den vollen Sturm des unseligsten aller Kriege, des dreißigjährigen (den die Ausländer bezeichnenderweise den „deutschen Krieg“ nennen), über sich und sein Land einherbrausen, ohne mit genügender Kraft eine feste Stellung in demselben nehmen zu können — was allerdings gerade für den sächsischen Kurfürsten besonders schwierig war —, da demselben eine jede noch so geringe Abweichung von der direkten Lehre Luthers als Frevel erschien. Dennoch schrieb Johann Georg 1621 an den Herzog von Württemberg: Die Streitigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche bilden für die Schwachen ein Ärgernis bei den öffentlichen Feinden der Wahrheit, aber erregen sie Frohlocken.

Den auf des Kurfürsten Befehl, um jene Streitigkeiten zur Ruhe zu bringen, zusammengerufenen Superintendenten und Professoren der Theologie unter Vorsitz seines Oberhofpredigers von Hoënegg gelang dieses schwere Werk nicht, und die — wenigstens äußerliche — Einigkeit der Katholiken mit deren unbedingter Disziplin bildete dem gegenüber in der Tat den feststehenden Felsen. Die Erhebung des kalvinistischen Friedrich von der Pfalz auf den böhmischen Königstron veranlaßte Sachsen zur Annäherung an Österreich, mithin zur Hinneigung zu den katholischen Kaiserlichen. Wiederholte Versuche, Johann Georg auf die Seite der Union zu bringen (teilweise mit sehr lockenden Versprechungen), schlugen fehl, und von vielen Seiten (Böttiger II. 87 u. a.) wird es ihm zum großen Vorwurfe gemacht, nicht auf eine allgemeine Union sämtlicher protestantischer Reichsstände eingegangen

zu sein. Für seine Person nur durch und durch loyal denkend, baute der Sachsenfürst allzu sehr auch auf die Loyalität, die er bei anderen voraussetzte. Besonders zeigte sich dieses Verhalten als ein folgenschweres dem Kaiser Ferdinand gegenüber, der 1623 Johann Georg wegen Deckung der von diesem aufgewendeten Kriegskosten unterpfändlich in den Besitz beider Lausitzen einsetzte (die dann ganz an ihn fielen), dabei auch den bestehenden Religionszustand als rechtmäßig anerkennend. Doch bald bekam Kursachsen Gelegenheit, tiefer in Ferdinands Pläne zu sehen. Dabei war unschwer zu erkennen, daß die Gefahr der Nichtkatholiken — die zu ihrem Unsegen noch dazu gespalten waren in Lutheraner und Kalvinisten — täglich zunahm. Des Kaisers über seine Befugnisse schon längst hinausgetretene Machtwillkür wuchs mit dem Anwachsen der Gewalt seines Feldherren Wallenstein, der gegen die Reichsgesetze mit dem Lande der abgesetzten Herzöge von Mecklenburg belehnt wurde. Das Restitutions-Edikt vom 6. März 1629 aber, welches die völlige Zurückgabe aller eingezogenen geistlichen Güter verlangte, öffnete den Protestanten völlig die Augen. Mitte 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf gelandet. Der mit wechselndem Glücke schon seit zwölf Jahren geführte Krieg nahm einen immer häßlicheren Charakter an. Teils war es ein Religionskrieg bis aufs Messer, teils stellten spätere Abmachungen zu Prag und zu Kötzschenbroda die Politik mehr in den Vordergrund. Jedenfalls konnten die verschiedenen Phasen der Entwickelung auf Johann Georgs Verhalten nicht ohne Einfluß sein. Im Grunde des Herzens ein die Mißbräuche in der katholischen Kirche erkennender und verwerfender Lutheraner, dabei dem katholischen Kaiser — allerdings nicht des Glaubens wegen, sondern als treuer Reichsfürst und Verwandter — zugetan und alles das hassend, was über Luthers Bestrebungen hinausging, sah Johann Georg den Schwedenkönig als einen Eindringling nicht ohne Mißtrauen an. Eben weil er Einmischungen Fremder in deutsche Angelegenheiten instinktiv fürchtete und verabscheute, ging der Kurfürst nur zögernd auf die schwedische Seite.[72]) Auch war diese Schwenkung keine rückhaltlose und das Bündnis mit Gustav Adolf, welches Sachsen einging, durchaus nicht so fest, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre.

Denn nach des Schwedenkönigs Tode in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632, in welcher wie bekannt, dieser Held sein Leben ließ und durch welche nicht nur die Sache des Protestantismus überhaupt gerettet worden ist, sondern besonders das Land Sachsen von den schweren Bedrängnissen und Grausamkeiten befreit wurde, mit denen die Wallensteinschen

[72]) Nicht uninteressant für den damaligen Stand der Anreden und des Begriffes der einzelnen Titel, deren Wert und dadurch vielfach ihr Unwert jetzt ins Lächerlichste und Unglaublichste gestiegen ist, dürfte die Bemerkung sein, daß Kaiser Ferdinand dem Kurfürsten Johann Georg, um denselben — wie man volkstümlich zu sagen pflegt — beim Guten zu erhalten, im Jahre 1624 außer der Anwartschaft auf verschiedene Grafschaften, die sich niemals realisiert hat, den Titel „Durchlaucht" anstatt des bisherigen „Gnaden" verlieh und ihm ein Zeichen besonderen Wohlwollens dadurch gab, daß er ihn anstatt „Euer Liebden" nun „Deine Liebden" nannte.

Generale Holk und Gallas in demselben gewütet hatten, lockerte sich das Gefüge und brach nach wenigen Jahren in dem Separatfrieden zu Prag, den Ferdinand und Johann Georg miteinander schlossen und durch welchen die Lausitzen definitiv an Sachsen kamen, am 30. Mai 1635 ganz zusammen.[73])

Die zu empörten aber auch empörenden Feinden gewordenen bisherigen Freunde brachten namenloses Elend über Sachsen. Es braucht nur an die Namen der schwedischen Generale Banner und Torstenson, wie an den entsetzlichen Begriff „Schwedentrunk" erinnert zu werden. Obwohl nun und zwar leider mit Recht, viele Handlungsweisen Johann Georgs teils aus einer Schwäche erklärt werden, die darin ihren Urgrund hat, daß er dem Kaiser allzu sehr ergeben war und zu blindlings gegen dessen Gegner eingenommen, sowie weiter aus einem ziemlich hohen Grade von Mißgunst gegen Schwedenkönig und Schwedenkanzler (Oxenstierna), die sich auf einen Platz aufgeschwungen hatten, von dem er fühlte, daß er denselben eigentlich hätte einnehmen sollen — muß dem Kurfürsten wenigstens das gelassen werden, daß er den Frieden, mit demselben aber auch die Entfernung der Fremden aus Deutschland herbeisehnte und zu beiden Endzwecken ernstliche Anstalten traf. Er scheint sich eine Verbrüderung der Habsburger und der albertinischen Wettiner zum Zwecke der gemeinsamen Oberherrschaft über Deutschland im Sinne eines redlichen aber hochstrebenden deutschen Reichsfürsten geträumt zu haben, der gleichzeitig politischen Frieden und religiöse Ruhe als eine Wohltat der Völker vor Augen hat.[74])

---

[73]) Dr. Paul Hassel in einem Aufsatz im Neuen Archiv für sächsische Geschichte sagt über die Politik Johann Georgs I.: „Jeder, der den inneren Zusammenhang der religiösen und politischen Motive des großen Kampfes der dreißig Jahre ins Auge faßt, wird sich zu der Ansicht hinneigen müssen, daß vornehmlich in der ersten Epoche des Krieges bis zum Prager Frieden vom 30. Mai 1635 der Gang der Ereignisse mehr als einmal günstige Aussichten für die Erhöhung der Macht des Hauses Wettin eröffnete.

Allerdings hätte es dazu eines starken und entschlossenen Willens bei dem Landesherrn, der Lossagung von der seit Kurfürst August hergebrachten Unterordnung unter die Interessen Österreichs und des Bruches mit den ebenso alten Überlieferungen altlutherisch-konfessioneller Einseitigkeit bedurft." — „Später, als nach der Schlacht bei Nördlingen die katholische Reaktion noch einmal siegreich ihr Haupt erhob, hat dann sein Ausscheiden aus dem Bündnis mit Schweden vornehmlich dazu beigetragen, daß das Hauptgewicht in den Entscheidungen des Krieges den auswärtigen Mächten anheimfiel."

[74]) Der Bruch mit Schweden hat viel Unheil über Sachsen heraufbeschworen. Aber die unmenschlichen Grausamkeiten und barbarischen Bedrückungen, welche die „Retter des Protestantismus" allem Christentum zum Hohne ausübten, lassen sich durch nichts entschuldigen. Der Befehl Torstensons an den schwedischen Kommandanten von Leipzig, General Alex Lilie, auf eine Entfernung von etwa 10 Meilen rings um Dresden herum, zu beiden Seiten der Elbe alles niederzubrennen, was an Ortschaften, Häusern und sonstigen Anlagen überhaupt vorhanden sei, so daß diese Landstrecke eine absolute Wüste werde, bezeichnet auch seinerseits zur Genüge das System langsamer, aber tödlicher Vernichtung, welches die Schweden betrieben. Um diesem Äußersten zu entgehen, entschloß sich Johann Georg zur Eingehung des Waffenstillstandes zu Kötzschenbroda am 27. August 1645. Glücklicherweise brachte dieses Abkommen, welches später durch den Vertrag zu Eilenburg

Der Friede von Osnabrück und Münster 1648 traf ein auf das Entsetzlichste verwüstetes Land, eine durch die dreißig Kriegsjahre teils tierisch verrohte, teils durch furchtbare Krankheiten und unsägliche Leiden geistig wie körperlich zerrüttete Bevölkerung, sowie trostlose Zustände des Staatswesens vor. Die Wohnstätten lagen verödet da, die Menschen waren hingeschlachtet wie das Vieh. Von den 4000 wehrhaften Bürgern Freibergs, die unter Schweinitz so tapfer die Stadt verteidigt hatten, waren 500, und zwar zumeist schwer Kranke, übrig geblieben. Auf den rauchenden Trümmern Schmiedebergs stand ein einziges Ehepaar als Rest der Einwohnerschaft, und die Gattin des im gänzlich verlassenen Wahrenbrück als letztes männliches Wesen an der Pest verstorbenen Geistlichen mußte selbst das Grab für ihren Eheherrn graben und den Leichnam einsenken. Steuern mußten erhoben werden, und doch war keine Möglichkeit vorhanden, dieselben aufbringen zu können. Es fehlte an allem. — Da hatten Fürsten und Stände nicht nur in Sachsen, sondern allenthalben schwere Arbeit. Auch Johann Georg nahm sich seiner Herrscherpflichten mit Eifer und Wärme an, obgleich die Lust an Jagd und Weidwerk ihn trotz des Ernstes der Lage, Hunderte von Hirschen, Bären und Wölfen erlegen ließ.[75]) Das Hauptverdienst dieses Kurfürsten aber liegt in der schon vor Ausbruch des großen Krieges begonnenen Schaffung der ersten Anfänge eines stehenden Heeres, welches die Zeit gebieterisch forderte.

Wie auch die historische Vorrede zu den alten Rang- und Stammlisten erst der Kurfürstlichen, dann der Königlichen Sächsischen Armee sagt, war bisher im Falle eines Krieges der Adel und die Nation überhaupt zur Verteidigung des Landes aufgeboten worden. Erst unter Herzog Albrecht dem Beherzten († 1500) kommen Söldner oder auf eine kurze Zeit gedungene Truppen vor. Den Grund zu einer stehenden Armee legte Johann Georg I. im Jahre 1613 durch das mit Bewilligung der Stände errichtete „Defensionswerk". Innerhalb dieser Einrichtung wurden, auf dem altgermanischen Grundgedanken der Wehrpflicht aller Eingesessenen fußend, letztere in gerechten Abstufungen zu dieser Nationalaufgabe herangezogen. Der Adel stellte hierzu in zwei großen Heerhaufen, sogenannten Regimentern, die „Ritterpferde",[76]) während aus den Bürgern und Stadtbewohnern, den

verlängert wurde, dem gequälten Lande wenigstens die Möglichkeit, innerhalb seiner Qualen einmal etwas aufatmen zu können, bis der Westfälische Friede dem ganzen Kriege ein Ende machte.

[75]) Die Summe des in den Jagdverzeichnissen während der Jahre seiner Haupt-Jagdpassion, nämlich 1611 bis 1653, als von dem Kurfürsten selbst und in seiner direkten Gegenwart erlegt bezeichneten Wildes, beläuft sich auf 113629 Stück; darunter 15228 Hirsche, 29196 Eber, 203 Bären, 1543 Wölfe, 200 Luchse, 11811 Hasen, 18957 Füchse. Wohlverstanden ist alles das, was vom Forstpersonal des Landes zur Strecke gebracht worden, hierbei nicht inbegriffen, und dürfte dies leicht das Sechs- bis Siebensache betragen.

[76]) Beispielsweise gab der Meißner Kreis 326 solcher Pferde, wovon allein die Herren von Schleinitz 36; eine große Zahl für jene Zeit. Für die von Schleinitz ein Beweis von deren damaliger Blüte und Machtfülle.

Innungen und Zünften, die „Defensioner“ formiert wurden; eine gewaltige Truppenmasse „zu Fuß“.

Das Landvolk wurde teils in die Defensioner eingereiht, teils hatte es seine Kriegsdienste als Schanzgräber und Geschützbedienung bei der „wohlgelahrten Arkeley“ [77]) (Artollerei, Artillerie), sowie als Vorspannfuhrleute für Wagen und Heergerät zu leisten.

Mit dieser Organisation ging die immer geregelter werdende Auszahlung von Sold Hand in Hand. Gar manches Schlachtfeld des dreißigjährigen Krieges, manche Stadtmauer und mancher Festungsgraben sind Zeugen von der Tapferkeit der sächsischen „Soldaten“. [78])

Doch war der alles vernichtende und zerstörende Einfluß jener Völkerstaupe, die auf ihrem langen Wege von Prag bis Osnabrück eine breite

[77]) Wenn je, so ist man hier versucht, auszurufen: O Permutatio rerum! Jene kursächsische „Artholerey zu Felde“ (die Armierung der Festungen ist also abgerechnet), deren Oberst der Ritter von Schwalbach war, verfügte über die zu jener Zeit außerordentlich stattliche Anzahl von 17 Stücken oder Kanonen. Heute nach rund 280 Jahren stellt das — gegen damals wesentlich kleinere — Albertinische Sachsen in zwei Armeekorps 300 Geschütze.

[78]) Im Jahre 1631 erhielt die „regulierte Miliz“, die an Stelle des „Aufgebotes von Adel und Volk“ getreten war, die ersten Kriegsartikel. Mit notwendig werdenden Ergänzungen und Erweiterungen versehen, aber im Grunde unverändert, haben diese goldenen Worte ein Viertel Jahrtausend lang selbständig gegolten im sächsischen Heere und so mancher Brave ist auf sie vereidigt worden. Kernig und kurz, muteten dieselben an wie ein Gebet. Keine ins einzelne gehenden Erörterungen nahmen den Nimbus des Wuchtigen, ja Ergreifenden der Worte, die also begannen: „Aller Segen und Gedeihen kommt einzig und allein von dem allmächtigen Gott. Deshalb soll ein jeder Soldat eines gottesfürchtigen Wandels sich befleißigen“ usw. usw. Dann folgte ein Appell an die Treue gegen den Kriegsherrn und dessen Erlauchtes Haus; an die Ehre des einzelnen wie diejenige des Truppenteils; an Tapferkeit und Mut, nicht nur dem sichtbaren Feinde und dessen Waffen, sondern auch den Anstrengungen und Entbehrungen gegenüber; an den Gehorsam, den Kitt der Armeen; an die Kameradschaft, jene auf dem Tragen und Erfüllen gleicher Pflichten gegründete Freundschaft und Hingebung Gleichgestellter, Höherer und Niederer. Kurz, diese Artikel waren, wurden und blieben ein auf das Ideale gerichteter Führer durch die Paragraphen der zu erlernenden Bestimmungen, Reglements und Verordnungen des praktischen Dienstes. Und der Schreiber dieser Zeilen kann — wie dies alle tun können werden, die mit Bewußtsein unter dem Banne dieser geradezu väterlichen Ermahnungen gestanden haben — erhärten, welchen Eindruck dieselben jederzeit auf die gesamte Mannschaft ausgeübt haben, nicht zum wenigsten auf die neu zu den Fahnen eintretenden jungen Krieger, denen sie eine Art Verkörperung dessen waren, was sie selbst im Innern empfanden. Auch preußischerseits hat man jetzt den unschätzbaren Wert solcher Kernworte eingesehen, deren Verlesen — ohne hierdurch eine Blasphemie oder Gotteslästerung zu begehen — eine Art militärische Hausandacht genannt werden können. Während die preußischen Kriegsartikel, welche die Kontingente des deutschen Heeres ums Jahr 1873 annehmen mußten, eine nur geringe Abänderung der vom König Friedrich Wilhelm III. 1808 erlassenen darstellten und fast ausschließlich Strafandrohungen schärfster Art enthielten, also daß dem zur Fahne Schwörenden beim Anhören derselben angst und bange werden konnte und ein kleiner Strahl ethischen Glanzes nur spärlich, gewissermaßen wie durch ein Kerkerfenster dringend, Platz zu finden vermochte, zeichnen sich diejenigen vom 22. September 1902 durch edle Sprache und würdevolle Auffassung aus. Dieselben redigiert beziehungsweise eingeführt zu haben ist das Verdienst Kaiser Wilhelms II. Sie erinnern lebhaft an die altsächsischen Kriegsartikel und werden nicht ermangeln, ihren Segen in sich zu tragen.

tiefe Blutspur zurückgelassen hat, viel zu einschneidend und umfassend, als daß nicht auch die hier genannten Schöpfungen darunter gelitten haben sollten. Dem sächsischen Mars, Kurfürst Johann Georg dem Dritten, war es, wie hier vorgreifend erwähnt werden möchte, vorbehalten, das sächsische Heer in seiner als Kristallisationspunkt noch heute geltenden Gestalt definitiv zu gründen.

Von dem Teilungswahn konnte sich leider auch Kurfürst Johann Georg I. nicht frei halten, und so verringerte derselbe das eben erst wieder angewachsene Gewicht seines Staates dadurch, daß er testamentarisch auch seinen drei jüngeren Söhnen je Landesteile mit Hoheitsrechten zuwies. Das schön abgerundete Gebiet der Albertiner ward dadurch in der unzweckmäßigsten Weise zersplittert. In der Kur und dem dazu gehörigen Lande folgte ihm sein ältester Sohn Johann Georg II. August erhielt Weißenfels, Magdeburg und einige Ämter im Norden Thüringens; Christian das Stift Merseburg und die Niederlausitz; Moritz das Stift Zeitz mit dem Vogtländischen und Neustädter Kreis. Und es ist nicht Johann Georgs Verdienst, sondern eine für das Hauptland Sachsen gewissermaßen unverdient glückliche Wendung der Vorsehung, daß nach und nach durch Aussterben der so geschaffenen Nebenlinien (das späteste erfolgte 1746) die äußere Einheit des Albertinischen Staates wieder hergestellt wurde. Nachdem er noch 1655 das Jubelfest des Religionsfriedens gefeiert hatte, welcher freilich das gegenseitige Zerfleischen der Christenleute nicht hatte aufhalten können, starb der 72jährige Johann Georg I. am 8 Oktober 1656 im Schlosse zu Dresden. Seine letzten Worte waren: „Meinen Jesum laß ich nicht." Dieselben gaben dem Zittauer Rektor Keymann die Veranlassung zum Abfassen des bekannten Kirchenliedes: „Meinen Jesum laß ich nicht, weil er sich für mich gegeben", wozu der gleichfalls Zittauer Organist Hammerschmidt die Melodie komponierte.

Johann Georg II., von 1656 bis 1680 regierend, war als Kurprinz mit der schwankenden Politik seines Vaters und dessen beinahe „dienenden" Stellung Österreich gegenüber höchlichst unzufrieden gewesen, geriet indessen nachmals in fast noch bedenklichere Schwankungen. Er tat sich insonderheit durch außerordentliche Prachtliebe hervor. Bekannt ist sein Aufsehen erregender feierlicher Einzug zur Krönung Kaiser Leopolds 1658 in Frankfurt mit 750 reisigen Pferden und über 30 goldgeschirrten Kutschwagen. Auf dem im Jahre 1664 gehaltenen Reichstage zu Regensburg war Johann Georg II. derjenige Reichsfürst, der — entgegen dem Zaudern und den von Egoismus diktierten Winkelzügen der meisten übrigen — energisch für eine kräftige Reichshilfe gegen die Türken eintrat. Letztere waren mit großer Heeresmacht bereits in Ungarn eingefallen und gesonnen, der gesamten Christenheit dasselbe Schicksal zu bieten, wie solches gerade vor hundert Jahren dem heldenmütigen Niklas Zrinyi in Szigeth zu teil geworden war. Auch ließ der sächsische Kurfürst den Worten die Tat nicht fehlen, sondern sandte dem Kaiser ein auserlesenes Korps von Hilfstruppen, welches sich bei Lewanz aufs glänzendste schlug.

Das Leitwort, das ein jeder fromme Vater seinem Kinde auf den Weg ins Leben mitgeben müßte, das so einfache und inhaltschwere „Bete und arbeite", diese Quintessenz göttlicher wie menschlicher Mahnung, wurde von unserem Kurfürsten und seinen Sachsen vorbildlich bewahrheitet. Im Felde standen die wehrhaften Söhne tapfer und furchtlos gegen den Ansturm der Osmanen. Daheim füllten die Gotteshäuser sich mit Andächtigen, lagen die Angehörigen jener Braven, lagen die Angehörigen von Christi Lehre und Germaniens Vaterland auf den Knieen, um Abwendung der immer ernster drohenden Gefahr bittend, Segen und Erfolg auf die Waffen der ihrigen herabflehend. In der richtigen Erkenntnis, daß ein wahrhaft inbrünstiges Gebet nicht ohne vorherige Buße gebetet werden könne, ordnete Kurfürst Johann Georg, als die Türkengefahr immer dringlicher wurde, wegen der auch bereits das Türkenläuten[79]) eingeführt worden war (welches sich teilweise noch heute erhalten hat), an: daß an bestimmten Tagen die Gemeinden mit ihren Hirten zusammenkommen sollen, um eingehend Buße zu tun und Besserung zu geloben, auf daß ihr Gebet eine mehrere Wirksamkeit habe. Hieraus sind die Bußtage entstanden, die noch heute gesetzliche Geltung haben, nur daß neuerdings mit Rücksicht auf das benachbarte größere Preußen, die bisher auf die Freitage vor Okuli und vor dem letzten Sonntage nach Trinitatis festgesetzt gewesenen Bußtage auf den Mittwoch vor dem letzten Trinitatistage verlegt worden sind.[80]) Durch dieses Entgegenkommen Sachsens, welches nicht ohne Schmerz vor sich gegangen ist, herrscht jetzt im größten Teile des evangelischen Deutschland, bezüglich dieser Frage Übereinstimmung.

Während jene Anordnungen auf das innere Wohl und für das geistige Leben seiner Untertanen gerichtet waren, ist unter den verschiedenen segensreichen Regierungsmaßnahmen, die zur Hebung äußerer Wohlfahrt und Ordnung beitrugen, besonders die Schaffung des kursächsischen Postwesens hervorzuheben. Unter allmählicher Ablehnung des Kaiserlichen Postregals von Thurn und Taxis (welches bereits 1516 ins Leben getreten war, aber die Gefahr einer einseitigen Monopolisierung des gesamten Verkehres von Deutschland in sich schloß) wurde im Jahre 1661 eine kurfürstlich sächsische Post für Brief- und Personenbeförderung mit dem Verwaltungssitze in Leipzig errichtet. Mehrere Jahre später ward ein Ober-Postmeister ernannt und dann die Ober-Postdirektion eröffnet. Diese ganze Institution wurde als landesherrliches Regal verpachtet, daher die Uniformierung der Postbeamten in gelb und blau, den Wettinschen Hausfarben. Mit dem Bureau-

[79]) Die durch besonderes Glockenläuten allabendlich erfolgte Aufforderung zum Gebet um Hilfe gegen die Türken.

[80]) Übrigens kannten schon die alten Römer Tage, an denen, nach Anordnung des Senats, von den gesamten Bürgern um Abwendung irgend eines Unheils gebetet wurde, und die alte christliche Kirche, die jetzige katholische, hatte in den Quatembersasten ihre bestimmte Bußzeit. Am 31. Oktober 1667, der 150sten Wiederkehr des Tages, an welchem Martin Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, ordnete der Kurfürst an, daß der 31. Oktober alljährlich im ganzen Lande als Reformationsfest gefeiert werden solle.

wesen der Post wurde sehr bald die schon 1657 gegründete Leipziger Zeitung verbunden, welche bereits 1660 an allen Wochentagen erschien, vom 29. April 1666 an aber täglich.[81])

Daß Johann Georg II. ungemein prachtliebend gewesen ist, wurde schon angedeutet; der Turniere und Komödien, Jagden und Tierhetzen (letztere auch auf dem hierzu abgesperrten Altmarkte in Dresden) war schier kein Ende. Aber wie alle Prachtliebe, wenn sie mit Kunstsinn gepaart ist, schließlich Schönes hervorbringt, so verdanken mehrere berühmt gewordene Schöpfungen jenem Kurfürsten ihr Entstehen. Zum Beispiel ward der Grund zu einem Opernhause in Dresden gelegt und der Anfang des um das dortige kurfürstliche Jagdschlößchen herum als Park gedachten „Großen Gartens" gemacht. Als ein Beweis dafür, in welcher Weise rechtliche Momente sich durch Zeichnungen der Heraldik zum Ausdruck bringen lassen, kann der am 3. September 1671 zwischen dem Kurfürsten Johann Georg II. und dem Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg abgeschlossene Vertrag gelten, nach welchem besagter Herzog die Befugnis erhielt, die sächsischen Kurschwerter „jedoch mit den Spitzen nach unten gekehrt" in seinem Wappen zu führen. Als nämlich, wie bekannt, im Jahre 1422 nach dem Aussterben des sächsischen Kurhauses der Askanier die Kurwürde durch Machtspruch und Belehnung des Kaisers Sigismund an den Wettiner Markgrafen Friedrich gekommen war, erhob Sachsen-Lauenburg (in der Person des damaligen Herzogs Erich) — als eine herzoglich sächsische Nebenlinie — seinerseits Ansprüche auf dieselbe. Obwohl diese Ansprüche von Kaiser und Reich verworfen wurden, unterließen die Herzöge von Lauenburg dennoch nicht, Titel und Wappen von Kursachsen sich anzumaßen. Gelegentlich der Anwesenheit des Herzogs von Lauenburg auf der Leipziger Messe sah sich z. B. der Kurfürst von Sachsen genötigt, dessen Wappen von der Türe der Herberge herunter reißen zu lassen, weil in demselben die doch dem Kurfürsten rechtlich zustehenden gekreuzten Schwerter sich befanden. Der oben erwähnte Vertrag setzte nun den vielfachen Streitigkeiten ein Ziel. Überdies diente er auch dazu, eine Erbverbrüderung herbeizuführen. Am 10. Juni 1647 war des Kurfürsten einziger Sohn geboren, der als Johann Georg III. von 1680—1691 regiert hat. Zum Gedächtnis daran, daß gerade damals hundert Jahre verflossen waren, seit die Kurwürde an das

[81]) Den sehr bald auftretenden Bemühungen Kurbrandenburgs, das gesamte Verkehrswesen Norddeutschlands an sich zu reißen, arbeitete der kursächsische Accisrat Egger durch Einführung großer Verbesserungen erfolgreich entgegen, so daß Friedrich Wilhelm denselben (Böttiger III. 204) entweder als seinen Minister zu haben oder am Galgen hängen zu sehen wünschte. Die „geschwinde Post" (im Gegensatz zur Ordinari Post) mußte den Weg von Leipzig — dem Meß- und Handelsmittelpunkte — nach Schneeberg — diesem wegen des sehr berühmten Blaufarbenwerkes sowie der allgemein gesuchten Spitzen wichtigen Gebirgsstädtchen — in 21 Stunden zurücklegen. Die ersten Ober-Postmeister waren Sieber und Kees. Im Jahre 1697 belehnte Kurfürst Friedrich August den General von Flemming mit Würde und Amt eines kursächsischen Generalerbpostmeisters und den Einkünften der Leipziger Postdirektion.

Albertinische Haus gekommen war, wurde der Kaiser bei der Taufe zu Gevatter gebeten. Der Oberhofprediger Weller aber äußerte, auf den kraftvollen Wuchs des wohlgestalteten Knaben einerseits und die treffliche Erziehung, die derselbe erhalten werde, anderseits hinweisend: „Aus diesem Prinzen wird mit der Zeit ein herzhafter Kriegsheld werden, der schwer aus dem Sattel zu heben sein wird, wenn er einmal darein gesessen." Wie sehr diese prophetischen Worte sich bewahrheitet haben, zeigt die Geschichte. In der mannhaften deutsch-patriotischen Seele dieses hochgesinnten Landesfürsten lebte der alte urdeutsche Reichsgedanke in seiner ganzen Herrlichkeit noch einmal wieder auf, von nur wenigen seiner Zeitgenossen gewürdigt oder verstanden. Nachdem er sechs Jahre lang als Kurprinz für Deutschlands Ehre in Frankreich und am Rhein gefochten hatte (und in dem Treffen bei Sinsheim am 16. Juni 1674 infolge seiner verwegenen Tapferkeit beinahe in die Gefangenschaft des Marschalls Türenne geraten war), entsetzte Kurfürst Johann Georg, zusammen mit dem Polenkönig Johann Sobieski und dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, 1683 am 2. September das von den Türken hart bedrängte und belagerte Wien.

Der Ruhm des Tages, an welchem besonders die Polen und Sachsen Vorzügliches leisteten, gebührte deren fürstlichen Anführern, die an Heldenmut wie an strategischem Geschick wetteiferten. Ganz besonders gerühmt wird das Verhalten des sächsischen Dragonerregiments Graf Reuß, während beim Kriegsrate an jenem denkwürdigen 2. September (187 Jahre vor einem anderen) die Stimme der sächsischen Generale (durch den Mund des Feldmarschalls von der Goltz) den Ausschlag zur Fortsetzung des Kampfes gegeben hatte.[82]) Wie seinerzeit im französischen Kriege, so hatte persönlicher Mut und Tatendrang auch hier den Kurfürsten zu weit in die Reihen der Feinde getrieben, und nur der Geistesgegenwart wie Tapferkeit des Obersten von Minckwitz ist es zu verdanken, daß er aus augenscheinlichster Lebensgefahr gerettet wurde. Während auf blutiger Walstatt diese Tat aufopfernder Treue gebührende Anerkennung fand, wiederholte sich auf der großen diplomatischen Bühne der Völkergeschicke ein anderes Spiel. Der Kurfürst von

---

[82]) Helltönend erklang überall der Sachsen und ihres kurfürstlichen Führers hoher Kriegsruhm, der von allen Nationen neidlos anerkannt wurde. Geradezu sichtbar entzündete sich an der Flamme kriegerischer Begeisterung des Heeres Patriotismus und Tatendrang der Untertanen. Vaterlandsliebe und Fürstentreue, jenes wohltuend erwärmende Herdfeuer des Volkes, wurde um so mehr angefacht, als eine Menge Volkslieder entstanden, von denen ein Teil des einen folgendermaßen anhebt:

„Ihr Sachsen seid froh, habt fröhlichen Mut,
Es wallet vor Freuden kursächsisches Blut.
Denn unser Herr Kurfürst, der tapfere Held,
Hat seine Courage bewiesen im Feld.
Laßt wacker kursächsische Stücke da knallen,
Granatiere, werft Eure feurigen Ballen
Wohl in das türkische Lager hinein.
Wollen allzeit unsres Kurfürsten Sachsen sein."

Sachsen erntete für seine hervorragende Beteiligung an der Rettung Deutschlands und insbesondere des am Rande des Verderbens befindlich gewesenen Österreich keinen Dank vom Kaiser Leopold. Nach der Rückkehr des Kurfürsten in das Vaterland wurde ein allgemeines Dankfest abgehalten, ein schöner Abschluß der kriegerischen Ereignisse, zu denen die Sachsen mit ihrem Kurfürsten an der Spitze abgerückt waren, nachdem in einer allgemeinen Betstunde diese Christen sich auf den schweren Waffengang mit den Ungläubigen vorbereitet hatten. Rat und Bürgerschaft der Residenz aber errichteten dem siegreichen Helden das Brunnendenkmal mit dem Standbilde der Siegesgöttin auf dem Neumarkte zu Dresden, welches noch jetzt auf diesem Platze steht.[83])

Bereits bei der Schilderung Johann Georgs des Ersten ist darauf hingewiesen worden, daß der dritte dieses Namens — der sächsische Mars — als Schöpfer der endgültigen Grundformen des sächsischen Heeres zu betrachten ist. Mit freudigem Stolze, den Vorsatz ruhmwürdiger Nacheiferung in der Brust ihrer Angehörigen, verfolgen die meisten der sächsischen Regimenter ihre Geschichte bis zu den Tagen von Wien und über dieselben hinaus. Sechs Regimenter Infanterie, sechs Regimenter Kavallerie, sowie zwei Kompagnien Haus- und Feld-Artillerie wurden geschaffen und der Grund zum adeligen Kadettenkorps, zum Generalstab sowie zum Kriegsratskollegium gelegt. Für alles dies forderte Johann Georg, nachdem er die bereits vorhandenen Truppen entsprechend reorganisiert hatte, die Summe von jährlich einer Million Taler, die Stände bewilligten indes deren nur 70000. Die Armeeschöpfung betreffend, so bildet den Stamm des jetzigen Leibgrenadierregiments das im Jahre 1663 unter dem Oberstleutnant Brandt von Lindau gegründete kurfürstliche Leibregiment zu Fuß, denjenigen des jetzigen Gardereiterregiments das — aus den Kompagnien der bereits 80 bis 100 Jahre alten, von Johann Georg III. aber behufs Neuformierung aufgelösten teutschen Leibgarde zu Roß — und weiteren Anwerbungen zusammengesetzte Regiment zu Roß Graf Promnitz, dessen Errichtung 1680 durch Ordre vom 31. Oktober verfügt worden ist.

Bei der großen Musterung der neugeschaffenen Armee im Jahre 1682 traten — außer der Trabantenleibgarde zu Roß zu 172 Pferden (nachmals Garde du corps) und der zu Fuß zu 65 Mann (nachmalige Schweizergarde) — die Kavallerie-Regimenter in der durchschnittlichen Stärke von 600 Pferden, die Infanterie-Regimenter in einer solchen von 1200 Mann, die Haus- und Feldartillerie mit 145 Mann auf den Plan. An die Spitze

---

[83]) Das große Prachtzelt Mustaphas, welches die Truppen Johann Georgs den Janitscharen abgenommen haben, befindet sich als sprechende Dekoration eines Raumes im Historischen Museum. Es ist außer zwei Koran-Exemplaren in der Königlichen Bibliothek das einzige nennenswerte Stück der Türkenbeute unserer Landsleute. Dieselbe war für die Sachsen um so kleiner und geringfügiger gewesen, als deren Pflichtgefühl und Gehorsam sie zur Verfolgung der Geschlagenen gerufen hatte, anstatt der reichen Schätze sich zu bemächtigen, welche das Türkenlager enthielt.

dieser neugeschaffenen Armee berief der Kurfürst als besonders tüchtig und kriegserfahren den Freiherrn von der Goltz aus dänischen Diensten, indem er ihn zum Generalfeldmarschall ernannte. Unter demselben kommandierten der Feldmarschallleutnant von Flemming, sowie die Generalwachtmeister Herzog Christian zu Sachsen, Graf Reuß und Graf Trautmannsdorf. Die Artillerie befehligte der Oberst von Klengel.

Johann Georg des dritten Monogramm, das mit einer großen arabischen 3 verschlungene J. G., welches die Fahnenspitzen der Truppen zierte, war auch über den gigantischen Portalen der aus festen Sandsteinquadern gefügten weitberühmten Militärgebäuden ausgehauen, welche trotz ihrer vollständig ungebrochenen Stärke vor einigen Jahren den „Bedürfnissen der modernen Zeit" und dem aus jenen hervorgehenden, alles nivellierenden Verkehre haben weichen müssen. Dieser kriegslustige und kriegserfahrene Fürst ließ seine Regimenter, deren Tüchtigkeit allenthalben anerkannt war, auch für den Dogen von Venedig kämpfen, und war der Erste, der sich mit seiner Armee den Franzosen entgegen warf, als dieselben 1688 sengend und brennend in Deutschland einfielen. Drei Mal zog Johann Georg das Schwert gegen die herzlosen Generale und wilden Horden des treulosen Königs Ludwig XIV. Im Jahre 1691 übernahm er den Oberbefehl der Reichsarmee am Rhein, und erlag einer auf dem Kriegsschauplatze wütenden Epidemie in Tübingen am 12. September 1691. Nicht unvergessen darf das eifrige Bestreben dieses spartanischen Soldatenfürsten bleiben, den von seinem Vater leider so sehr begünstigten Hang zu französischer Üppigkeit und frivoler Genußsucht, der bei Hofe und in weiten Kreisen Fuß gefaßt hatte, auszurotten. Von den übrigen nicht militärischen Angelegenheiten, die unter Johann Georg III. geregelt worden sind, ist unter anderem die Konvention von Zinna zu erwähnen, nach welcher die Mark feinen Silbers in 12 Talern oder 18 Gulden ausgeprägt wurde. Diesen Münzfuß, welcher allgemein als gut und zweckmäßig anerkannt wurde, nahm später das ganze Reich an. Nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Deutschland ist der sächsische Mars, den man auch „des Reiches Säule" nannte, zu zeitig gestorben. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der im Jahre 1668 geborene ältere, als Kurfürst Johann Georg IV. (1691—1694) sein unmittelbarer Nachfolger wurde.

Sogleich nach seiner Geburt war derselbe von König Friedrich III. von Dänemark (seinem Großvater mütterlicherseits) zum Kronerben von Dänemark und Norwegen erklärt worden und erhielt auch die kaiserliche Erlaubnis, diesen Titel führen zu dürfen. Doch ist es bei diesem Titel geblieben. Durch den Feldmarschall von Schöning, der aus kurbrandenburgische in kursächsische Dienste übergetreten war, ließ sich der unerfahrene, erst im 23. Lebensjahre stehende Kurfürst überreden, dem nach der Kurwürde strebenden Herzog Ernst August von Hannover dem Kaiser gegenüber — wie man im Volksmunde sagt — die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und noch dazu, ohne nur den geringsten Vorteil dabei zu haben. Im

Gegenteil erkaltete dadurch das bisher freundschaftliche Verhältnis zwischen Wien und Dresden. Für sein Land hat Johann Georg IV. nicht viel getan, was als besonders hervorgehoben werden könnte. Schon als kaum Erwachsenen verzehrte den jungen Fürstensohn in glühender Leidenschaft die unrechtmäßige Liebe zu Magdalena von Neitschütz, Tochter des Obersten der kurfürstlichen Leibgarde. Und als man ihm dann auf Betrieb seiner Mutter, die verwitwete Markgräfin Eleonore von Ansbach, Tochter des Herzogs von Sachsen-Weimar als ebenbürtige Gemahlin zur Ehe gab,[84]) faßte er den Entschluß, nach dem Muster des Landgrafen Philipp von Hessen, mit der Neitschütz, die inzwischen auf sein Bitten vom Kaiser zur Gräfin von Rochlitz erhoben worden war, eine Doppelehe einzugehen.

Bevor indessen sein Plan zur Verwirklichung gelangen konnte, ward Magdalena von Neitschütz beziehungsweise die Gräfin von Rochlitz von den Blattern befallen und starb.[85])

Als versöhnendes Moment muß übrigens die wirklich rührende Liebe, Aufopferung und Treue gerühmt werden, die den Kurfürsten voller Selbstverleugnung an das Krankenbett der Geliebten bannte. Angesteckt von der tückischen Krankheit, folgte Johann Georg nur wenige Wochen nach dem Tode der Neitschütz, die von vielen seine Verführerin genannt wird, derselben nach; am 24. April 1694. Er war der letzte seines Stammes, der in der Fürstengruft zu Freiberg beigesetzt worden ist.

Kulturgeschichtliches.

IV.

Stolz wirft das federgeschmückte Streitroß sich in den Nacken, welches den in Eisen gekleideten Kriegshelden Moritz zu tragen auserwählt ist und diese Ehre, nach bekannter Pferdeart, voll und ganz zu würdigen weiß.

---

[84]) über die Art des Empfanges dieser fürstlichen Braut seitens des jungen Kurfürsten, der sich nicht scheute, derselben am Arme seiner Geliebten entgegenzutreten, herrschte allgemein helle Entrüstung. „Selten", schreiben die Chroniſten hierauf bezüglich, „wird eine Ehe von Anbeginn an so unglücklich gewesen sein, wie diejenige, welche heute der Hofprediger Karpzow eingesegnet hat."

[85]) Nicht ohne Grund wird von der „steilen Höh'" gesungen, auf welcher „Fürsten stehn". In Bezug auf die Liebe, die — einem Götterfunken gleich — die Herzen entzündet, mag diese steile Höhe sogar eine sehr einsame und *schwindelnde* sein. Sie verlangt unbestritten ein großes Maß von Selbstbeherrschung, ja Selbstaufopferung von demjenigen, der auf ihr stehend Umschau hält und über viele erhaben ist. Die *Pflicht* ist es dann, die der geheiligten Sitte, der festgefügten Tradition, das Opfer der Entsagung bringen muß.

Ja, unstreitig haben diese klugen tierischen Genossen des Menschen ein feines Gefühl für berechtigten Stolz und wahre Vornehmheit.

Die eiserne Roßstirn, jenes einst so wichtige Stück der Pferderüstung, ist, wie das Gemälde zeigt, seiner wehrhaften kriegerischen Urbestimmung mehr und mehr enthoben worden und ihr überrest zum bloßen Träger des Federschmuckes zusammengeschrumpft. Ähnlich — und wie man in solchen Fällen, um durch den Vergleich nicht zu beleidigen, hinzuzusetzen pflegt „sans comparaison“ — ist es im Verlaufe der Zeiten dem uralt rittermäßigen Rüststück des Brustharnischs ergangen. Nachdem derselbe im 18. Jahrhundert zum bloßen Prunkstück der Generale geworden war, zog er sich (abgesehen von den noch jetzt existierenden Küraſſen der Küraſſiere — die neuerdings aber auch nur noch zu Paraden angelegt werden) Anfang des 19. Jahrhunderts in den Ringkragen der Offiziere zurück und findet heutigentages in den kargen Metallstreifen auf den Schultern — den Epauletten und Achselstücken — den letzten Rest seines Ausläufers. Daß die blutgetränkte Feldbinde des Kurfürsten Moritz, zusammen mit der kleinen Kugel, die dem großen Manne den Tod brachte, in der Rüstkammer des Königlichen Historischen Museums zu Dresden pietätvoll aufbewahrt wird, ist schon erwähnt worden. Gerade weil aber jene Feldbinde als teuere Reliquie für die treuen Sachsen eine solch historische Rolle spielt, muß es als außerordentlich feinfühlig vom ausführenden Künstler bezeichnet werden, daß derselbe gerade den Kurfürst Moritz als Ersten auftreten läßt, der ein solches feldmäßiges Abzeichen um die Schultern geschlungen hat. Denn schon in viel früheren Zeiten waren Feldbinden üblich. Während dieselben aber bisher, frei nach Gutdünken und persönlichem Geschmack des jeweiligen Trägers, eine Farbe haben konnten, welche sie wollten (nur also als Schmuck und nur nebenbei als ein unbewußtes Erkennungszeichen der Person dienend), ändert sich dieser individuelle Gesichtspunkt in den Zeiten der Reformation mit dem offensiven und öffentlichen Auftreten gegensätzlicher Richtungen. Die Parteien, namentlich wenn dieselben in einem Lande und eine jede demselben Vaterlande angehörig, einander entgegentraten, mußten darauf bedacht sein, erkannt zu werden. Im Schmalkaldischen Kriege trugen die Protestanten gelbe, die Katholiken rote Feldbinden. Diese Parteiabzeichen wurden ein um so notwendigeres Erfordernis, je öfter es vorkam, ja zur traurigen Regel wurde (die den Vaterlandsfreund mit unendlicher Betrübnis und tiefem Weh erfüllt), daß nicht nur Angehörige eines Volkes, sondern auch Glieder eines Geschlechtes, einer Familie — durch verschiedenes Glaubensbekenntnis getrennt — einander feindlich gegenüberstanden und — — — -stehen. Möchte man doch einmütig den gemeinsamen Feind gemeinsam bekämpfen und die Zwietracht bannen, die ebenso lähmend wirkt, wie sie unnötig ist. Man wolle nicht mit Eifer suchen, was Leiden schafft, sondern mit Freuden ergreifen, was Frieden gewährt, Stärke in der Einheit verbürgt und Wohlsein des Ganzen wie des Einzelnen erzeugt.

Während übrigens die Kaiserlichen des dreißigjährigen Krieges die rote Feldbinde beibehielten, nahmen Schweden und Protestanten eine grüne an. (Ob dieselbe vielleicht aus einer ethischen Mischung von blau und gelb hervorgegangen ist???) Leider wurde neuerdings im deutschen Heere die Feldbinde der Offiziere, die zuletzt den reglementsmäßigen Namen Schärpe führte, unter die nur bei besonderen Gelegenheiten anzulegenden Galastücke verwiesen. (Sie besteht aus Silbergespinst mit eingeflochtenen Farben der Bundesstaaten.)

In sehr richtigem, auch äußerlich durch die Tracht zum Ausdruck gelangenden Gegensatz zu Moritz dem Kriegshelden, den schon der kleine mehr Kommandostab wie Waffe darstellende Streithammer als Feldherren kennzeichnet, reitet auf sanftem wenn auch starkem Schimmel sein Bruder August — der Friedensfürst. Dessen Kleidung entspricht dem Typus der Kostümierung im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, der lange Zeit alles beherrschenden spanischen Tracht. Diese Tracht ist schon um deswillen nicht ohne Interesse, weil sie, wenn man so sagen darf, die geistige positive wie negative Entwickelung der pyrenäischen Halbinsel auf die Kleidung übertragen, andeutet. Sie brachte das Übergewicht spanischen Fühlens und Denkens auch in den übrigen Ländern Europas zum Ausdruck, welche diese Kleidung acceptierten.

Auch in Spanien, jener dépendance von Karl des Fünften Weltmacht, hatte sich — durch die Reformation angefacht und der Melodie des Liedes entsprechend, welches die Wittenberger Nachtigall gesungen hatte und nirgends ohne Eindruck geblieben ist — eine Bewegung bemerkbar gemacht, die gegen die alten Ordnungen sich auflehnen wollte. Die Gerechtigkeit gebietet es anzuerkennen, daß dieses im Keime erstickte Bestreben nach größerer Gedankenfreiheit damals von dem scharfen Gifte der sogenannten Freidenkerei mit ihrem abscheulichen und verderblichen Grundsatze ni Dieu ni maistre sich weit entfernt zu halten bestrebt war. Jenes Aufflackern, welches in Spanien unterdrückt wurde, noch ehe Flammen sich Bahn gebrochen hatten, entsprach — vorläufig wenigstens und soweit man es beurteilen kann — nur einem gerechtfertigten Bedürfnisse nach freierer Regung in der Menschenbrust, welche, bei aller nötigen und löblichen Unterwürfigkeit unter Kirche und Dogma, doch notwendig und erforderlich ist, wenn große selbständige, der Menschheit dienende Charaktere aufkommen sollen. Wo das an sich berechtigte Streben nach Freiheit der Gewissen, sei es in absichtlicher und aggressiver, sei es in unabsichtlich mißverstandener Weise, zu einem ungerechtfertigten und ungestümen Drange nach Autoritätslosigkeit, nach Abwerfung aller Disziplin und Unterordnung sich auswuchs, wo der leise fächelnde Hauch zum rasenden, tosenden, umstürzenden Sturm, zum alles vernichtenden Orkan auszuarten drohte, ist ihm mit Fug und Recht energisch entgegengetreten worden. Da, wo sein Wehen ein lindes und beruhigendes blieb, wohltuende Erfrischung an Stelle beängstigender Schwüle bringend, ward er mit Unrecht seiner Lebensfähigkeit beraubt. Wo Freiheit

nur ein berechtigtes Freisein von unwürdiger Knechtschaft ist, aber vereint mit der Gebundenheit unter die göttlichen Welt- und Sittengesetze oder ein Aufatmen von schwerem Alpdruck, sich also mit Unterordnung, Demut und Frömmigkeit zu vereinigen und zu ergänzen weiß, da ist es Pflicht, diese Geistesrichtung nach ihrem Werte oder Unwerte objektiv zu prüfen. Nicht überall ist das geschehen, und in Spanien zumal fand jene Bewegung der Geister schon in ihrem Entstehen übermächtige, vom einseitigsten Subjektivismus geleitete fanatische Gegner — sie ward unterdrückt, ja zermalmt.

Ein gewissermaßen plastisches Abbild dieser ins Freie strebenden Gärung und deren ohne jede Überlegung vollführte, gewaltsame Unterdrückung bietet — so eigentümlich dies klingen mag — die spanische Tracht.

Gleich den Schlitzwämsen der freien Schweizer und den Pluderhosen der ungebundenen Landsknechte, welche eine lange Zeit für das ganze mittlere Europa tonangebend wurden, strebte auch am Ebro und Manzanares die Kleidung nach Bequemlichkeit und Weite, suchte der Körper sich der zur Sitte gewordenen lästigen Einengung zu entwinden. Auch in Spanien läßt sich beobachten, wie die Kleidung den Gelenken freieren Spielraum geben will, wie der Ärmel sich schlitzt und das weiße Hemd bauschig hervorquillt. Aber wie die geistige, so wurde auch die rein äußerliche Entfaltung froheren freieren Daseins hier im Keime erstickt. Der Rückschlag des inneren auf das äußere Leben ist unverkennbar. Durch die Inquisition wurden die religiösen Neuerungen unterdrückt, der politischen versetzte der Tag von Villalar den Todesstoß, wo Karl V. die aufständischen Kastilianer aufs Haupt schlug. Der ganzen Nation bemächtigte sich die Ruhe des Friedhofes, die mit der Ruhe nicht verwechselt werden darf, welche „die erste Bürgerpflicht“ ist und die bei vollkommenster Loyalität sehr wohl eine gesinnungstüchtige Opposition der Treuen einzuschließen vermag. Wie der Geist die Materie bewegt, so wünscht er unwillkürlich, daß die Fesseln, die um ihn geschlungen werden, auch auf den Körper Anwendung finden, mit dem er eins sein möchte. Nur der bedauernswerte Clown im Zirkus vermag Trauer und Weh unter bunten Lappen und hinter heitergeschminkten Gesichtsfalten zu tragen. Sonst aber und für gewöhnlich suchen — natürlich nur soweit dies angängig ist — der innere und der äußere Mensch eine gewisse Übereinstimmung im Auftreten. Und so — von Herzen und Gewissen auf Röcke und Hosen kommend — weil jede dieser beiden Arten von Requisiten des Menschentums die geistige wie die körperliche, sich in dem Streben gehindert sah, sich freier zu bewegen, erscheint auf der Bildfläche die steife eingezwängte spanische Tracht. Sehr gern soll hierbei anerkannt werden, daß eben deswegen dieselbe sich nicht zu der Entartung entwickeln konnte, wie dies mit der Kleidung in anderen Ländern geschah, wo ein, aus falsch verstandener Freiheit hervorgegangener Übermut das Zeichen zur Sittenlosigkeit gab. Unter dem straffen Regimente eines unbedingten, weltlichen wie geistlichen, Absolutismus, der jede freiere Regung verpönte, mußte alles was begonnen hatte, einigermaßen die Flügel zu heben, wieder in sich

zusammenschrumpfen. Die bunten Schlitze und allerhand Auflassungen verschwinden. Nur als leichte Zierde von aufgenähtem farbigen Stoff lassen sich Andeutungen an jenes „Ins Weite Streben" erkennen, als leise Erinnerungen einer aufgeregten, aber zur Raison gebrachten Zeit. Die Möglichkeit einer freien Bewegung der einzelnen Glieder verhindernd, sitzt die Kleidung eng und beängstigend prall am Körper, straffer gespannt als je vorher. Von dem lustig und luftig in heiterer Üppigkeit wallenden und flatternden Stoffe, der malerisch als Mantel gerafft wird, ist hier keine Rede. Das kleine, kurze und enge Mäntelchen scheint nur dazu angetan, den geistigen Schraubstock noch deutlicher als es die pure Einbildungskraft vermag, auch äußerlich anzudeuten. Es prunkte, ohne zu wärmen, zu schützen oder zu decken, einem gleißnerischen Worte gleich auf das kein Verlaß ist, das nicht hält, was es verspricht und Ausflüchte macht wenn es eingelöst werden soll. Das Beinkleid aber, aus seidenem Trikot gefertigt, legt sich derartig stramm an, daß jede Muskel deutlich hervortritt, und eine jede Bewegung nicht ganz abgemessener, abgezirkelter Art ohne das Platzen jenes Kleidungsstückes ausgeschlossen ist. Zur Wahrung des Anstandes ward infolgedessen über Oberschenkel und Unterleib eine zweite, aber anders gestaltete Hose gezogen — ähnlich dem früheren „Bruch", jener einem Schwimmgürtel gleichenden Erscheinung am „Niederkleid", aber in ihrer Unförmlichkeit geradezu ein Monstrum darstellend. Diese Wulst bestand aus zwei dicken um den Abschluß der Hose sich legenden, mit Roßhaaren ausgestopften Polstern und artete — mit den unförmigen Reifröcken des schönen Geschlechtes in Wettbewerb um den Preis der Häßlichkeit tretend — schließlich so fabelhaft aus, daß in England unter der Königin Elisabeth tatsächlich die Sitze des Parlamentes erweitert werden mußten, um die „edelen Teile" der ehrenwerten Lordschaften aufnehmen zu können.

Bei Kurfürst August, einem Deutschen, der die Tracht seiner Zeit trägt, welche eben die spanische ist, sind alle diese Erscheinungen moderiert wiedergegeben. Im Ursprungslande selbst aber legte man ähnliche Polster wie an den Oberschenkeln auch um die Schultern, und wer nur einen einigermaßen kurzen Hals hatte, saß in der zur Sitte gewordenen unförmlich breiten und hohen Spitzenkrause zwischen jenen Schulterpuffen leibhaftig wie ein Gefangener im Gewahrsam hinter Schloß und Riegel.[86]) Das Wams, welches auf vorliegendem Bilde immerhin einen Taillenabschluß hat, senkt sich beim National-Spanier nach vorn bis zum Beginne der Beinpolster in eine oft scharfe Spitze herunter, welche mit Werg und Roßhaar prall gestopft, gewissermaßen keilförmig nach der Mitte zu läuft, häufig auch wie ein dickes Kissen vor Brust und Leib herabhängend. Ja selbst die eisernen Harnische bequemen sich jener unnatürlichen Form an, und sind dann unter dem

[86]) Spötter, die es zu allen Zeiten gegeben hat, und die oft nicht mit Unrecht ihres Amtes warten, in das sie bei einigem Witze ihrerseits durch die Beobachtung vorhandener Mißstände oder Schwächen gebracht worden sind, sprachen von dem Haupte Johannes des Täufers auf der Schüssel der Herodias!

wenig poetischen Namen „Gänsebauch“ bekannt. Das kleidsame und vielgestaltige weiche Barett, welches sich so schmiegsam auf wallende Locken drücken läßt, hat dem steifen spanischen Hute Platz machen müssen, dessen Krempen oft so schmal und wenig sichtbar sind, daß er einer hohen Mütze gleicht. Haar und Bart müssen kurz geschoren sein, weil ihnen die breite Krause im Wege steht, doch ist Spitzbart und sogenannte Kolbe noch immer beliebt, so daß in Deutschland jener Halsabschluß verkleinert getragen wird. Überhaupt geht man hier nicht ganz so weit, wie Granden und Infanten es tun. In dieser Mischung des Kostüms treten die beiden Kurfürsten Christian auf, der Erste wie der Zweite. Bei letzterem sieht man den Halskragen zu Gunsten des Bartes zurückgeschlagen.

Johann Georg I. aber tritt in der vollen kräftig malerischen Tracht eines Feldobersten oder Generalissimus des dreißigjährigen Krieges dem Beschauer entgegen, — in der charakteristischen Halbrüstung, die man an Gustav Adolf und Wallenstein, Tilly und Pappenheim, jenen allbekannten volkstümlichen Figuren zu sehen gewöhnt ist. Außer dem „Koller von Elendshaut“ (wie der Wallensteinsche Jäger sagt) nämlich von Gemsleder, und dem Wams von dickem Tuche, welche mit dem eisernen Harnisch gleichzeitig vorkommen, sind es vor allem drei Stücke, die jetzt neu und eigenartig in die Erscheinung treten. Sie verdienen, kurz besprochen zu werden.

Der große, fast könnte man sagen übermäßig große Schlapphut von Filz, dessen weicher Stoff den Schwerthieben fast wirksameren Widerstand entgegensetzte als das harte Metall von Helmen, Eisenhauben und Morians (welche Kopfbedeckungen übrigens gleichzeitig auch weiter getragen werden), sowie der breite aber nun dünne Spitzenkragen, welcher die steife Halskrause ersetzt hat, geben dem männlichen Kopfe bei überall gleichem Schnitte von kurzem Haar und spitzem Barte ein typisches Gepräge. Die in ihren Maßen oft unflätig großen Reiterstiefel aber, die in der gesamten Schuhmacherei einen Umschwung herbeiführen, lassen die durchaus an Feld- und Lagerleben, sowie an weite Kriegszüge durch aller Herren Länder gewöhnte Zeit erkennen.

„In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt. —
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen; weiter rückt die Horde.
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen:
Und um des Jahres Ernte ist's geschehn.“

„In jenes Krieges Mitte,“ nämlich des Dreißigjährigen, stellt uns der Anblick Johann Georgs. Und, da einem beim Gedenken an jenes Weltendrama ganz von selbst und unwillkürlich Schillersche Worte einfallen, so möge auch das eingeschaltet werden:

„Der feine Kragen, der Federhut; —
Was das doch alles für Wirkung tut.“

Den Hut anlangend, so kam derselbe aus verschiedenen Gründen zu immer größeren Ehren. Von seiner Hiebsicherheit abgesehen, welche eine außerordentlich wertvolle Empfehlung auf den Lebensweg bildete, den jene Kopfbedeckung damals antrat, und der dieselbe — mit Modifikationen und in kleiner Gestaltung — bis auf das Haupt des großen Korsen gebracht hat, sprach auch der Umstand für die allgemeine Verbreitung des weichen Hutes, daß seine Haltbarkeit eine fast unbegrenzte war. Außerdem bildete, in beliebige Formen gedrückt, der große Hut mit der wallenden Feder, welche als schöner Abschluß zu ihm gehörte, eine vortreffliche Umrahmung kriegerischer Gesichter. Zu dieser obereren trat als untere Einrahmung von Hals und Gesicht der Spitzenkragen hinzu. Derselbe hatte die störende Krause ersetzt, als es galt, nicht in abgemessener Grandezza oder steifer Würde friedlich sich zu bewegen, sondern im Felde Taten auszuführen, bei denen nicht der Arm allein, sondern auch freier Kopf und beweglicher Hals von nöten sind. Entlehnt ist der Spitzenkragen der Männer dem Goller (nicht Koller) der Frauenwelt, welcher deren zarte Haut von Hals und Brust bei der seinerzeit üblichen außerordentlich tiefen Dekolletierung vor den bräunenden Sonnenstrahlen zu schützen bestimmt gewesen war. Die überwundene Krause lebte übrigens, wohlgedollt und in saubere Falten gelegt und über eine Art Mühlrad gezogen, bei Ratsherren und Geistlichen noch lange fort; der inneren Würdigkeit oft weit weniger als der äußerlichen steifen Würde einen Unterschlupf gewährend. Der glatte, einfach umgelegte Wäsche-Kragen aber, der auch den Vorteil hatte, schnell und mühelos gereinigt werden zu können, gewann derartig an Beliebtheit, daß auch der gemeine Mann, dem die zartgemusterten Spitzen der Obersten und Generale zu teuer waren, ihn annahm, aber glatt und ohne Stickerei oder Spitzen. Die Wallonischen Reiter brachten dieses — in verkleinerter Form noch heutigen Tages sehr beliebte — Wäschestück zuerst auf; weshalb es damals, und auch später noch, den Namen „Wallonischer Kragen" führte. Was nun die Beinbekleidung betrifft, so hatte dieselbe ja schon seit lange mit derjenigen Art gebrochen, welche von den Fußzehen bis über die Hüften ein einziges ganzes Stück nach Strumpfsystem bildete. Sowohl die deutsche wie die hispanische „Hose" war in Teile gegliedert; Strumpf und Beinkleid hatten sich zu zwei verschiedenen Begriffen herausgebildet. Zu den Strümpfen aber gehörten Schuhe; und mit zarten Schuhen, auf denen sogar oft Schleifen oder Rosetten thronten, waren die Mannspersonen aller Stände ins neue Säkulum eingetreten. Aus dem wachsenden Bedürfnisse nach Festigkeit und Haltbarkeit des Schuhwerkes bei den langen Märschen durch Waldgestrüpp und Sumpfniederungen erstand indessen diesem Bekleidungssysteme sehr bald ein arger Feind — die Zweckmäßigkeit. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich daher das Bild, als die Werbetrommel aufs neue wieder, diesmal zu ganz besonders hartem langen Strauße rufend, durch die Lande tönte, und Scharen auf Scharen dem „rasselnden Kalbfelle" folgten, hier für Tilly, dort für Mansfeld eintretend, da für die Schweden, dort für Wallenstein. In

diesem Notstand tauchte jenes Instrument von „Rindsleder“ auf, welches gleich bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte zu hohen Ehren gelangte — der hohe Stiefel. Schon einmal hatte die Welt Soldatenstiefeln gesehen, mit deren Namen ja derjenige des römischen Kaiser Caligula eng verbunden ist, den man wegen seiner ausgesuchten Grausamkeit, seines unmäßigen Hochmuts, und des von ihm „erfundenen“ Cäsarenwahnsinns, kennt und verabscheut. Aber der Stiefel des „Friedländischen Reitersmannes“ war praktischer. Anfänglich nur ein Ordonnanzstück jenes unbändigen Kriegsknechtes, der stolz von seinem Tiere auf „das Gehudel unter ihm“ herabsieht, ging er bald auch aufs Fußvolk über und brachte schließlich alles in seinen Bann. Denn da in jener drohenden Zeit, in der es galt, gegen die allüberall auftauchenden Feinde ebenso auf der Hut zu sein, wie gegen die gleichermaßen brandschatzenden Freunde; wo oft „keine Gegenwehr half und keine Flucht, wo keine Ordnung mehr galt und keine Zucht“, sich gern ein jeder wenigstens äußerlich ein wehrhaftes und unantastbares Aussehen zu geben bestrebt war, ging allmählich der große Reiterstiefel mitsamt den klirrenden Sporen und dem breiten Sporenleder auch auf die friedliche Welt über; und bald spielte er seine Rolle auch in den feinen Pariser Salons. Dort, wie auf der Promenade legten sich die umgekrempelten breiten, teils rot, teils gelb gefütterten Stulpen, die vom Reiter, wenn er zu Pferde saß, als schützende Verlängerung bis übers Knie heraufgezogen wurden, in weit abstehende, herunterhängende Falten.

Es dürfte nicht wohl geleugnet werden können, daß es kaum etwas derberes gibt als einen schweren Reiterstiefel. Und doch ließ die — damals zuerst als Völkergeißel auftretende — „Mode“ es sich nicht nehmen, die Stulpen dieser Stiefel mit duftigen Spitzen auszustaffieren, die wahrhaftig weit eher ihren Platz am zarten Busen einer schönen Dame hätten einnehmen sollen, als daß sie mit dem dampfenden Leibe eines schnaubenden Kriegsrosses in Berührung kamen. „Das hat mit ihrem Singen“, das hat mit ihrer Allgewalt die Mode getan.[87]) Auch finden sich die, gleich den Zöpfen „höherer Töchter“ kunstvoll geflochtenen Mähnen der Gäule mit allerhand Bändern und Schleifen verziert.

Wie die linnenen Spitzen, deren Erzeugungskunst, das Klöppeln, gerade damals im sächsischen Erzgebirge zum Aufschwung kam (von den Niederlanden dort eingeführt), so brachte jene Zeit, die doch nichts weniger als „ledern“ gewesen ist, sondern des Aufregenden, Spannenden und Abwechselungsreichen beinahe zu viel bot, das „Leder“ in intensive Benutzung. Außer Stiefeln und Wams, sind auch die Pistolenhalfter von Leder, die

---

[87]) Gewissermaßen aus einer Versenkung ist es aufgetaucht, dieses undefinierbare Etwas, auf die Schaubühne des menschlichen Treibens. Und dieses letztere wird von Jahr zu Jahr mehr von Äußerlichkeiten beherrscht und für Äußerlichkeiten am Narrenseil gezogen, seitdem *sie* erschienen ist und das Heft in den Händen hat; seitdem *sie*, die Mode, ihre Herrschaft ziemlich international auszuüben sich bestrebt und *das* geworden ist, was sie von Anfang an hat sein und werden wollen: Mode.

man begann, in Gestalt von Futteralen am Vorderteile des Sattels zu beiden Seiten desselben anzubringen. Die über dieselben gelegten Deckel, deren sich bald die Kunst und die Sucht nach luxuriöser Ausstattung bemächtigte, wurden später, und namentlich während der sogenannten französischen Zeit, zu hervorragenden Prunkstücken; desgleichen die Pistolen selbst, die sie bargen.

Die Feuerwaffe hatte allenthalben mit Riesenschritten an Bedeutung zugenommen. Gemälde wie die von Wouverman zeigen zur Genüge, wie auch die Reiterei damals einen großen Teil des Wertes ihrer Kampfart in das Feuergefecht zu Pferde legte. Das „Karakolieren" hatte sich zu einer großen Fertigkeit ausgebildet. Das Manöver des Karakolierens bestand darin, daß beim Reiterangriff die vorderste Reihe, sobald sie ganz nahe an den Feind herangekommen war, ihre Feuergewehre (Karabiner oder Faustrohr) abschoß und sofort darauf, die Rosse scharf linksumkehrt schwenkend, eiligst hinter das Geschwader sich zurückzog, nunmehr dessen letztes Glied bildend und die Gewehre wieder ladend. In gleicher Weise verfuhren die sämtlichen Glieder; abwechselnd vorderes und hinteres darstellend. In der Theorie ließ sich dies in infinitum fortsetzen und in der Praxis sind wirklich große Erfolge damit erzielt worden. Der blank blitzende Reitergeist mußte freilich darunter leiden, dieses Lebenselement der Kavallerie. Es entstanden besondere Karabiner- und Dragoner-Abteilungen — den Musketieren und Scharfschützen der Fußtruppen entsprechend. Was den Namen Karabiner anlangt, so ist derselbe aus dem arabischen herübergenommen, wo carab die Feuerwaffe heißt. Muskete kommt von dem lateinischen muscetus, das ist ein stets, sein Ziel treffender, habichtähnlicher Stoßvogel.

Auch Faust- und Handrohre wurden verbessert; und Pappenheimer wie Wallonen, die schweren Schwedenreiter und die Finnländer (deren alter stimmungsvoller Marsch erfreulicherweise und zwar wie es heißt, auf besondere Anregung Seiner Majestät des Kaiser Wilhelm II., wieder so häufig von den Kavallerieregimentern geblasen wird) mögen aufgeatmet haben, als sie die, freilich nur verhältnismäßig leichten, Pistolen am Sattel hatten.[88])

Bevor von Johann Georgs kriegerischer Figur geschieden wird, möge noch auf den von ihm geführten eleganten Streitkolben aufmerksam gemacht werden, welcher wohl ein Vorläufer des Kommandostabes sein dürfte. Der Degen mit dem sogenannten Eselshufgefäß, der auch zu Pferde ziemlich wagerecht getragen wurde, leitet zu dem sehr oft übertrieben langen Stoß-

---

[88]) übrigens erscheint die Annahme des böhmischen Geschichtsforschers Palacky, der Name Pistole sei auf das czechische pistala = Rohr zurückzuführen, weit glaublicher als die sonst allgemeine Ableitung von Pistoya, wenn es auch Tatsache ist, daß in genannter Stadt seit alten Zeiten berühmte Eisen- und Waffen-Werkstätten sich befinden und befunden haben. Interessant, wenn auch sonst ohne Wert, ist außerdem die eigentümliche Behauptung Napoleons III., jene Handfeuerwaffe habe ihren Namen von der gleichlautenden Goldmünze, weil der Durchmesser dieser mit dem Kaliber jener übereinstimme.

degen über, den die nachfolgenden Gestalten nebst Hellebarde und Partisane führen. Letztere dient hauptsächlich als Paradewaffe, und man sieht sie schon mit Quasten verziert, einen Anklang an die „Bummel“.[89])

Den Defensionern ähnlich, die sich insbesondere bei der Belagerung von Freiberg rühmlichst ausgezeichnet haben und in ihren grauen Röcken mit roten Kragen, ähnlich wie die in der schwarz-gelben Hoffarbe auftretenden Ritterpferde, bereits eine Art Uniform besaßen, stellt sich der rechterhand schreitende Herr durch das am Hutbande in Medaillonform angebrachte Schachbrettwappen als einer von Zehmen dar, während der rot-weiß-schwarze Schild der von Gersdorff am Wams des links Gehenden zu sehen ist. (Conradus de Cemin ist 1219 Vasall des Landgrafen von Thüringen. Die von Gersdorff saßen schon 1260 auf Baruth. In der Schlacht bei Pavia (1525) fielen 27 Söhne dieses Geschlechtes und trotzdem ritten zwei Jahre später die von Gersdorff mit 200 Sprossen ihres Stammes und über 500 Pferden zum Geschlechtstage in Zittau ein.)

An den Füßen der nun folgenden fürstlichen Reiter gewahrt man die Wandlung der bisher schlapp und faltig gewesenen Stulpen, zu denen der großen steifen Kanonenstiefel, bei denen nun auch der Spitzeneinsatz in Wegfall kommt. Daß Kurfürst Johann Georg III. anstatt mit dem breiten Filzhut — dem trotz seiner bewährten kriegerischen Eigenschaft einer vorzüglichen Art Schutzwaffe eine gewisse Weichheit nicht abgesprochen werden kann — mit dem zu gleicher Zeit üblichen Stahlhelme dargestellt ist, entspricht seinem Beinamen „Mars“ in glücklicher Weise. Windet sich doch ein besonderer Nimbus der Ritterlichkeit um den eisernen Hauptschutz der Bellona und nennen sich noch jetzt die Kürassiere so gern direkte Nachkommen der alten stahlgepanzerten Ritter.

Unmittelbar über dem linken Stiefel des fürstlichen Reitersmannes hängt eine Menge kleines Geklimper, Gegenstände aus Elfenbein oder edelem Metall, aber ohne greifbaren Nutzen, welche damals trotz des Ernstes der Zeiten außerordentlich beliebt waren. Sie ähneln den sogenannten Berlockes, die heutzutage in Gestalt von Petschaften, Tierfiguren, Bleistiften und dergleichen an die Uhrketten gehangen werden. Man nannte diese meist sehr zierlichen kleinen Schmuckgegenstände, französisch faveurs oder lateinisch favores — meist Gunstbezeugungen von Damen und Erinnerungen an galante Abenteuer, von der betreffenden Heldin selbst geschenkt. Sie wurden aber auch von Maulhelden angeschafft, um mit ihnen zu prahlen — ähnlich wie es diejenigen tun, die mit Schweinshauern und Hirschhaken renommieren, ohne je ein Tier in der Nähe gesehen zu haben, dem sie die Zähne hätten ausbrechen können. Eine so unbedeutende Erscheinung an sich aber auch jene Herzen von Rubin und Finger von Korallen, jene silbernen

[89]) „Schüttelt die Bummel!“ war späterhin das für die Partisanenträger bestimmte Kommando zur Ehrenerweisung vor Offizieren. „Schüttelt die Bummel noch einmal!“ vor der Generalität.

Pantöffelchen und goldenen Liebesäpfel sind, so gehören sie doch zur Vervollständigung des Bildes damaliger Zeit.[90])

Weniger klein an Gestalt, aber unverhältnismäßig viel größer an Bedeutung und Einfluß, als jene Faveurs — ja einer ganzen Geschichtsepoche einen unverwischbaren Stempel aufdrückend — ist die Perücke. Dem moralischen Zwange, eine solche zu tragen, konnte vom Ende des 17. Jahrhunderts an bis in die Tage des brumaire hinein kein Mitglied der Gesellschaft, ja niemand entgehen, der nicht als Hottentotte oder Baschkire angesehen sein wollte. Der Beginn dieser Sitte war das ganz und gar unverfängliche und unauffällige Tragen des eigenen Haares in möglichst lang um die Schultern wallenden Locken seitens der vornehmen Männerwelt. Die ersten Helden der Zeit trugen sich so wie z. B. schon Bernhard von Weimar. Mit der Zunahme der absoluten Fürstengewalt und der direkt wie indirekt durch dieselbe groß gezogenen Sucht zu schmeicheln, sowie einer, Fürsten wie Untertanen gleich schädlichen, oft die Menschenwürde aufgebenden byzantinischen Unterwürfigkeit — den unreinen Schlacken lauterer Loyalität — entstand bei Poeten und Nichtpoeten, bei Günstlingen und Gunstsuchenden eine zur Manie werdende Häufigkeit des Vergleiches dieser lockenumwallten Häupter von Prinzen, Ministern und Generalen mit dem von mächtiger Mähne umrahmten Kopfe des Königs der Tiere. Schließlich sollte nicht nur, sondern wollte jeder ein Löwe sein. Und da dies — das heißt die hierzu erforderlichen äußerlichen Ingredienzien und Attribute, die in einer möglichst großen Haarfülle entdeckt worden waren — wie man zu sagen pflegt, nicht den Hals kostete, so machte sich die crinière (d. h. Mähne), sei es nun de lion oder de bélier bald auch auf den Köpfen niederer Sterblicher bemerkbar. Aber immer noch nur erst vom eigenen Haare. Indessen ließen die Erfolge derer, die von der Natur mit solchen Kopfzierden ausgestattet waren, diejenigen nicht schlafen, denen dieses Material versagt blieb. Man begann fremdes Haar einzubinden, erst mehr oder weniger heimlich und nach Möglichkeit unbemerkt, dann ungeniert und

[90]) „Hut, Mantel, Degen und Favor,
Die schenk ich meinem Hof-Sartor"
sind die Worte eines durch übertriebenen Luxus an den Bettelstab gebrachten, aber immer noch hochnasigen Stutzers, dessen Figur satyrisch-humoristisch (man könnte auch „pädagogisch" hinzufügen) zum allgemeinen Ergötzen im Komödienhause an den geistigen Pranger gestellt wurde. Ja, Stutzer und Schneider machten und machen die Mode. Das Unwesen der Kleidernarren oder Stutzer, der aggressiven Nachfolger der harmlosen Schönbartgesellen und Vorgänger impertinenter Gigerl und Gecken, jener Drohnen in Menschengestalt, jener Müßiggänger und Hohlköpfe, die ohne jeden anderen Zweck als den, bewundert zu werden, auf Straßen und Plätzen herumflanieren, verbreitete sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Paris (dem „coeur et cul du monde") nach England, wo es die Dandys und Swells erzeugte und nach Deutschland — unserem Heimatlande, welches an sich so solid ist und doch traurigerweise immer nach Importen lechzt. Geschäftig lugte schon damals überall der Kleiderkünstler nach „himmlisch schönen" Vorbildern, um seinen Kunden das Neueste bieten zu können, was auf dem Gebiete des „à la mode" sein herrliches Modell ihm gezeigt hatte.

vor aller Öffentlichkeit. Die „hohe Kunst“ des Friseurs stieg mehr und mehr an Bedeutung, immerhin aber hatte jeder einzelne Kopf noch sein individuelles Aussehen. Dies sollte sich aber ändern und hierzu bedarf es einer kurzen Übersicht über die damalige Weltlage.

Als nämlich „der schöne Tag“ endlich gekommen war, „an welchem der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit“, als der heiß ersehnte Friede im Jahre 1650 endgültig vom Nürnberger Rathause herab verkündet worden war, da mußte sich die in über dreißig langen und bangen Kriegsjahren mehr oder weniger verrohete und der Verwilderung sehr nahe gebrachte Gesellschaft gestehen, daß sie — gleich einem ungeberdigen Rosse, welches in ruhige Gangart gebracht werden soll — einer starken Hand bedürfe, damit die sozialen Ordnungen nur einigermaßen wieder hergestellt werden konnten. Eine zarte Hand konnte das nicht sein, und die allgemeine Gesinnungslosigkeit hatte auch keine andere als die eines herrischen Tyrannen verdient.

Mag man daher mit vollem Rechte und nicht ohne tiefes schmerzliches Bedauern den Weg, welchen Ludwig XIV. die menschliche Gesellschaft führte, für einen falschen halten, der durchaus nicht zum Segen gereicht hat, so war doch und dennoch dieser Monarch das einzige vorhandene Werkzeug der göttlichen Vorsehung, welchem es gelingen konnte, Ordnung zu schaffen, und der durch seinen Machtspruch eine gewisse relative Zufriedenheit herbeizuführen vermochte. Ludwig XIV. war nicht nur ein Autokrat im gewöhnlichen Sinne für sein eigenes Land. Man kann ihn einen solchen allen Völkern, ja allen Fürsten gegenüber nennen. Wie jene durch das von seiner Person ausgehende Prinzip und System, ob auch auf Umwegen, vergewaltigt wurden, so setzten diese ihren Stolz darein, dem von ihm so meisterlich gegebenen Vorbilde eines absoluten Herrschers nachzueifern, nachzueifern in politischer wie in sozialer Beziehung. Unter der Wucht unumschränkter Fürstengewalt schwand die wilde Ausgelassenheit, die übermütige Formlosigkeit. Übersprudeln und Überschäumen galt als verpönt, wenn es nicht von Serenissimus selbst angeordnet ward, der sich hinwiederum — welches Landes Herr er auch war — nach „Ihm“ richtete. Car tel est notre plaisir.

Das fröhliche frische Leben schrumpfte in ein erstarrtes Formendasein zusammen, in welchem — übertüncht, vergoldet und mit Schnörkeln versehen — eine ihr alleiniges Heil in äußerer Etikette suchende Scheinmoralität vegetierte. Überwuchert aber wurde diese Scheinmoralität von einer in deren Miasmen geborenen und durch deren raffinierte Heuchelei groß gezogenen tatsächlichen Unsittlichkeit. Diese mit allen ihren innerlich wie äußerlich zur Geltung kommenden sichtbaren wie unsichtbaren Erscheinungen beherrschte Alles. Und so schließt sich der Ring wechselseitiger Einflüsse; die Schlange beißt sich in den Schwanz. Diese Betrachtung gehört zwar nicht mit unbedingter Notwendigkeit, wohl aber nicht nur indirekt, sondern ganz direkt zur Geschichte des Trachtenwesens und in-

sonderheit zu derjenigen der Perücke, welche ihrerseits die absolute Herrschaft französischer Sitte und französischen Einflusses versinnbildlicht.

Wie der Roy Soleil in schonungsloser Unbarmherzigkeit alle Überbleibsel (ethische sowohl wie materielle) einer Zeit ausrottete, die ihm nicht gefiel, weil sie sich nicht nach *ihm* gerichtet und gemodelt hatte, wie er seine Mitfürsten und Mitmenschen als Wesen niederer Gattung behandelte, die nur nach ihm sich zu richten hatten, wie bezeichnenderweise sogar Wege und Stege, Sträucher und Bäume seiner Tyrannei sich fügen mußten und sich den von *ihm* beliebten Formen und Gestalten anbequemen, wie es ihm Bedürfnis war, jede Regung selbständiger, ihm entgegenstehender Meinung, jedes sich *ihm* nicht unterwerfenden Willens im Keime zu ersticken oder grausam zu rächen, so gelang es ihm auch, dem Individuellsten was es gibt — dem Menschenantlitz sein persönliches Siegel, den Stempel *seines* Willens aufzudrücken. Das Mittel zu dieser planmäßigen Vernichtung jedes Subjektivismus zu dieser Uniformierung der Gesichtszüge, zu dieser submissesten Unterwerfung auch dieses Faktors unter *seinen* Geschmack, unter *seiner* Anordnung, war die *Perücke*, die von Ludwig XIV. ausgehende Staats- und Allongeperücke.

Jedes einzelne ihrer künstlich gewundenen falschen Haare ist ein Faden in dem großen Spinnengewebe französischer Herrschsucht und Eitelkeit, in dessen Netze sich Menschen- und Völker-Fliegen fingen, große wie kleine. Die Nachahmungssucht — das wußte der Allgewaltige — und die Anbetung seiner Person wie seiner Schöpfungen war ja unglaublich. Unglaublich war die freiwillige Unterwerfung unter eine Geisel, deren Schläge blutige Striemen auf den *Rücken* der Nationen hinterließen, während die *Herzen* der Völkerschaften mit Gift erfolgreich traktiert wurden.

Im Jahre 1655 ernannte Ludwig XIV. mit einem Federzuge über ein halbes Hundert (63) Hofperüquiers allein für die Stadt Paris, alle mit gebundener Marschroute. Tausende folgten in den Provinzen, und im Auslande war man glücklich, den französischen Meistern ihre vom Könige selbst in eine besondere Richtung gebrachte Kunst abzusehen. Dieser sonderbare Pairsschub bedeutete effektiv einen Staatsstreich im Bereiche der Mode und weit über dieselbe hinaus. Die einerseits „Königliche", andererseits unzweifelhaft alle Köpfe oder vielmehr die Köpfe aller gleichmachende, mithin den Unterschied nivellierende Perücke war zum äußeren Zeichen französischen Esprits und französischer Allüren erhoben, denen sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus weder Fürsten noch Untertanen zu entziehen wagten, ja ihnen zuflatterten wie die Nachtfalter dem Lichte. Und welchen Unsinn involviert jener Wust falscher Haare! In seiner Wesenheit das Urbild der Unnatur, beraubt er den Kopf des eigenen Schmuckes, der vom lieben Schöpfer gegebenen Haare, und zwar ohne alle wirkliche Notwendigkeit. Und an der Stelle künstlich abgeschorener Haare wird ein falscher Schopf aufgesetzt! Von der damaligen Zeit allerdings für schön gehalten, aber doch an Unförmigkeit grotesk und bizar, bietet diese widersinnige Erscheinung ein

Symbol der Hohlheit und Aufgeblasenheit. Mitsamt ihren Folgerungen und Ausläufern hat sie lange genug die Welt unter ihrem Szepter gehabt.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Perücke die freie Bewegung beschränkte und den Kopf zur Einnahme einer steifen Haltung zwang. Das aber war vornehm und galt gleichzeitig als ein Zeichen von Gelehrsamkeit.

Zur Herstellung einer wirklich kunstvollen Perücke gehörte eine unverhältnismäßig große Menge feinen Menschenhaares. Der Preis einer solchen, die gewöhnlich blond oder braun war, belief sich auf rund tausend Taler, und der Hof-Perüquier des Sonnenkönigs, Binnet, konnte mit Recht vielbedeutend sagen, er mache die Köpfe der Untertanen kahl, um den Kopf des Monarchen zu bedecken. Das Pudern kam erst mit dem beginnenden 18. Jahrhundert auf. Mit der Allongeperücke hängt übrigens, wie auch das vorliegende Gemälde zeigt, die Sitte zusammen, Halstücher zu tragen, die sich dann teilweise zu den bekannten Spitzen-Jabots ausgestalteten. Zu den Tüchern wurden gar bald die kostbarsten Nadeln mit schönen wie unschönen Knöpfen und Köpfen, Emaillen und Perlen eingeführt. Eins bringt immer das andere mit sich.

Es erübrigt nun noch des Marschallstabes oder Kommandostabes zu gedenken, der von Johann Georg dem Zweiten wie von seinem Nachfolger getragen wird und seitdem sehr häufig in den Händen von Fürsten Wettinschen Stammes erscheint. Der Ursprung dieses Befehlshaberzeichens ist sehr alt und beruht auf dem ganz natürlichen Bedürfnis des Leiters einer Aktion (gleichviel ob größerer oder kleinerer Art) mit mehr als nur der bloßen Hand nach dieser oder jener Richtung zeigen zu können, ohne sich hierbei des Degens oder Schwertes bedienen zu müssen. Nachdem sich auf diese Weise der Stab (als hierzu am meisten geeigneter Gegenstand) in der Hand des Feldherren zu einem Abzeichen von dessen Würde ausgebildet hatte, ward derselbe den Kommandierenden — erst als Installation ihres Amtes, später als eine Belohnung und Auszeichnung — förmlich und feierlich übergeben.[91])

Der unmittelbar hinter der Johann-Georgen-Gruppe einherschreitende Defensioner wird durch das an seiner Hellebarde angebrachte Wappen als dem Geschlechte von Raundorff angehörend bezeichnet.

---

[91]) Manche wollen den Stab des Feldherren mit demjenigen des Richters in Zusammenhang bringen, der nach uralter Sitte von letzterem, zum Zeichen, daß das verkündete Urteil zu vollstrecken und als ein Hinweis darauf, daß das Leben des Angeklagten verwirkt sei und der Vernichtung anheimgefallen, zerbrochen wurde. Doch dürfte dieser Hinweis auf die Verschmelzung der strategisch-taktischen Tätigkeit des Feldherren mit dessen organisatorisch-juristischen wohl etwas weit gesucht sein. Ja, wenn man in anknüpfenden Betrachtungen so weit gehen will, scheint es immer noch näher liegend, darauf aufmerksam zu machen, daß der Stab im übertragenen Sinne, das heißt der lebendige Stab des Befehlshabers, nämlich dessen Adjutanten, Ordonnanzen und übriges Personal als aus dem leblosen Stabe herausgewachsen, als eine Ergänzung des Stabes von Metall oder Elfenbein wohl zu betrachten sein dürfte.

Politisch-Geschichtliches.

V.

Johann Georg des Dritten zweiter Sohn Kurfurst Friedrich August I. oder Der Starke (auch der Sächsische Herkules genannt) regierte von 1694 bis 1733. Bereits vor seinem Regierungs-Antritte hatte derselbe mit Vater und Bruder zusammen im französischen Feldzuge gekämpft, und durch seine hervorragende persönliche Tapferkeit sich aufs rühmlichste ausgezeichnet. Als er das 17. Lebensjahr erreicht hatte, begab sich der am 12. Mai 1670 geborene Prinz, der allerorten als ganz besonders schön, stark und liebenswürdig gefeiert wurde, auf Reisen an die Höfe Europas und erlebte die verwickeltsten Abenteuer, deren sehr großer Freund er war. Paul Haake in seiner Monographie über diesen sächsischen Fürsten sagt: „Ehrgeiz, Genußsucht und Wissensdurst sind die treibenden Kräfte in August dem Starken gewesen." „Krieger und Staatsmann, Architekt und Regisseur, Poet und Adept in einer Person, war er kein Leibniz an Universalität, aber ein Leon Battista Alberti gewiß." Jegliche Rücksicht auf Einschränkung verachtend, entwickelte sich seine Prachtliebe und Genußsucht an den Versailler Mustern aufs höchste. In Verbindung mit seiner übergroßen sinnlichen Lust hat seine rasende, vor nichts zurückschreckende Verschwendung ihm und seinem Lande Unsummen Geldes gekostet, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß dieselben in vieler Beziehung gute Zinsen gebracht haben. Aber Ludwig XIV. tat es ja in Frankreich nicht besser; alle Sitten und Unsitten gingen von dem Wollustatmenden Hofe dieses blendenden Monarchen aus, der nun einmal das Vorbild war allenthalben. „Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen, daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen" singt Logau zu jener Zeit. Zwar dürfte der Ausspruch Rankes über Friedrich August I. etwas zu herb sein, wenn er, dessen Genialität voll anerkennend, schließlich sagt: „Er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit." Aber, in der Tat, das so unschöne, hochmoderne Wort „übermensch" kann wohl auf August den Starken angewendet werden. Dem „Sonnenkönig" war derselbe aber nicht nur in Bezug auf Üppigkeit, Prachtentfaltung, Tapferkeit und Feldherrentalent, sondern auch in Betreff groß angelegter Gedanken und weitausschauender politischer Pläne unzweifelhaft sehr ähnlich. So kam es auch, daß ihm, dem Adler, der Käfig zu klein, sein Sachsenland ihm zu eng, der Kurhut zu gering ward. Er strebte nach etwas höherem, er strebte nach dem Titel Majestät und einer Königskröne.[92]) Und so riß der Ehrgeiz dieses Fürsten, der von einem Tatendrange beseelt war, der nur im Getümmel der Schlacht oder

[92]) Ein mehr oder weniger mystisches lateinisches Buch des gelehrten Schneebergers Paul Grebner über die hellstrahlende Zukunft Sachsens und seiner Dynastie, besonders aber die in demselben enthaltene Prophezeiung von einer „Alles überragenden Machtstellung des Hauses Wettin", soll nicht wenig dazu beigetragen haben, Augusts überrege Natur anzustacheln und seinen Ehrgeiz in lodernde Flammen zu versetzen.

in der Beherrschung eines großen Reiches Genüge finden konnte, das bisher auf mehr oder weniger ruhigen Bahnen wandelnde Kur-Sachsen auf den sturmbewegten Schauplatz der großen europäischen Politik hinaus.

Durch Vermittelung des Kaisers Joseph, dessen persönlicher Freund er war, und nachdem er, beziehungsweise Sachsen, große Geldopfer gebracht hatte, ja nachdem er sogar, um bare Mittel zu erlangen[93]) bedauerlicherweise verschiedene, zu seinen Erblanden gehörige Herrschaften veräußert hatte, ward Friedrich August König von Polen, als August II. Was auf diese Weise, wie durch Erhebungen von den Untertanen an Geld und Geldeswert aufgebracht wurde, ging sozusagen scheffelweise für Bestechung und Kauf der polnischen Magnaten und später zur Bestreitung der immer drückender werdenden Kosten der sich entwickelnden Kriege, wie nicht minder auch zur Erhaltung des Hofprunkes auf, der allerdings seines Gleichen nicht wieder fand und indirekt wiederum zum Nutzen des, die Bedürfnisse versorgenden Landes wurde. Abgesehen von allen diesen materiellen Opfern, hatte Friedrich August aber auch den Wechsel seines religiösen Bekenntnisses den neuen Untertanen darbringen müssen, indem er Pfingsten 1697 (am 1. Juni) zu der in Polen herrschenden katholischen Konfession übertrat. Doch veröffentlichte der Kurfürst gleichzeitig zur Beruhigung seiner evangelischen Untertanen — die um des Satzes willen „cujus regio, ejus religio" in Bedrängnis zu kommen fürchteten — ein Manifest, worin er das Versprechen gab, Niemand solle in seinen religiösen Auffassungen durch den Bekenntniswechsel des Landesherrn gestört werden; die evangelisch-lutherische Konfession vielmehr ganz denselben Schutz und dieselben Rechte genießen wie bisher.[94]) Zu diesem Zwecke führte der Kurfürst die Beauftragung der Staatsminister in evangelicis ein.[95]) Jener, soeben erwähnten fürstlichen Zusage voller Gleichberechtigung sind sämtliche sächsischen Herrscher allezeit mit Fleiß und Treue nachgekommen. Das darf gerade in der Jetzt-

[93]) Für 1 100 000 Gulden wurden die sächsischen Ansprüche auf Lauenburg (mit Ausnahme von Titel und Wappen) 1697 an Braunschweig verkauft, und die Erbvogtei über Quedlinburg samt anderen Gebietsteilen gegen eine bedeutende Summe an Brandenburg hingegeben. Nicht minder schlug Friedrich August im Jahre 1700 den albertinischen Anteil an Henneberg an den Herzog von Sachsen-Zeitz los, und auch der letzte Rest der alten Stammgrafschaft Wettin Amt und Kloster Petersberg mit den Gebeinen ehrwürdiger Ahnherren seines Hauses kamen um Polens Willen in brandenburgische Hände.

[94]) Die am 6. August 1697 von Lobskowa bei Krakau ausgegebene Erklärung des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen gelobte, daß derselbe „seine Untertanen bei der Augsburgischen Konfession kräftiglich erhalten und handhaben" werde. Seine landesbischöflichen Rechte übertrug der Kurfürst dem Geheimen Rate, das Direktorium und Vertretung der Evangelischen am Reichstage dem Herzog Friedrich von Gotha. Die verhältnismäßig wenigen Katholiken im Kurstaate erhielten Erlaubnis zum öffentlichen Gottesdienst, und dieser wurde von da an auch den Reformierten gewährt.

[95]) Deren Tätigkeit und Amtsgewalt ist gegenwärtig in der Weise geregelt, daß dieselben (nach den Paragraphen 41 und 57 der Verfassungsurkunde) die landesherrliche Kirchengewalt über die evangelischen Glaubensgenossen, sowie die ihnen durch die Kirchen- und Synodalordnung zugewiesenen Befugnisse und Obliegenheiten auszuüben haben.

zeit nicht vergessen werden; muß Sachsen wie Nichtsachsen zu einer Zeit eindringlichst in Erinnerung gebracht werden, in welcher so vielerlei Hetzer und Friedlose, denen es eine satanische Freude ist, Unfrieden zu stiften, Vaterlandslose, deren teuflisches Gewerbe es ist, Unzufriedenheit zu säen und groß zu ziehen, sowie allerhand sonstige, das Positive hassende unlautere Elemente beflissen sind, eine künstliche Gegensätzlichkeit und gegenseitiges Mißtrauen zu konstruieren. Wenn es ja gewiß zu bedauern ist, daß Fürstenhaus und Volksfamilie nicht einem und demselben Glaubensbekenntnisse angehören, so ist doch nur grobe Taktlosigkeit im stande, einen Mißton in dem schönen Gefühle gegenseitiger Zugehörigkeit zu erzeugen. Das kann nicht deutlich und ausdrücklich genug hervorgehoben werden, denen zum Trotz, die es anders wünschen.

Um auf August den Starken zurückzukommen, so war unwillkürlich die Machtstellung und das Ansehen des königlichen Kurfürsten nicht ohne Rückwirkung auf Sachsen selbst. Die Blicke der Welt, die von Pracht, von Luxus und Kunst fasciniert, bisher auf Versailles geruht hatten, richteten sich jetzt auf die immer strahlender werdende Residenz an der Elbe, woselbst der von Pöppelmanns kunstdurchdrungenem Architektengenie entworfene Zwinger — als großartiger Vorhof eines Prachtschlosses gedacht — im Entstehen begriffen war und George Bähr, nach dem Vorbild von Sankt Peter die Frauenkirche baute.[96]) Doch sah sich Friedrich August durch die Erwerbung Polens in vielerlei schwere Kämpfe verwickelt, um sein Versprechen einzulösen, die im Laufe der Zeit von Polen abgekommenen Provinzen diesem Königreiche zurückzuerobern. Um, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt, „der schönen Augen", der Staroften und Woywoden willen, mußten die braven sächsischen Truppen 1698 und 1699 wegen Podolien und der Ukraine gegen die Türken kämpfen, und erlitten, wenn auch siegreich, doch schwere Verluste.

Eine große Schwierigkeit aber bot die geplante Wiedereroberung Livlands, welches von Gustav Adolf den Polen entrissen worden und im Frieden zu Oliva 1660 endgültig an Schweden gekommen war. Zuerst freilich und bei nur oberflächlicher Überlegung hatte diese Wiedereroberung leicht geschienen, da in dem jungen, erst 16jährigen König von Schweden, Karl XII., kein Gegner von Bedeutung vermutet wurde. — „Des Löwen Erwachen" enttäuschte alle. — Das neue Jahrhundert, mit dessen Beginn auch in Sachsen die Zeitrechnung nach dem neuen gregorianischen Kalender zur Einführung gelangte, brachte als Erstlingsgabe den nordischen Krieg.[97])

[96]) Daß diese Blicke mehr die eines gaffenden Zuschauers als die eines bewundernden Freundes waren, zeigte sich sehr bald.

[97]) Papst Gregor XIII. hatte 1581 angeordnet, daß die bisher in allen Staaten der Christenheit gültig gewesene, von Julius Cäsar eingeführte Zeitrechnung aufzugeben und eine vom Tridentinischen Konzil beschlossene genauere einzuführen sei, und zwar dergestalt, daß vom 5. Oktober 1582 gleich auf den 16. Oktober gesprungen werden solle. Die Protestanten nahmen diese Rechnung im allgemeinen erst mit dem Jahre 1700 an. Die Russen rechnen noch heute nach des Julius Kalender und sind gegenwärtig dreizehn Tage nach dem Gregors zurück.

Rußland, Polen-Sachsen und Dänemark, veranlaßt durch die Ratschläge des aus Livland gebürtigen sächsischen Geheimen Kriegsrates Reinhold von Patkull, der eine Überrumpelung Karls XII. in Aussicht gestellt hatte, verbündeten sich gegen Schweden. Auf beiden Seiten wurde mit außerordentlicher Bravour gekämpft. Bemerkenswert ist hierbei die Verschiedenheit in der Schilderung jenes Livländers, dem der Historiker Gretschel, bei aller Anerkennung seines Geistes und seiner Talente, diplomatische Doppelzüngigkeit und antimonarchische Gesinnungen vorwirft, während der baltische Gelehrte Bienemann ihn als den Größten bezeichnet, den Livland geboren. „Warum horchen unsere Knaben auf, wenn Patkulls Name genannt wird; wen von uns schauert es nicht, wenn man Patkulls gedenkt" — fragt Bienemann weiter in seiner „Baltischen Vorzeit". Dieser Patkull, unzweifelhaft ein opferfreudiger baltischer Patriot und Führer des livländischen Landtages, hatte, weil er in Stockholm für die Rechte seines Vaterlandes eingetreten war, wegen angeblichen Hochverrates seinen Kopf verwirkt. Nach vielem Umherirren war er in die Dienste Augusts von Sachsen getreten, dessen Liebling, der Feldmarschall von Fleming, hauptsächlich seine Pläne zur Niederwerfung Schwedens unterstützte. Die Zusicherung Patkulls, daß ganz Livland sich gegen Schweden erheben werde, sobald der Krieg ausgebrochen sein würde, ging nicht in Erfüllung. Dänemark ward am 28. August 1700 zum Frieden von Travendal gezwungen und der dem nun ganz isolierten König August zu Hilfe eilende Zar Peter von Rußland wurde am 30. November bei Narva geschlagen. Trotz außerordentlicher Tapferkeit und glänzender Waffentaten der Sachsen (man denke nur an den General Graf Schulenburg bei Punitz und Klissow 1702) ging Livland endgültig verloren. Karl besetzte nicht nur Polen, sondern drang auch in Sachsen ein und erzwang hier am 14. September 1706 den Frieden zu Altranstädt. August mußte auf die polnische Krone und alles das verzichten, was mit derselben zusammenhing, dem Bündnisse mit Rußland entsagen und Patkull ausliefern, dem ein grausames, qualvolles Ende bereitet wurde.[98])

[98]) Eigenartig genug muß es August dem Starken zu Mute gewesen sein, als er am 17. Dezember in Günthersdorf, unweit des Hauptquartiers, welches Karl noch immer in Altranstädt aufgeschlagen hielt, seinen Vetter — freundschaftlichst — umarmte, der sächsische Herkules den schwedischen Löwen. Beide Fürsten waren Söhne von zwei Töchtern König Friedrichs III. von Dänemark, beide die Urbilder von Ritterlichkeit. Gerade letztere Eigenschaft zeigte sich bei beiden zur Evidenz, als Karl XII. etwa ein Jahr darauf vor dem Abmarsche seines innerhalb Sachsens und auf Kosten Sachsens aufs trefflichste wieder hergestellten und beneidenswert ausgestatteten Heeres, von Oberau aus, woselbst er Nachtquartier genommen hatte, mit nur sieben Begleitern ganz plötzlich und ohne jemands Vorwissen in Dresden erschien, um Friedrich August und dessen Mutter, seiner Tante, einen Abschiedsbesuch zu machen. Trotz seiner erbitterten Gegnerschaft gegen den sächsischen Kurfürsten und seiner genauen Kenntnis der Tatsache, daß diese Gefühle von der anderen Seite mindestens entsprechend erwidert wurden, ja daß dieselben durch die sehr harten Friedensbedingungen sicherlich an Schärfe noch bedeutend zugenommen haben mußten, wagte der Schwedenkönig diesen Ritt — bauend und fußend auf der Ritterlichkeit seines Feindes. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Obwohl Feldmarschall Graf Fleming seinen Kurfürsten

An Friedrich Augusts von Sachsen Stelle ward Stanislaus Leszczynski Woiwode von Posen, ein bei Karl XII. in besonderer Gunst stehender polnischer Edelmann, zum Könige von Polen proklamiert. Ganz abgesehen von den ethischen und materiellen Opfern des Krieges überhaupt, welche die sächsischen Landeskinder ihrem eitlen Kurfürsten, dem sie in Treue zugetan waren, auch als König von Polen an Gut und Blut dargebracht hatten, kostete der schwedische Einfall dem Lande Sachsen allein über 25 Millionen Taler, dem Kurfürsten selbst aber arge Demütigungen. Dennoch schwang sich Friedrich August drei Jahre später zum zweiten Male auf den Thron Polens, nachdem er, der aus den Lehren der Geschichte nichts gelernt hatte, sehr bald nach Altranstädt sich in neue weitausschauende Unternehmungen eingelassen hatte und verwickelt sah. Im Jahre 1708 schickte er ein Truppenkorps von annähernd 10000 Mann unter Graf Schulenburg zum Kaiser in die Niederlande. Ja, seine Lust an Krieg und Abenteuern, wie auch wohl der Wunsch, von dem großen Heerführer Eugen von Savoyen zu lernen, trieben Friedrich August dazu, als Volontair im Hauptquartiere des letztgenannten Feldherrn, einem Teil des spanischen Erbfolgekrieges beizuwohnen. Mit dem sächsischen Kurfürsten gleichzeitig nahm auch dessen von der schönen Gräfin Aurora Königsmark erhaltener Sohn Moritz (damals als zwölfjähriger Knabe, der den Vater in hellem Tatendurste gefolgt war) an der Belagerung und Eroberung des von den Franzosen tapfer verteidigten Lille teil. So hatte der nachherige maréchal de Saxe seine ersten Sporen sich im Kampfe gegen eine Macht verdient, deren Marschallstab er späterhin so siegreich führen sollte. Der eben erwähnte „Abstecher" Augusts des Starken ins österreichische Lager hat aber um deswillen ein gewisses weitgehenderes historisches Interesse, als durch denselben sozusagen die Brücke zwischen den beiden großen Kriegen jener Zeit, zwischen dem Osten und Westen Europas geschlagen worden ist.

Karl XII. war im Dezember 1718 vor Frederikshald gefallen und seine Nachfolgerin Ulrike Eleonore trennte Schwedens Feinde dadurch untereinander, daß sie den Krieg mit Rußland fortsetzte, mit den übrigen Mächten

---

den Rat gab, den günstigen Augenblick nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, der den gefürchteten Feind ihm ohne Schwertstreich ausgeliefert haben würde, blieb August doch Herr seines Edelmutes und seiner Ritterlichkeit. Wie viele Beispiele gibt dem gegenüber die Weltgeschichte, daß mitten im Frieden Gelegenheiten benutzt werden, sich mißliebiger oder gefürchteter Persönlichkeiten heimtückisch zu entledigen. Karls Vertrauen wurde nicht getäuscht, er blieb unangetastet. Es war eben ein jeder ein Ritter, wenn auch ein jeder nach seiner Art. Denn während z. B. Augusts Staatsrobe von Gold und Brillanten strotzte und jeder Einzelne der Herren seiner weltberühmten Chevaliergarde — die an Pracht alles übertraf — in Kleidung und Waffen, Dienerschaft und Pferden, deren ein jeder mindestens acht besaß, ein stattliches Vermögen liegen hatte, trug Karl einen Rock von grobem blauen Tuche mit kupfernen Knöpfen, wie die Bauern aus Dalekarlien, und die Einfachheit seiner Getreuen, vornehm wie gering, entsprach der Anspruchlosigkeit seines Heeres und seines Volkes. Freilich war schließlich auch diesen Spartanern der lange Aufenthalt im französierten Sachsen teilweise zum Capua geworden.

aber Frieden schloß. August ward als König von Polen wieder anerkannt, mußte aber dem entthronten Stanislaus Leszczynski (späteren Herzog von Lothringen und Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich) eine Million Taler als Schmerzensgeld auszahlen. Auch behielt Stanislaus den Titel König bis an sein Lebensende. Segen und Glück hat übrigens August dem Starken die Krone von Polen zu keiner Zeit gebracht, ja es muß als Tatsache gelten, daß dieser ehrgeizige Wettiner als Kurfürst von Sachsen bedeutend mächtiger war, wie als „König von Polen, Großherzog in Lithauen zu Reusen, in Preußen, Mazovien, Samogitien, Kyovien, Volhinien, Podolien, Podlachien, Livland, Smolenscien, Severien und Zschernicovien". Der weiße polnische Adler und der weiße lithauische Reiter im quadrierten roten Felde waren zu dem Wappen von Kursachsen hinzugetreten, ja spielten eine bedeutende Rolle. Und die polnische Farbe weiß-rot zeigte sich nicht nur in den Feldbinden und bei Uniformsverzierungen der polnisch-sächsischen, sondern auch der sächsisch-polnischen Offiziere. Der Schwerpunkt von Macht und Ansehen blieb im Erbland Sachsen haften, und die unverhältnismäßig großen Opfer, die Friedrich August der Erste August dem Zweiten brachte, der Kurfürst von Sachsen dem Könige von Polen, standen durchaus nicht im Einklang mit den Erfolgen, die erhofft gewesen waren.

Auch das im Juni 1730 zu Ehren des Königs von Preußen und dessen Sohnes Friedrich veranstaltete, durch den Besuch von 49 fürstlichen Personen ausgezeichnete, große Lustlager von Zeithain, welches durch die Stärke von 30 000 Mann in der Front (eine für damalige Zeit fast unerhörte Leistung) Sachsens Ungebrochenheit dem Auslande vor die Augen führen sollte,[99]) vermochte, trotz der dabei entwickelten ganz außerordent-

[99]) Entstanden war die Idee dieses großartigen militärisch-politischen Schauspieles, bei welchem die paradierende und manöverierende kursächsische Armee die unverhohlene Anerkennung aller Kulturstaaten fand, dadurch, daß Friedrich August eine Heerschau Friedrich Wilhelms auf dem Tempelhofer Felde übertrumpfen wollte, zu welcher 16 000 Mann ausgerückt waren und von dem ihm der Gesandte von Suhm berichtet hatte. Über die Evolutionen und Manöver der 30 000 Mann, durchweg in neue, kostbare Uniformen gekleideten kursächsischen Truppen, existiert ein großes, reich illustriertes, hochinteressantes Werk. Kommandant des Lagers war Feldmarschall Graf Wackerbarth. Das Terrain war vorher durch Ingenieuroffiziere unter Leitung des Majors Pöppelmann, vermessen worden, ganze Waldungen abgetragen und vierzig Brunnen zur Wasserversorgung angelegt. Nicht uninteressant für die damaligen, dem Landsknechtstume zwar längst entrückten, aber doch noch nicht ganz entfremdeten Verhältnisse dürfte ferner die Bemerkung sein, daß, „um den Troß zu verkleinern", von jeder Reiterkompagnie und von jedem Infanteriebataillon nur 8 beziehungsweise 10 Soldatenweiber die Truppen ins Lager begleiten durften. Außer den Garden und eximierten Korps (Chevalier-Garde, Garde du corps, Karabinier-Garde, beritten; Schweizergarde, Kadetten und Grandmousquetairs, zu Fuße) standen 9 Regimenter Kavallerie und 14 Infanterieregimenter in Parade, die Artillerie mit 72 Geschützen. Aber auch dem weniger kriegerischen Teile der Veranstaltung war in überreichem Maße Rechnung getragen worden. An dem Feuerwerksgerüste, zu welchem rund 200 Baumstämme, weit über 2000 Bretter und 6000 Ellen (rund 3400 m) bemalte Leinwand verwendet worden sind, hatten 200 Zimmerleute mehrere Monate hindurch gearbeitet. Es sei noch erwähnt, daß der zum Nachtisch gegebene Kuchen, der auf einem eigens dazu konstruierten achtspännigen

lichen Pracht und Verschwendung, vor welcher ganz Europa staunte, doch nicht zur wesentlichen Erhöhung von Augusts des Starken politischen Ansehen beizutragen.

Es ist sehr zu bedauern, daß der so geniale Kurfürst die reichen Hilfsquellen, seiner Erblande außer zur Prachtentfaltung und Kunstentwickelung, in der Hauptsache zu Gunsten einer Nation verwendete, die ihn trotz alledem und alledem doch nur als Eindringling betrachtete. „Er goß", wie Böttiger treffend sagt, „seines Sachsens Kraft und Mark in ein sarmatisches Danaidenfaß". Dagegen verlangt es die Gerechtigkeit, festzustellen, daß für Handel und Gewerbe der Untertanen die Verbindung Sachsens mit Polen von Vorteil gewesen ist. Zahlreiche Erzeugnisse des Fleißes von Kunst und Gewerbe wurden ausgeführt, die Armee deckte ihre großen Bedürfnisse vollständig in Sachsen und auch der Hof leistete durch seinen Verbrauch an allerhand Sachen der inländischen Produktion Vorschub. Dies ist einer der Gründe, weshalb Augusts des Starken (unter welchem Namen der Kurfürst auch in Sachsen viel bekannter ist, wie als Friedrich August I.) Andenken, trotz der mancherlei Schattenseiten seines Charakters und des vielen Elendes, das sein Ehrgeiz heraufbeschworen hatte, im sächsischen Volke durchaus kein verhaßtes ist, ja man könnte im Gegenteil sagen ein populäres. Hierfür geben zwei andere Gründe den Ausschlag: Seine unzweifelhaft ritterliche Persönlichkeit übte auf alle ganz unwillkürlich einen eigenen Reiz aus, der dadurch noch erhöht wurde, daß der Kurfürst oft und gern in leutseligen Verkehr mit seinen Untertanen trat. Besonders aber versöhnte, beziehungsweise faszinierte er durch die vielerlei von ihm ausgehenden oder mit ihm in Zusammenhang stehenden Lustbarkeiten, welche für den Unterhaltungsstoff, die Schaulust und das Ergötzen auch der nicht direkt beteiligten Menge sorgten. — Panem et circenses! — Bei oberflächlicher Betrachtung des gewissermaßen die ganze Welt blendenden Glanzes, durch welchen die Eigenliebe und patriotische Eitelkeit auch der Untertanen anregend, der Name Sachsen weit und breit unter Staunen bekannt wurde und Bewunderung fand, übersah man, teils absichtlich, teils unabsichtlich, den Schweiß, das Blut und die Tränen, die im grunde genommen und bei genauer Überlegung oft an derartigen Veranstaltungen klebten — diesen deutschen Ausläufern des französischen „Roi s'amuse". Anderseits wird August dem Starken das Verdienst nicht vergessen und darf ihm nicht vergessen werden, welches er sich dadurch erworben hat, daß er mit feinstem Kunstverständnis und bestem

Wagen herbeigefahren wurde, eine Länge von 14 Ellen = rund 8 m, eine Breite von 6 Ellen = rund 3,50 m und eine Höhe von $1^1/_2$ Ellen = rund 85 cm hatte. Auf der Elbe paradierte eine Flottille vergoldeter Fahrzeuge in venetianischem Stil. Ganz Europa hallte wider von diesem Waffenfeste und seinem Prunke. Am 2. September 1903 bot sich auf demselben Gefilde ein anderes, nicht allein das Auge des Soldaten sondern auch das Herz des Patrioten aufs höchste erfreuendes, prächtiges Schauspiel. Drei der stolzesten preußischen Regimenter standen mit ihren sächsischen Waffenbrüdern zusammen in Parade, unter Befehl des Kronprinzen Friedrich August von Sachsen; gemustert von Kaiser Wilhelm und König Georg.

Geschmack den Kunstsinn hob, die Kunstindustrie förderte, die Kunstsammlungen vergrößerte und durch Errichtung reizvoller Bauwerke den Ruf Dresdens, als einer der schönsten Städte im weitesten Ausland begründete. Der Zwinger und Notre Dame de Dresde — die Frauenkirche sind schon erwähnt worden, aber auch das japanische Palais, das Palais Kosel und so manche andere schöne Schöpfungen würden den sächsischen Kurfürsten berechtigt haben, den Ausspruch seines römischen Namensvetters Augustus in sinngemäßer Weise zu dem seinigen zu machen: „Von Ziegelsteinen habe ich die Stadt überkommen, von Marmor hinterlassen."

Die Erfindung des Porzellans durch den aus Schleiz gebürtigen Apotheker und Adepten Johann Friedrich Böttger kam nach allen Richtungen hin außerordentlich gelegen. Welche Fülle reizvoller Formen kann aus der spröden Masse geschaffen werden, die das Leben kunstsinniger Reicher verschönern helfen. Jene Erfindung ward aber auch nach der rein materiellen Seite ein Segen für Sachsen, dessen gerade damals arg in Anspruch genommene Finanzen nicht unwesentlich durch die Verwertung desselben gehoben worden sind. Böttger hatte dem Kurfürsten versprochen Gold machen zu lernen und zu lehren und war infolgedessen unter die Aufsicht des von gleichem Streben beseelten oberlausitzischen Grafen von Tschirnhausen gestellt worden, welchem als Frucht seiner Bemühungen — auf Glasschleiferei übergegangen — bereits die Herstellung wesentlich verbesserter Brennspiegel gelungen war. Ein solcher von 2 m Durchmesser, 1,30 m Brennweite und 80 kg Gewicht aus poliertem Kupfer hat insbesondere dazu beigetragen, den Namen dieses aristokratischen Adepten, Philosophen und Mathematikers der Nachwelt aufzubewahren. In Verein mit Tschirnhausen nun erfand Böttger das aus den Tonerden von Meißen und Aue bereitete Porzellan, dessen Weltruf bekannt ist und ward 1710 zum Direktor der in Meißen eingerichteten Porzellanfabrik ernannt. Den Weltruf, den sich die Meißner Porzellanmanufaktur von Anbeginn an erworben hat, hält dieselbe noch heute aufrecht, trotz vielfach veränderter Geschmacksrichtung der kaufenden Kreise, und einer geradezu ungeheuren Konkurrenz erfolgreich die Stirne bietend.

Indem er mit seiner eigenen Hand die Augen bedeckte, die er niemals wieder öffnen sollte, starb Friedrich August I. zu Warschau am 4. Februar 1733. Sein Leichnam ward zu Krakau feierlichst beigesetzt, während — seiner Anordnung gemäß — sein in einer silbernen Kapsel verwahrtes Herz nach Dresden überführt wurde, wo es in der Fürstengruft der von seinem Nachfolger erbauten katholischen Hofkirche seinen Platz gefunden hat. Eine Fürstlichkeit gehörte nun der Geschichte an, von der, bei allem Vorwiegen des persönlichen Elementes, das er vom „Sonnenkönig" gelernt hatte, niemand wird leugnen können, daß sie eine groß angelegte Natur war. Nach außen hatte dieser wettinische Träger des polnischen Adlers eine nicht nur europäische, sondern universale Stellung eingenommen; wenn es auch freilich zu wünschen gewesen wäre, daß er, um des guten Beispieles wegen, welches von oben herab gegeben werden soll, ein besserer pater patriae und

familiae hätte sein müssen. Aber trotz aller in diesen Worten angedeuteten Fehler und Überschreitungen, war außer üppiger Sinnenlust doch Geist, Geschmack und Kraft die Seele seiner Handlungen. Deshalb wird man Friedrich August I. von Sachsen beziehungsweise August II. von Polen nie ohne Interesse betrachten.

Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich August II. (1733—1763), August des Starken einziger Sohn aus dessen Ehe mit Eberhardine von Baireuth, die den Namen „Sachsens Betsäule" wohl verdient hat, trat, obwohl unter Leitung seiner Mutter evangelisch erzogen, sehr bald zum Katholizismus über[100]) und erlangte auf Antrieb des ihn völlig beherrschenden Grafen Brühl, mit Hilfe Rußlands und Österreichs, in dem von 1733 bis 1735 währenden polnischen Erbfolgekriege die Krone des Königreiches Polen. Schon seinem Vater war dieselbe mehr aus Dornen wie aus Gold zusammengesetzt gewesen; auch ihm brachte sie nur Unsegen. Zwar hatte Friedrich August II. mit den polnischen Verhältnissen weit weniger hart zu kämpfen als sein Vorgänger; allein für Sachsen brachte seine häufige Abwesenheit in Warschau doppelt große Nachteile. Erstens konnte derselbe sich dadurch noch weniger eingehend um die sächsischen Verhältnisse kümmern, als er es schon an sich tat; zweitens aber wuchs mit der zunehmenden Entfremdung von Land und Leuten seiner Heimat der diabolische Einfluß seines Günstlinges, des schließlich zum Premierminister gewordenen Grafen Brühl, den er als Schlange an seinem Busen nährte, ins Ungeheuerliche, ja Unglaubliche.[101]) Auf Treue und Ehre in seinen Handlungen von Hause aus verzichtend, dagegen in raffinierter Weise intriguant und von eingefleischtestem Egoismus geleitet, brachte dieser, weder „geschickte" noch „gesandte" „Diplomat" die unlautersten und unpatriotischsten Mittel in Anwendung, um seiner mit Hochmut verbundenen Habgier zu fröhnen. Insbesondere liegt die erdrückende Last unverzeihlichen Gebahrens direkt auf den Schultern des, den Heerführern seines Fürsten und Herrn schroff entgegen stehenden Ministers und falschen Beraters, daß die schöne und brave kursächsische Armee auf der Lilienfteiner Ebenheit jene folgenschwere Kapitulation einzugehen gezwungen war, welche nur zu oft, aber mit sehr großem, nicht genügend hervorzuhebendem Unrecht, auf Fehlerhaftigkeit in der militärischen Führung geschoben zu werden pflegt.

---

[100]) Dieser, nach seiner evangelischen Konfirmation erfolgte Übertritt am 27. November 1712 zu Bologna brachte dem Kurprinzen die Möglichkeit der Thronfolge in Polen näher, kostete ihm aber die Anwartschaft auf eine solche in Dänemark.

[101]) Als einfacher Page in den Hofstaat Augusts des Starken getreten, erlangte Heinrich von Brühl bald die Gunst dieses Fürsten, wie später die von dessen Nachfolger und wußte das Vertrauen dieser Monarchen derartig auszubeuten und zu mißbrauchen, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit ein geradezu enormes Vermögen angesammelt hatte. Außer dem Umstande, daß er so ziemlich die meisten der einträglichen Stellen des Staates auf seine Person vereinigte, besaß er die Unverfrorenheit, von allen den Chargen, die er jemals auf seiner Stufenleiter innegehabt hatte, das Gehalt sich auszahlen zu lassen, was ihm den fetten Bissen von 60 000 Talern Neben-Einkommen abwarf. Seine Chamäleon-

Die 1740 erfolgte Thronbesteigung König Friedrichs II. in Preußen und das gleichzeitige Aussterben der männlichen Habsburger in Österreich eröffnete eine neue politische Ära, die auch auf Sachsen von einschneidendem Einfluß war. Maria Theresia, die älteste Tochter des im Oktober 1740 verstorbenen Kaisers Karl VI., hatte den Bestimmungen der sogenannten pragmatischen Sanktion zufolge (nach welcher in Österreich die weibliche Erbfolge zu Recht bestehen solle) sofort von dem väterlichen Erbe Besitz ergriffen, obwohl der Vorrang vor ihr den noch am Leben befindlichen Töchtern des Kaisers Joseph I. (des älteren Bruders Karls des Sechsten) gebührte. Die älteste Tochter Kaiser Josephs war Maria Josepha, die am 20. August 1719 mit dem damaligen Kurprinzen, nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen sich vermählt hatte. — Aber freilich! Friedrich August hatte sowohl bei seiner Vermählung wie bei seiner Beanspruchung der polnischen Krone diesen Ansprüchen feierlich entsagt. Kurfürst Karl Albrecht von Bayern dagegen, der Gemahl der jüngeren Schwester Maria Josephas drang in Böhmen ein. Die Friedericianischen Kriege begannen. Friedrich von Preußen nämlich benutzte die Gelegenheit, Ansprüche auf einige schlesische Grafschaften resp. Fürstentümer zu erheben, die einstmals zur Zeit des dreißigjährigen Krieges einem Verwandten des Hauses Brandenburg zur Erbfolge zuständig gewesen seien und drang siegreich in Schlesien ein. Anfangs auf Seite Friedrichs stehend, wurde Kursachsen veranlaßt, auf die Seite Österreichs zu schwenken, als Preußen nach erfolgter Besitzergreifung der in Rede stehenden Gebietsteile (Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau deren Anspruch allerdings schon von 1523, beziehentlich 1537 her datiert) sich hiermit nicht begnügte. Nachdem durch den Frieden von Breslau 1742 fast ganz Schlesien an Preußen gekommen war, sah sich Sachsen der be-

Natur ließ ihn in Polen Katholik sein, um dort die höchsten Staatsstellen einzunehmen und ausgedehnten Grundbesitz auch in jenem Lande haben zu dürfen. In Sachsen aber, wo, den Religionsversicherungen nach, kein wirklicher Minister katholisch sein durfte, war er mit derselben Ruhe Protestant. Vom Kurfürsten in den Grafen- und vom Kaiser in den Reichsgrafen-Stand erhoben, erhielt Brühl im Jahre 1747 die Würde eines Premier-Ministers. Als solcher vereinigte er die letzte verantwortliche Instanz über alle Angelegenheiten des gesamten Staatswesens in seiner Person. Nach dem Tode der Kurfürstin Maria Josepha erhielt Graf Brühl deren gesamte Apanage als persönliche Zuwendung. Er hielt zweihundert Lakaien in Livree, und seine „Leibwache" war besser besoldet als die des Kurfürsten. In seinem Nachlasse fanden sich 87 goldene Ringe, 856 Tabatieren, 102 goldene Taschenuhren, 75 Degen und 36 Stöcke mit kunstvollen Gefäßen und Griffen, 198 gestickte Staatsroben, 43 Schlafröcke türkischer Art, usw. — „Das genügt!" — In einem von Professor Dr. Berling am 12. Februar 1902 über das Thema „Minister Brühl und die Kunst" gehaltenen Vortrage, der auch des Brühlschen Beraters in Kunstsachen, Heinrich von Heinnecken und dessen Gegners Winkelmann gedenkt, zu dem Schlusse gelangend, daß der ungeheure Reichtum des Grafen Brühl diesen allmächtigen billig auch zu einem Mäcen machen konnte, heißt es am Ende: „Wie man auch sonst über Brühl und seine Zeit denken mag, ihre Bedeutung für die Kunst ist nicht abzuweisen. Die klassizistische Gegenbewegung hat ja bis in unsere Zeit nachgewirkt, aber wir erkennen wieder die Schönheit der Rokokokunst." Die jetzigen Grafen von Brühl in Pförten und Seifersdorf können ihren Ahnherrn belehren, was wahre Loyalität ist.

ängstigenden Sachlage gegenüber, daß damit jede Aussicht auf eine Territorialverbindung zwischen Sachsen und Polen zerstört worden war. Außerdem suchte das zur Großmacht gewordene Preußen mit seinem klug ausgedachten Zollsystem Sachsen zu umklammern, beziehungsweise wenn möglich zu erdrücken. Der Anschluß an Österreich war also geboten. Mit den österreichischen Truppen zusammen hatten die sächsischen im zweiten schlesischen Krieg (in welchem Friedrich II. das genommene Schlesien verteidigte) die unglücklichen Schlachten bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf (1745) zu bestehen. Um den fernerweiten Eroberungsgelüsten Friedrichs von Preußen mit Erfolg entgegentreten zu können und Preußen zu schwächen, war Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland eingegangen. Der Beitritt Sachsens zu diesem Bündnis soll daran gescheitert sein, daß ihm zu geringe Versprechungen gemacht worden seien, weshalb der geheime Rat sich widersetzte. Jedenfalls aber mußte auch dieser Staat jederzeit kriegsbereit und auf alle kommenden Möglichkeiten gefaßt sein. Anstatt dessen ordnete Brühl — entgegen den eindringlichsten Gegenvorstellungen sämtlicher Generale — in diesem kritischen Augenblick, in welchem fürwahr „das Pulver trocken zu halten" dringend geboten gewesen war, eine allgemeine Reduktion der kursächsischen Armee an. Ciu bono? — Wem zu Gunsten? — Da der allmächtige Graf Brühl niemanden vor den Kurfürsten ließ, dessen Absichten nicht ganz genau mit den seinigen übereinstimmten, so waren alle machtlos und mußten sich knirschend und traurig zugleich den Befehlen des Landesherrn fügen, von deren Tragweite und Unsegen dieser jedenfalls nicht die geringste Ahnung hatte Wahrlich, an dem Unglücke Sachsens hat der „Staatslenker" Brühl mindestens denselben Teil, wenn nicht einen weit größeren, wie der in Friedrich dem Zweiten verkörperte grausame äußere Feind.

In das gänzlich unvorbereitete Sachsen brach der König von Preußen ohne vorherige Kriegserklärung am 29. August 1756 mit einer Armee von 60000 Mann ein, das arme Land aufs neue allen Schrecknissen des Krieges preisgebend.[102]) Er hatte das ganz außerordentliche Glück, am 13. Oktober desselben Jahres die kursächsische Armee, der es — von Brühl verschuldet — an allen Bedürfnissen gebrach, am Fuße des Liliensteines aus Hungersnot kapitulieren zu sehen, nachdem gegen 200 Mann wegen völligen Mangels an Lebensmitteln im Lager elend gestorben waren. Daß übrigens die sächsischen Truppen, welche seit Wochen den harten Kampf nicht mit des

---

[102]) Ein so trauriges Beispiel von Schurkerei und verächtlicher Handlungsweise der Verrat des Geheimkanzlisten Menzel ist, der für einen Judaslohn von 3000 Talern dem preußischen Gesandten seit 1753 fortlaufende wöchentliche Berichte über die Verhandlungen der Mächte zukommen ließ, so mutig war das Verhalten der Kurfürstin Maria Josepha, welche mit ihrem Leibe (allerdings vergeblich, denn sie ward mit Gewalt hinweggerissen) den Schrank in ihrem Gemach deckte, in welchem die auf den beabsichtigten Vertrag bezüglichen Aktenstücke enthalten waren. Die edle Fürstin starb aus Gram über das Elend ihres Landes bereits im nächsten Jahre 1757.

Feindes Bajonetten, sondern mit dem Hunger und den äußersten Entbehrungen zu bestehen gehabt hatten, dennoch und trotzdem auf die sie übernehmenden Preußen einen vorzüglichen Eindruck gemacht haben, geht unter anderem aus der Schilderung eines Augenzeugen hervor, der in der „Geschichte der preußischen Garde du corps von Schöning" sich folgendermaßen ausläßt: „Ich habe, so lange ich lebe, weder bei uns noch anderwärts etwas Schöneres gesehen, als die vier Escadrons sächsischer Garde du corps. Trotzdem Mannschaften und Pferde aufs äußerste ermattet sind, kann man von ihnen keine Beschreibung machen, weil sie keinen anderen Truppen in der Welt ähnlich sehen. Auch die übrige sächsische Armee ist schön und hat gute Haltung." — Die kurfürstlichen Kassen waren schon vorher mit Beschlag belegt und das ganze Zeughaus mit allen Vorräten und 250 Kanonen ausgeräumt worden. Dies waren die Einleitungen zu dem dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieg.

Die Offiziere wurden kriegsgefangen abgeführt; die mit Gewalt in preußische Regimenter gesteckten sächsischen Landeskinder aber desertierten massenweise, um sich ihrem Kurfürsten wieder zur Verfügung zu stellen. Besonders zeichnete sich hierbei der umsichtige, unerschrockene Sergeant Richter aus, unter dessen geschickter Führung die Entwichenen und Wiedervereinten anstrengende Gewaltmärsche machten, um sich unter die Befehle des Prinzen Xaver (eines Sohnes des Kurfürsten) zu begeben, der die französischen Dienste aufgebend, in denen er maréchal de camp war, zu diesem Zwecke über die Grenze eilte. Feldwebel Knabe führte ein geschlossenes, wenn auch waffenloses Bataillon in musterhaftester Ordnung nach Warschau. Diejenigen vier sächsischen Reiterregimenter, welche, weil in Polen abwesend, in der Kapitulation nicht mit inbegriffen waren, zeichneten sich bei Kolin (18. Juni 1757) hervorragend aus, in welcher Schlacht Friedrich II. geschlagen wurde. Inzwischen waren auch Frankreich und Rußland sowie die meisten deutschen Staaten gegen Preußen aufgestanden. Die Franzosen samt der Reichsarmee schlug Friedrich bei Roßbach, die Russen bei Zorndorf. Gegen die Österreicher war er insbesondere bei Leuthen siegreich. Nachdem der österreichische Feldmarschall Daun durch den Überfall bei Hochkirch (zwischen Löbau und Bautzen) in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1758 den Preußen eine empfindliche Niederlage beigebracht hatte, machte er den Versuch, das von preußischen Truppen besetzte Dresden zu befreien. Er gab diesen Plan auf, weil der preußische General von Schmettow, der bereits die schönen Dresdner Vorstädte hatte einäschern lassen, ihm sagen ließ, er werde, sobald sich die Österreicher vor den Toren zeigen sollten, die ganze Stadt Dresden, einschließlich des kurfürstlichen Schlosses, unweigerlich und unbarmherzig in einen Trümmerhaufen verwandeln. Die von den Österreichern und Russen gewonnene Schlacht bei Kunnersdorf am 12. August 1759 veranlaßte den Abzug Schmettows und Dresden ward von den Österreichern besetzt. Letzteren gelang es auch, unter General Daun ein unter dem Befehle des Generals von Fink

stehendes Korps von 12000 Mann derartig fest einzuschließen, daß es sich bei Maxen unweit Mügeln ergeben mußte. (Der Finkenfang bei Maxen.) Doch erlitt Dresden im Juli 1760 durch das von Friedrich II. befohlene sechzehntägige furchtbare Bombardement namenloses Elend. Nicht weniger als 5 Kirchen und 416 Häuser wurden in Asche gelegt. Ganz Sachsen befand sich, den Heeren beider großen Gegner jahrelang als Tummelplatz und teilweise Winterquartier dienend, in einem gräßlichen Zustande allgemeiner Not, die durch eine, die Verarmung Tausender von Familien herbeiführende Münzverschlechterung noch gesteigert wurde.[103])

Der am 15. Februar 1763 zu Hubertusburg geschlossene Frieden machte einem Kriege ein Ende, welcher Sachsen mehr als 100 Millionen Taler und weit über hunderttausend Menschenleben gekostet hatte. Die Preußen sollten Sachsen räumen, den Sachsen ward freier Durchzug nach Polen gestattet, Friedrich II. behauptete Schlesien. Das sind in kurzen Zügen die Hauptpunkte dieses Friedens. Und gewiß tönten, wenn auch unter bitteren Tränen und in oft unsagbarer Trauer, die Worte des Psalm 28,6 wieder, welche in ganz Sachsen bei dem am 31. März 1763 angeordneten Friedensfest als Text vorgeschrieben waren: „Gelobet sei der Herr, denn Er hat erhöret die Stimme meines Flehens."

Trotz der vielfachen Kriege fand Friedrich August II., dessen einzige Passion eine glühende Kunstverehrung war, doch Zeit, mehrere Kunstwerke errichten zu lassen, von denen, außer der bronzenen Reiterstatue seines Vaters auf dem Neustädter Markte zu Dresden, die prachtvolle katholische Hofkirche neben dem Schloß, vom Italiener Gaetano Chiaveri erbaut, und das Jagdschloß Hubertusburg die hervorragendsten sind. Durch Einsetzung eines ständigen Gerichtshofes hatte die Justiz eine wesentliche Verbesserung erfahren, ebenso wie Handel und Gewerbe durch eine sogenannte Kommerziendeputation. Die Schrecknisse und Anforderungen des Krieges ließen im Kurfürsten den Gedanken reifen, durch Schaffung einer tüchtigen Fachschule für Militärärzte (das medizinisch-chirurgische Institut), andernteils einer Erziehungsanstalt für Soldatenkinder der Armee Segen zu bringen. Als Auszeichnung vor dem Feinde stiftete er 1736 den Heinrichsorden (am blaugelben Bande der Wettiner Hausfarbe). Die Münzverhältnisse wurden nach dem Friedensschluß mit großer Mühe wieder auf die alte solide Basis gebracht und eine Restaurationskommission zur Erhebung und Ausgleichung der allenthalben entstandenen Schäden errichtet. Die Erweiterung der Ge-

---

[103]) Die kursächsische Münzprägestelle zu Leipzig war nämlich nach Entfernung der kursächsischen Münzbeamten von Friedrich II. an mehrere Juden überlassen worden, deren Pacht er von Jahr zu Jahr erhöhte und schließlich bis auf 7 Millionen Taler heraufschraubte. Diese des königlichen Einverständnisses sicheren Juden setzten nun ihrerseits alles daran, trotzdem reich zu werden. Auf diese Weise wurden unter preußischem Schutze eine enorme Masse angeblich sächsisch-polnischer Münzen ins Land geschleudert, bei denen die Mark Silber anstatt wie üblich und gesetzmäßig auf 12 Taler, hier auf 45 Taler verteilt, in die Erscheinung trat.

mäldegalerie machte dieselbe zur ersten Europas, so daß Dresden die erste Kunststadt Deutschlands — das deutsche Florenz — wurde; während Leipzig durch die in seinen Mauern zur Geltung kommende eigenartige Verbindung von Handel, Gelehrsamkeit und weltmännisch-internationaler Bildung den Beinamen Klein-Paris erhielt. Des Kurfürsten Privatleben war ein völlig makelloses, seine Ehe mit Maria Josepha von Österreich eine sehr glückliche gewesen. Bei seinem Tode am 5. Oktober 1763 hinterließ er von den fünfzehn Kindern, die ihm seine Gemahlin geboren hatte, fünf Söhne und fünf Töchter am Leben.

Wie sein Vater der erste, so war Friedrich August II. der letzte Wettiner, welcher die, für Dynastie wie Volk wenig Heil bringende polnische Krone getragen hat.

Die hinterlassenen Prinzen waren 1. der als Kurfürst folgende Friedrich Christian, 2. Franz Xaver, der nachmalige Administrator von Sachsen, 3. Karl, von den kurischen Ständen zum Herzog von Kurland gewählt, vom russischen Kaiser jedoch wieder verdrängt, 4. Albert, österreichischer Generalfeldmarschall und Statthalter von Ungarn. Mit einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia vermählt, erhielt derselbe von ersterer das Herzogtum Teschen. 5. Clemens Wenzeslaus, der letzte Erzbischof und Kurfürst von Trier, ein hochbegabter feinsinniger, insbesondere sehr musikalischer Kirchenfürst, welcher, bevor er die geistlichen Weihen erhielt, als österreichischer Generalleutnant an der Schlacht bei Torgau teilgenommen hatte. Weitere Kinder Kurfürst Friedrich Augusts waren die Prinzessinnen: 1. Maria Anna, Gemahlin des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, 2. Maria Josepha, Gemahlin des Dauphin Ludwig von Frankreich, eines Enkels Stanislaus Lescynskis, welcher vor dem Tode seines Vaters Ludwig XV. starb. Sie wurde die Mutter Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X., dieser drei letzten schicksalsreichen Könige des älteren Stammes Bourbon. 3. Maria Christina, 4. Maria Elisabeth, 5. Maria Kunigunde, Äbtissin von Essen.

Der älteste Sohn Friedrich Augusts, Friedrich Christian, bestieg am 5. Oktober 1763 den Thron des Kurstaates, den er leider nur bis zum 17. Dezember desselben Jahres innehaben sollte.

Vom General Graf Wackerbarth als Oberhofmeister und Dr. Gärtner als Instruktor ganz besonders trefflich erzogen, genoß der bedauerlicherweise von Jugend auf sehr kränkliche Fürst die allgemeine Liebe und das volle Vertrauen seiner Untertanen, schon um deswillen, weil genugsam bekannt war, daß er stets sich bemüht hatte, seinem Vater die Augen über das Treiben Brühls und den wahren Stand der Dinge zu öffnen. Freilich immer vergebens! Als Friedrich Christian bei seiner Thronbesteigung die Grundsätze proklamierte, nach denen er zu regieren entschlossen war, da schwoll die Liebe seiner Untertanen zu einem Strome der Begeisterung an. Einen „Vater" brauchte das „Vaterland", und der wollte ihm der junge Fürst werden. Es war keine Kleinigkeit, bei den erschöpften Kräften von Staat und Volk an eine Regulierung der Finanzen heranzugehen. Friedrich

Christian tat es, und so viel und so weit er konnte, mit gutem Erfolg. Ja es wäre, vermöge der klaren und überlegten, oftmals recht sehr schwierigen Anordnungen der Sparsamkeit und Einschränkung, welche der trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit geistig ungemein klare, scharf und weit blickende Kurfürst traf und energisch durchzuführen begann, möglich gewesen, die Staatsschulden voraussichtlich in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts (rechnungsmäßig vorausgesehen bis 1815) gänzlich zu tilgen, wenn nicht in letzter Stunde die Napoleonischen Kriege dazwischen getreten wären. Auch die horrenden Hof- und Kammerschulden begann Friedrich Christian zu tilgen und machte, indem er sich mit all diesen Reformen eingehend beschäftigte, die wenig erfreuliche Entdeckung, daß aus den öffentlichen Kassen während der letzten zehn Jahre vor seinem Regierungsantritt nicht weniger als nahezu fünf Millionen Taler auf dem Wege der Unterschlagung abhanden gekommen waren. — Ein Beitrag zur Illustration der Moralität jener üppig schwelgenden, in der Wahl ihrer Mittel nicht ängstlichen französischen Zeiten, hinter denen nun ein Strich gemacht werden sollte und gemacht wurde. Mit dem ausgezeichnetsten Beispiele edler Einfachheit ging der Kurfürst (der sich auch selbst persönliche Einschränkungen auferlegte, die dem kränklichen Herren um so höher angerechnet werden müssen) allen Kreisen vorbildlich voran, insbesondere denen, die von der Versailler Sittenauffassung verführt, sich bemüht hatten, durch Luxus und Verschwendung zu gefallen und die in Maßlosigkeit ein Zeichen der Vornehmheit anzusehen gewöhnt worden waren.[104])

Friedrich Christian war bemüht, nicht nur die materiellen Wunden nach Möglichkeit zu heilen, aus denen das Land blutete, sondern auch den Individuen und Ständen der Volksgemeinde, an deren Spitze Gottes Gnade ihn gestellt hatte, zu neuem ethischen Aufschwung zu verhelfen. Trotz oder bei aller Sparsamkeit schenkte indessen der Kurfürst auch den schönen Künsten

---

[104]) Diese gänzlich undeutsche Anschauung war auch den Kreisen des Bürgertums und der Beamtenschaft, indem sie dieselbe auch ihrerseits annahmen, verderblich geworden. Von dem dem Hofe nahestehenden Adel war jener Hauch der Frivolität auf den anderen Teil dieses Standes übergegangen und von hier aus weitergesickert. Allenthalben lebte man über die Verhältnisse. Man sieht, wie verderblich diejenigen zu wirken im stande sind, deren vornehmste Pflicht es ist, anderen mit dem guten Beispiele edeler Gesinnung und rechter Betätigung derselben voranzugehen. — „Adel" und „edel" ist ein Wortstamm, soll und muß aber auch ein Begriff sein. Nur der Edelmann ist edel, der ein edeler Mann ist, der sich der hohen Aufgabe seines Standes bewußt bleibt: „Adel verpflichtet." Wenn es auch unbestreitbare Tatsache ist, daß der Adel — als die Korporation der Grundgesessenen des Landes und wegen seiner Spezialpflichten gegenüber seinen Hintersassen noch lange über das Mittelalter hinaus die Personifikation des Agrarwesens im Staate — hauptsächlich dadurch dem Ruine seiner Familien entgegengehen mußte, daß er allezeit mit Gut sowohl wie mit Blut in aufopfernder Vasallentreue in erster Linie die Lasten der Kriege getragen hat, so kann ihm doch der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er — teils aus eigener Vergnügungssucht, teils in falsch angebrachter und mißverstandener Loyalität dem Beispiele der Fürsten folgend — den Lockungen französischen Wesens nicht genügenden Widerstand entgegengesetzt hatte.

seine Aufmerksamkeit und schuf die Malerschule zu Dresden in eine Akademie der bildenden Künste um, wodurch das Ansehen von Sachsens Hauptstadt, als Mittelpunkt medizäischer Bestrebungen, noch um ein weiteres gesteigert wurde. Alle diese verschiedenartigen, vielfach tief einschneidenden Verbesserungen in der Staatsverwaltung, beziehungsweise die Anfänge derselben, nahm Friedrich Christian — der mitten unter den Einflüssen eines mehr oder weniger korrumpierten Hofes sittliche Reinheit und ernstes Pflichtgefühl sich bewahrt hatte — in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten vor. Was hätte man von diesem Fürsten an Segnungen erwarten können, wenn ihm nicht ein gar so frühes Lebensende beschieden gewesen wäre!

Gott in seiner Unerforschlichkeit rief ihn bereits am 17. Dezember 1763 von seinem irdischen Wirkungskreise ab. Was Polen betrifft, so hatte Kurfürst Friedrich Christian, indem er dem Primas von Polen seines Vaters Tod anzeigte, zu erkennen gegeben, daß er nicht abgeneigt sei, diesem Lande seine Kräfte zur Verfügung zu stellen, falls ihm die dortige Krone übertragen werden sollte. Sein frühes Ableben indessen und die Minderjährigkeit seines Nachfolgers waren Ursachen, daß das Haus Wettin bei der Neuwahl eines Königs von Polen übergangen wurde. Dieselbe fiel auf Stanislaus Poniatowski.

Von seiner geistvollen und energischen Gemahlin Maria Antonia, Tochter Karls von Bayern, hinterließ Friedrich Christian vier Söhne: Friedrich August, der bei des Vaters Tode erst 13 Jahre alt war, Karl, Anton und Maximilian, welche sämtlich sich ihres edlen Vaters würdig zeigten.

Friedrich August, dem die Nachwelt den schönen Beinamen „Der Gerechte“ gegeben hat, regierte von 1763 bis 1768 unter Vormundschaft, beziehungsweise Administration, von 1768 bis 1806 als selbständiger Kurfürst und von 1806 bis 1827 als König. Bis zur erlangten Volljährigkeit des jungen Kurfürsten regierte für denselben in Administration der Bruder seines Vaters, Prinz Xaver. Dieser sowohl, wie dann Friedrich August selbst, folgten den weisen Grundsätzen Friedrich Christians. Die fünf Jahre, während welcher Prinz Xaver in Stellvertretung regierte, waren reich gesegnete, das Land ward von der Brühlschen Mißwirtschaft und deren Folgen gesäubert und begann sich physisch wie moralisch zu erholen. Freilich blieb für den jungen Kurfürsten selbst noch immer viel zu tun übrig. Die Anlage großer Stammschäfereien mit spanischer Zucht brachte die sächsische Wolle (unter dem Namen Elektoralwolle) weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu bedeutender Berühmtheit und trug ebenso zum Vorteile der Landwirtschaft wie zu dem der Industrie bei, überhaupt hatte der junge Fürstensohn an seinem Oheim eine sehr wertvolle Stütze, weshalb auch er wie das ganze Volk den alten Prinzen zärtlich liebte. Um die körperliche wie geistige Weiterentwickelung des unter Leitung des Kapitäns der Schweizergarde General von Forell und des Geheimen Rates von Burgsdorff streng und harmonisch erzogenen Friedrich August haben sich außerdem

für alle Zeiten zwei Männer in hervorragender Weise verdient gemacht: Graf Marcolini und Freiherr von Gutschmid. Die Eindrücke der Epoche des siebenjährigen Krieges, wie alle die Erfahrungen und Wahrnehmungen jener Zeit mußten notwendigerweise tiefe, und zwar trübe Eindrücke auf das jugendliche Gemüt Friedrich Augusts machen und waren nicht geeignet, dem aufblühenden Fürsten den Frohsinn und die Heiterkeit zu geben, die sonst wohl an den Höfen zu herrschen pflegen. Um so heilsamer war der Einfluß des ebenso heiteren wie treuen und ehrenwerten Grafen Camillo Marcolini, eines Altersgenossen, der als Kammerpage an den Hof gekommen war, mit Friedrich August den gesamten Unterricht genoß, mit ihm ritt und jagte und sein unzertrennlicher Freund ward, dem Kurfürsten auch im späteren Leben in allen Wechselfällen eine bewährte Stütze bleibend. Weit bedeutungsvoller noch, weil auf Seelenleben, Weltanschauung und Charakter Friedrich Augusts wirkend und daher indirekt für das Schicksal des ganzen Landes von Einfluß, war Christian Gotthelf Freiherr von Gutschmid, ein braver Mann in des Wortes edelster Bedeutung, dessen große Gelehrsamkeit, Umsicht und Treue, wie vor allen Dingen sein unbeugsames Rechtsgefühl ihm die Hochachtung und Verehrung aller einbrachte. Noch von dem weitsichtigen und einsichtigen Kurfürsten Friedrich Christian als Lehrer für Staatsrecht und Politik berufen, starb Gutschmid hochbetagt im Jahre 1799 als Kabinettsminister. Dieser hervorragende Jurist und bedeutende Mensch hat dem hochbegabten Friedrich August vor allem jene Grundsätze von Gerechtigkeit eingeprägt, welche dem von den Seinen verehrten, von den Fremden verkannten Fürsten das ganze Leben hindurch als Leitsterne vorschwebten. Durch Gutschmid wurde es Friedrich August zur anderen Natur und unumstößlichen Axiom, daß die ehrenvollste Politik die Politik des ehrlichen Mannes sei. An diesem Grundsatze hat er sowohl als Kurfürst wie später als König in allen Lebenslagen festgehalten.[105])

Schon zeitig ward Friedrich August vor mancherlei Versuchungen gestellt und sah sich Verwickelungen in der Politik gegenüber, die nur deshalb nicht zu Klippen wurden, an denen Sachsen zerschellte, weil dessen Monarch,

---

[105]) Treue, Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit sind ein hellstrahlendes Dreigestirn, welches schon bei einem gewöhnlichen Sterblichen unverkürzt vorzufinden das Fischen einer kostbaren Perle bedeutet. Bei einem Könige und Staatsmann aber es unentwegt anzutreffen ist ein Umstand, der auf Menschenalter hinaus die Blicke auf sich als auf ein wertvolles Vorbild zu lenken geeignet erscheint. Praktisch und zweckmäßig im Sinne des nackten egoistischen Nützlichkeitsprinzips mag dies freilich nicht immer sein, und große irdische Eroberungen sind nicht damit zu machen. Trotz aller Widerwärtigkeiten aber, welche Fürst und Volk auf sich zu nehmen hatten (und welche vielleicht Sachsen hätten erspart bleiben können, wenn seine Politik eine solche der Doppelzüngigkeit und des Augenblickserfolges gewesen wäre — wie sie in der neueren Zeit der obligaten Legitimitätsbekämpfung, des Opportunismus und der Rechtsverachtung so hoch als größte Weisheit gepriesen wird —) muß ein Volk für immer auf einen Herrscher stolz sein, der in erhabener demutvoller Größe, das vergiftende, aber Erfolge bietende Schlangenwort weit von sich weist: En politique point de justice.

den Kompaß des Gewissens im Herzen, sich niemals von dem Kurse der Ehrlichkeit entfernte. Zwei deutsche Staaten, Österreich und Preußen — in ihren Größenverhältnissen und ihren Sonderbestrebungen, vor allem aber unter ihren jeweiligen einander so verschiedenen Regenten (Maria Theresia, dann Joseph und Friedrich II.) zu Reibungen prädestiniert — gaben dem mitten zwischen ihnen liegenden Sachsen fortwährend Veranlassung, auf seiner Hut zu sein. Und als jene mächtigen Nachbarn sich anschickten, mit Rußland vereint, Polen zu teilen, war es für das mit Mißtrauen beobachtete Sachsen gut, dabei ganz unbeteiligt zu sein. Im Inneren ließ Friedrich August weise Milde walten und führte die Unterdrückung eines durch die Ideen der französischen Revolution entstandenen Bauernaufstandes, anstatt ein Blutbad anzurichten, mit Schonung durch, 1790.[106]) So tiefe Wunden gerade Preußen während der letzten Menschenalter unserem sächsischen Vaterlande geschlagen hatte, so erkannte doch Friedrich August III. das mancherlei Gute und Zweckmäßige von dessen System in Verwaltungs- und Militärsachen rückhaltlos an, machte sich entgegen seinen Vorgängern von der gewissermaßen beinahe blinden Hingabe an Österreich los und trat, ohne aber letzteres irgendwie zu verletzen, in nähere Beziehung zu Preußen. Daß Sachsen an die Seite dieses norddeutschen Staates gehöre und schon seit langer Zeit gehört hätte, sah Friedrich August klar vor Augen, ohne die geringste böse Absicht gegen Österreich zu hegen. Dennoch empfand man es in Wien, nicht mehr der einzige Freund zu sein und die Schwierigkeiten, die beim Ordnen der Schönburg-Glauchauschen Rezeßangelegenheiten von dort aus bereitet wurden, mögen wohl mit aus jenen Erwägungen entstanden sein. Eine gespanntere Form nahm Österreichs Verhalten Sachsen gegenüber an, als der Kaiserstaat nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern 1777, dessen einzige Schwester die Mutter Friedrich Augusts war, gegen die vollberechtigten Ansprüche Sachsens auftrat. Es entstand der bayerische Erbfolgekrieg, in welchem Kursachsen das Recht seiner Allodial-Erbschaft verfocht und der Herzog von Zweibrücken, unterstützt von Friedrich von Preußen, die Kur anstrebte. Im Frieden zu Teschen am 13. Mai 1779 erhielt Kursachsen die Summe von 6 Millionen Gulden, gab aber seine Erbforderungen des weiteren auf. Dieses Geld benutzte der Kurfürst von Sachsen in hochherzigerweise teils zur Tilgung einer aus der Unglückszeit des siebenjährigen Krieges herrührenden Landesschuld an Han-

[106]) Wie Pölitz in seiner Geschichte Friedrich Augusts ausdrücklich betont, sprachen die Aufständischen unter Führung des Bauers Geißler aus Liebstadt von der Person des Landesherrn, dessen Familie und den höchsten Behörden nur mit Verehrung und Ergebung. Ihre Beschwerden richteten sich nur gegen einige Gutsherren und Unterbehörden, wirkten aber naturgemäß ansteckend. Die Ordnung wurde bald wieder hergestellt. Es scheint aber, daß jene Ausschreitungen in des Kurfürsten landesväterlichem Herzen die Anregung zu dessen Verordnung gegeben haben, Hinrichtungen nach Möglichkeit zu vermeiden, sowie das Gefängnis- und Zuchthauswesen wesentlich zu erweitern, ohne indessen in den Fehler einer gewissen modernen Richtung zu verfallen, welche zum allgemeinen Unsegen die so heilsame geregelte Prügelstrafe abzuschaffen für gut befunden hat.

nover, teils zur Unterstützung der armen Einwohner, deren Elend durch die allgemeine Mißernte des Jahres 1771 ein geradezu namenloses geworden war. Hervorgegangen wiederum war diese Mißernte, welche Hungersnot und Krankheit in unmittelbarem Gefolge brachte, durch den voraufgegangenen furchtbaren Winter und die auf denselben folgenden, das Land verheerenden, Überschwemmungen. Der Tod hatte infolge aller dieser traurigen Erscheinungen derartig zahlreiche Opfer gefordert, daß die Einwohnerzahl von Sachsen um viele Tausende verringert war. Also Not und Elend wo man nur hin sah. Da kamen jene Gelder und deren hochherzige Verwendung wie gerufen. Den Rest der Summe benutzte Friedrich August zur Errichtung einer Sekundogenitur, das heißt der Zuweisung eines bestimmten Vermögens an den jeweilig zweitgeborenen Sohn des Landesherrn und dessen Linie. Auch diese letztgenannte Maßregel kommt indirekt dem Lande zu gute, weil der Staat für diese jüngere Linie des Fürstenhauses nichts weiter zu leisten braucht, so lange nicht die Anteile ihrer einzelnen Glieder auf ein bestimmtes Minimum herabgesunken sind. (Gretschel 212.) Die Annäherung Sachsens an Preußen und das freundschaftliche Verhältnis Friedrich Augusts zu Friedrich II. zeigte aber besonders nach dem 1780 erfolgten Tode der Kaiserin Maria Theresia ihre Vorteile. Nun nämlich hatte deren Sohn Joseph II. gänzlich freie Hand zur Verfolgung seiner oft gar zu stürmischen Pläne. Und soweit dieselben über den Rahmen seiner innerösterreichischen Wirksamkeit hinausgingen, auf die aggressive habsburgische Hauspolitik sich erstreckend, bargen sie vielfach ernste Gefahren für Deutschland in sich. Es war gut, daß dem gegenüber Friedrich II. als Wächter dastand. Nachdem derselbe genügende Eroberungen gemacht und seinen Kriegsruhm allenthalben befestigt hatte (so daß ihm nun um Ruhe und Ordnung in erster Linie zu tun war), konnte dieser König mit dem Wahlspruche suum cuique, dem das bestgeschulte Heer Europas zur Verfügung stand, füglich am besten geeignet sein, als bewaffneter Aufpasser gegen etwaige Friedensstörungen aufzutreten. „In der Jugend", sagt ein Geschichtsschreiber von ihm, „errang er Lorbeeren und verscherzte sich seine Freunde. Im Alter verzichtete er auf erstere und gewann letztere." Er war ein Gegengewicht gegen manche undeutschen Pläne Österreichs. Und diese Erwägung war der unausgesprochene innere Beweggrund des von Friedrich II. 1785, ein Jahr vor seinem Tode, ins Leben gerufenen Deutschen Fürstenbundes. So groß war aber das Ansehen Friedrich Augusts von Sachsen, daß es die gesamte Mitwelt beruhigte, dessen Namen unter der Bundesurkunde zu sehen, da er allen die Gewähr gab, daß nichts Unredliches im Werke sei. (Böttiger III. 416.)

Eine nicht unbedeutende Versuchung trat an diesen sächsischen Kurfürsten, der übrigens zu zwei verschiedenen Malen das Amt eines Reichsvikars verwaltete, 1791 in dem freiwilligen polnischen Antrage heran, die Königskrone von Polen, und zwar erblich, zu übernehmen.[107])

[107]) Fürst Czartoryski und Graf Malachowski waren die vom polnischen Reichstage abgesandten Überbringer jenes Antrages. Ein Thron, um welchen sich seit hundert Jahren

Den Entschluß, abzulehnen, gab dem ehrlichen Kurfürsten nach langer reiflicher Überlegung der aufrichtige Wunsch, seinem Lande die endlich eintretenden Segnungen des Friedens unbedingt zu erhalten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Ein Krieg, ja weit Schlimmeres noch, sollte dem armen Lande nicht erspart bleiben; nur kam das Ungewitter von einer anderen Seite. Es kam von jenem Frankreich, welches — dem betörenden Rufe seiner radikal-revolutionären Freiheitsschwärmer „Ni Dieu, ni maistre", jenem schändlichen Worte der Autoritätlosigkeit sans phrase folgend — Gott abgesetzt und den König gemordet hatte, den König, dessen unschuldiges Blut samt dem seiner edlen Gemahlin und samt dem seiner todesmutigen Getreuen zum Himmel schrie.[108])

Aus dem Chaos von Kot und Blut, in welchem die verblendeten Franzosen mit Wonne und Wollust wateten, hatten sich die Miasmen entwickelt, aus denen, zu dunkelroten schweren Wolken zusammengeballt, die grellen Blitze zuckten, welche die Welt in Brand setzten. Es ist kein Platz hier, auch nur der wichtigsten Ereignisse zu gedenken, die sich in schneller Aufeinanderfolge zum beherrschenden Turme aufbauten, oder vielmehr zur Säule — zur Siegessäule, auf der der Korse stand. Aber das muß jedem Patrioten ans Herz gelegt werden, die Geschichte jener Zeiten, insbesondere auch der weniger bekannten Kapitel derselben, genau zu studieren, um den goldenen Faden zu verfolgen, der in allen unsäglichen Wirren dem nur von Gerechtigkeit geleiteten Kurfürsten von Sachsen die Richtung gab. Dessen Persönlichkeit wie dessen Regierung sind aufs ärgste angefeindet worden, aber es haftet kein moralischer Makel an ihnen. Und darauf muß hingewiesen werden, daß Sachsen niemals als kriegerische Macht selbst, sondern nur immer als vertragsmäßige Unterstützung einer solchen aufgetreten ist, wobei Friedrich August sich an sein gegebenes Fürstenwort hielt; ja auch das muß betont werden, daß es kaum einen deutsch gesinnteren Fürsten gegeben hat als Friedrich August III. (Siehe auch Pölitz, die Regierung Friedrich Augusts von Sachsen, Leipzig 1830.) Jedenfalls hat dieser Monarch

die Herrscher Sachsens beworben hatten, wäre jetzt durch ein einfaches „Ja" zu erlangen gewesen. Friedrich August III. lehnte ab, weil er sich sagte, jene Erwerbung könne nur dann ein Segen für ihn und sein Sachsenland sein, wenn er der unbedingten Zustimmung und des auch späterhin wohlwollenden Verhaltens von Rußland, Österreich und Preußen sicher sein und versichert bleiben könne. Das unglückliche Polen mußte seinem weiteren Schicksale entgegengehen. Es ward geteilt gleich einer Beute und endlich im Jahre 1795 (trotz Kosciuszkos patriotischer Konföderation) aus der Reihe der lebenden Staaten gestrichen.

[108]) Wenn einige Geschichtsschreiber die französische Revolution teils als ein Produkt neuerstandener philosophischer Ideen über Gesellschaftsvertrag und Menschenrechte ansehen, teils als eine Folge tief gesunkener Religiosität oder als einen mit Naturnotwendigkeit dem überschraubten Steuerdrucke wie der gesellschaftlichen Mißachtung entsprungenem Kampfe der aufgehetzten unterdrückten gegen die bevorzugten und nicht nachgebenden Stände betrachten, oder auch in ihr ein Resultat ungeheuerster Finanzzerrüttung und Zerrüttung von Autorität und Sittlichkeit erblicken, so hat keiner von ihnen Unrecht. Keiner aber auch kann leugnen, daß die Art, wie die Explosion erfolgte, nachdem das Ventil versagt hatte, eine roh gewaltsame, schreckliche und unverantwortliche gewesen ist.

alles, was er tat, im Interesse seines Landes und dessen wie seiner eigenen Ehrenhaftigkeit getan.

Der 18. Mai 1804 hatte Napoleon Bonaparte „von Gottes Gnaden und durch die Konstitution der Republik" zum Kaiser der Franzosen gemacht. Der 12. August desselben Jahres schuf noch einen anderen Kaiser — Franz —, der (im Vorgefühle dessen, was kommen sollte) sich neben der Würde eines römisch-deutschen auch die eines Kaisers von Österreich beilegte. Die Ereignisse folgten einander auf dem Fuße. Sie sind so zahlreich und so wuchtig, daß, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, nur einige derjenigen Feuersäulen am Wege der Geschichte angedeutet werden können, die sich aus dem Rauche und dem Pulverdampfe der besonders wichtigen Schlachtfelder emporheben. Die deutschen Fürsten, die schon erstaunt gewesen waren, ihre Heere von den Soldaten der Republik am Rheine geschlagen zu sehen, waren ratlos, ihre Völker von Schreck erfüllt, als der kaiserliche Eroberer deutschen Boden betreten hatte. Was Friedrich August betrifft, so blieb derselbe, noch nachdem ihm Friedrich Wilhelm III. am 15. Dezember 1805 den Ausgang von Austerlitz mitgeteilt hatte, dabei, Neutralität wahren zu wollen, „wo es nicht auf die Sicherheit seines Staates und die Erfüllung seiner reichsständischen Pflichten ankomme". Am 12. Juli 1806 unterzeichneten, von dem siegreichen Napoleon gezwungen, 16 deutsche Reichsstände die Rheinbundakte, den französischen Kaiser notgedrungen als Oberherren anerkennend und am 6. August jenes Jahres legte Franz II. die Würde eines deutschen Kaisers nieder, die schon zu einer illusorischen geworden war, seitdem Napoleon erklärt hatte, das Deutsche Reich nicht mehr anzuerkennen. Demgegenüber verbanden sich Preußen, Sachsen und Hessen zu einem „Norddeutschen Bund", an dessen Spitze der König von Preußen als Kaiser gesetzt zu werden geplant war, während der Kurfürst von Sachsen den Königstitel annehmen sollte. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806, bei welcher 22 000 Sachsen unter dem General von Zezschwitz beteiligt waren, zerstörte diese Projekte im Keime und, während auch Preußen unterjocht wurde, mußte im Frieden zu Posen am 11. Dezember 1806 Sachsen, dessen Kurfürst (nun auf andere Weise als früher gedacht) den Königstitel erhielt, der bitteren Notwendigkeit folgend, dem Rheinbunde beitreten.

Nur mit Widerstreben nahm Friedrich August den Kottbuser Kreis und das Herzogtum Warschau aus der Hand des Usurpators. Die sächsischen Truppen aber waren der großen französischen Armee einverleibt worden, deren VII. Korps unter Marschall Reynier sie bildeten. Schwer und hart lastete das Verhängnis auf dem unglücklichen Sachsen, welches unsagbar schweren Zeiten entgegenging und als gezwungener Bundesgenosse den Adlern Napoleons folgen mußte. Auch unter diesen aber glänzte hell strahlend und stets sich aufs neue bewährend die sächsische Tapferkeit und Tüchtigkeit. Tage wie Wagram (1809, am 5. und 6. Juli), an dem das den Befehlen Bernadottes unterstellte sächsische Korps sich den ehrenden Namen „Granitkolonne" erwarb, und Borodino-Mojaisk (1812, am 7. September)

— gewöhnlich Schlacht an der Moskwa genannt —, in welcher die sächsische Kürassierbrigade bei ihrem berühmten Sturme auf die große Redoute 550 Mann verlor, bilden nebst zahlreichen anderen militärischen Großtaten und Beweisen strengster Pflichterfüllung unverwelkliche Blätter in dem Ruhmeskranze, der sich von altersher um das Rautenbanner geschlungen hat.[109])

Das tausendjährige römische Reich deutscher Nation war gefallen; eine neue Epoche begann. Neue Aufgaben waren zu lösen, neue Gesichtspunkte zu verarbeiten. — Der inhaltschwere und erfüllungsschwere Begriff „Kollision der Pflichten" trat in geradezu greifbarer Gestalt an Menschen und Völker, an Fürsten und Untertanen heran. — Als Basis jeder ihrer Tätigkeiten gilt ohne weiteres der Vorsatz „Gutes zu wollen, das Rechte zu tun". Das Wie aber war die Frage. Deshalb ist es unrecht, über jemanden herzufallen, der nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht erfüllt, aber auf einem anderen Wege erfüllt hat wie andere, dabei aber vom Unglück verfolgt worden ist. Was Friedrich August betrifft, so darf Objektivität und Billigkeitsgefühl niemals die Tatsache außer acht lassen, daß kein Land derartig direkt in den Händen Napoleons gewesen ist wie Sachsen. Nicht

---

[109]) Bei dem zur unumgänglichen Notwendigkeit gewordenen Anschlusse Sachsens an Napoleon (durch den sehr bald auch Preußen in gleiche Abhängigkeit gebracht wurde), machten sich verschiedene Änderungen in der sächsischen Heereseinrichtung nötig, um den Mustern der französischen Armee möglichst gleich zu kommen. Organisator dieser Neu-Einrichtungen wurde der von seinem Landesherrn wie von dem genialen Soldatenkaiser gleich hoch geachtete General von Gersdorff. Derselbe, ein Vorbild kriegerischer Tugenden, ward Chef des Generalstabes. Den französischen voltigeurs entsprechend wurden (unter den Majoren von Egidy und von Tettenborn) aus den Scharfschützen der Linienregimenter zwei Bataillone leichter Infanterie (die nachherigen Schützen) und aus besonders tüchtigem Forstpersonal ein Jäger-Korps gebildet. Diese Truppen zu Fuß können mit denjenigen zu Pferd verglichen werden, welche 1791 unter dem Namen Husaren ins Leben getreten waren. An Stelle der Hüte traten Tschakos und Helme; Torgau ward den Anforderungen der neueren Zeit entsprechend befestigt u. a. m. Von Beispielen sächsischer Tapferkeit mögen nur einige hier erwähnt werden. Als bei Kobryn zwei, von dem französischen General Reynier ohne Befehl gelassene, vereinzelte Regimenter unter dem General von Klengel und dem Obersten von Göphardt nach zehnstündiger Gegenwehr, und nachdem keine einzige Patrone mehr vorhanden war, der zehnfachen Übermacht des russischen Generals Tormassow sich hatten ergeben müssen, beglückwünschte sie jener General ausdrücklich und berichtete über diesen heldenhaften Widerstand der Sachsen in besonders rühmender Weise an Kaiser Alexander. Auch das Verhalten der Brigade von Steindel bei Kalisch ist über alles Lob erhaben, und Podowna wie Wolkowysk zeugen wie Friedland und andere Schlachten in gleicher Weise von dem tapferen Verhalten der Sachsen. Nie aber sollte vergessen werden, daß es sächsische Soldaten des Regimentes von Low gewesen sind, die als letzte das jenseitige Ufer der Beresina gehalten haben und nach Aufgeben desselben, fast sämtlich schwer verwundet, nun vom diesseitigen Ufer aus, unter dem gleichfalls blessierten Major von Hausen, die erste Szene im ersten Akte des unglücklichen Rückzuges deckten. Wie so vielen Tausenden der stolzen Napoleonischen Armee ist der russische Schnee auch zahllosen braven Sachsen zum Leichentuch geworden, und es genügt zu erwähnen, daß beispielsweise vom sächsischen Regiment von Rechten nur 16, vom Regiment von Low nur 14 Mann nach Sachsen zurückgekehrt sind. Von der Garde du corps sahen nur 11 Mann die Heimat wieder (Offiziere und Leute).

nur war dasselbe zu verschiedenen Malen des französischen Kaisers Operationsbasis und militärischer wie politischer Hauptstützpunkt, sondern auch die geographische Lage dieses rings eingeschlossenen Staatengebildes erheischte von dessen Regenten eine weit größere Vorsicht im Handeln als von solchen, die, wie man zu sagen pflegt „weit vom Schuß" entfernt waren. Eine so große patriotische Tat die Erhebung Preußens gewesen ist — deren Verdienstlichkeit niemals weder geleugnet werden kann, noch soll, noch auch darf —, so war die Lage Sachsens gerade zu jener Zeit eine derartig kritische und komplizierte, daß ein Anschluß dieses Staates an jene Erhebung damals einem Selbstmord gleichgekommen sein dürfte. Späterhin wäre dies eher möglich gewesen, doch ist es immer heikel, selbst an der Hand der Geschichte, über Verhältnisse urteilen zu wollen, die zwar historisch feststehen — unter deren direkten Eindrücken man aber persönlich nicht gestanden hat. Auch gebietet die Gerechtigkeit der Geschichte, daran zu erinnern, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der noch am 24. Februar 1812 ein neues Bündnis mit Napoleon eingegangen war, seinerseits ebenfalls dem Korsen zu folgen sich genötigt sah, und nur durch den Abfall Yorks und durch das Drängen Steins bewogen, beziehungsweise gedrängt, eine antinapoleonische Politik annahm. Daß dieser Abfall diplomatisch vorbereitet war — wie die Preußen sagen —, ändert an der Tatsache nichts.

Trotz des so ganz besonders großen Abhängigkeitsverhältnisses, in welches Sachsen zu Napoleon durch die Umstände wie durch des letzteren unleugbares Genie hineingezwängt war, traf übrigens Friedrich August früher als irgend ein anderer Rheinbundfürst Vorbereitungen, auf loyale Weise von dem Bunde mit Frankreich loszukommen, und erließ bereits am 21. Februar 1813 an den General Edlen von Le Coque die entsprechenden Befehle. Auch gab er im März dem General von Thielmann, Kommandanten von Torgau, Weisung, die Festung nur auf seine oder des Kaisers von Österreich Anordnung zu öffnen. Mit dem Wiener Kabinett war der König von Sachsen wegen gemeinsamen Eintrittes in eine bewaffnete Neutralität in Unterhandlung getreten. Von Kaemmel wird dieser Schritt als der unrichtigste bezeichnet, den der König habe tun können. Der König war in unzweifelhaft schlimmer Lage. Jene Annäherung an Österreich aber ist der Grund, warum derselbe sich Österreich gegenüber gebunden sah, als Preußens Aufforderung zur Teilnahme an der Erhebung an ihn gelangte. In einer sehr wenig von Aufrichtigkeit zeugenden Weise ward Friedrich August aber im wichtigsten Augenblicke von Österreich im Stich gelassen, weil es diesem Staate, ohne Rücksicht auf Sachsen zu nehmen, darauf ankam, Zeit zu gewinnen. So sah sich König Friedrich August, zumal der keine Zeit zum weiteren Bedenken zulassende Napoleon drohte, beim Abfalle Sachsens dieses ganze Land unweigerlich zu zerstören und zu vernichten, in die Notwendigkeit versetzt, das alte Verhältnis zu diesem Usurpator wieder einzunehmen. Es wird erzählt, Friedrich August, der sich nach der Schlacht von Großgörschen veranlaßt sah, dem wohlmeinenden Rate seines Ministers von Senfft

nicht weiter zu folgen, habe gewissermaßen aufgeatmet, daß seine Ehrlichkeit nun nicht umgeworfen sei. Ehrlichkeit ging ihm über alles. Ehrlichkeit ist aber etwas so Seltenes, daß viele gar nicht verstehen, sich mit dieser allerdings oft „sehr unpraktischen" Tugend abzufinden. Und dieser Satz wiederum soll keinen Vorwurf gegen die Diplomatie enthalten, die oft anders zu rechnen gezwungen ist als der Gedankengang gewöhnlicher Sterblicher. Aus jenem soeben geschilderten Verhalten des vielleicht allzu ehrlichen Friedrich August glauben manche folgern zu sollen, derselbe habe blindlings und abergläubisch im Banne seines „großen Protektors" gestanden. Das anzunehmen, wäre indessen ein Unrecht gegen den verehrungswürdigen Monarchen. Wohl aber läßt sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob es nicht doch geraten gewesen wäre, die an sich so hochachtungswerte Ehrlichkeit des Menschen im äußersten Notfalle den weitschauenden Erwägungen des Herrschers zu opfern, der nicht allein an sich, sondern auch an seine Untertanen zu denken die Pflicht hat. Durch solche Überlegungen soll aber kein Schatten auf das Andenken des Gerechten geworfen werden.

Übrigens würde Napoleon, schon um der Abschreckungstheorie willen, seine Drohungen in der rücksichtslosesten Weise zur Ausführung gebracht haben und hätte unzweifelhaft ein entsetzliches Beispiel grausamster Rache gegeben. Welche Mutter würde ihr Kind, welcher Landesvater sein Land vor den eigenen Augen zerfleischen lassen, wenn dies zu verhindern nur einigermaßen im Bereiche der Möglichkeit liegt? Auch würde eine gegenteilige Entscheidung des Königs an der später erfolgenden Landabtretung kaum etwas geändert haben. Preußen und Rußland hatten sich bereits lange vorher, nämlich im Vertrage zu Kalisch, darüber geeinigt, welches Los Sachsen treffen sollte. Hiernach war alles eroberte beziehungsweise „erworbene" Gebiet in Norddeutschland, Hannover ausgenommen, Preußen zugesprochen. Es fragt sich sehr, ob ein freiwilliger Anschluß eine Annektierung ausgeschlossen hätte. Die Auffassungen Kaemmels und Gretschels stehen hierin einander gegenüber. Wenn aber auch König Friedrich August sein gegebenes Wort, sein Fürstenwort, nicht brechen wollte, so war er doch weit davon entfernt, die immer mehr zunehmende Abneigung gegen die Franzosen zu tadeln. Trotzdem diese Gesinnungen und Gefühle — dem immer rücksichtsloser werdenden Auftreten der Franzosen entsprechend — in der an deren Seite zu kämpfen gehaltenen sächsischen Armee mit jedem Tage zunahmen, hielt sich der König auch inmitten dieser Strömungen und Brandungen der Treue seiner Soldaten versichert. Daß er dies konnte, daß der glühende Wunsch des Heeres, sich den Alliierten anschließen zu dürfen, mit ganz vereinzelten Ausnahmen dennoch und dennoch von dem unbedingten im Fahneneide gelobten Gehorsam gegen den Kriegsherrn im Zaume gehalten worden ist, das gereicht der Manneszucht des Ganzen wie der Selbstüberwindung des einzelnen zur unauslöschlichen Ehre. Der eigenmächtige Übergang des Majors von Bünau mit einem Bataillon des Regiments König auf Vorposten bei Oranienbaum fand allgemeine Mißbilligung;

trotzdem daß jeder Angehörige des Heeres dieselben Wünsche hegte wie jene Kameraden, die trotz allem anzuerkennenden deutschen Patriotismus den Flecken auf sich geladen hatten, die Fahne ihres Herrn verlassen zu haben.

Noch immer ist eben glücklicherweise, um mit Schillers Tyrannen zu reden, „die Treue kein leerer Wahn". Und es muß mindestens auf Unkenntnis aller soldatischen Gefühle beruhen, wenn diese oder jene Kritiker es nicht verstehen wollen, wie es möglich gewesen sei, daß die sächsischen Truppen trotz ihrer enthusiastisch deutschgesinnten Stimmung und trotz ihres mit jedem Tage schärfer hervortretenden Franzosenhasses nicht viel früher als in der allerletzten Minute zu den Bekämpfern ihrer Peiniger übergetreten sind. — Ja, meine Herren, vor deren Gelehrsamkeit ich die allergrößte Hochachtung empfinde: Diese ehrliebenden Soldaten und treuen Untertanen waren des Fahneneides noch nicht entbunden, den sie ihrem königlichen Kriegsherrn geschworen hatten. Wie hart ihr innerer Kampf gewesen ist und wie schwer der Druck einer glücklicherweise selten vorkommenden Kollision der Pflichten auf ihren Gemütern lastete, als schließlich doch noch jener Übergang vollzogen wurde, das geht aus den beklommenen und die Situation erklärenden Worten hervor, welche beizufügen ein jeder von denen für nötig gefunden hat, die als Augenzeugen oder Zeitgenossen über diese Episode berichten. Außerdem sagt General von Funk in seinen hinterlassenen Papieren, welche 1829 veröffentlicht worden sind: „Die Sachsen verließen Napoleons Fahnen nicht, um sich von einem geliebten Landesherrn zu trennen, sondern in der festen Meinung, durch ihren Übertritt ihm und dem Vaterlande die Freiheit und die Freundschaft der Verbündeten zu erkaufen." Der aus dem Generalstabe heraus schreibende Major von Cerrini aber berichtet auf Seite 325 seines Feldzugwerkes folgendes: „Die in der Linie der Verbündeten ankommenden Sachsen wurden mit Herzlichkeit, mit dem Feuer der Begeisterung als gleichgesinnte Brüder begrüßt, und die drei Monarchen, denen sich auf ihr Verlangen die sächsischen Kommandeure vorstellten, dankten einstimmig für diesen Beweis teutscher Gesinnung und versicherten, die sächsischen Truppen hätten dadurch ihr Vaterland gerettet, dessen Integrität nun unangetastet bleiben solle."

Die Bemühungen der Mächte, Napoleon zu einem angemessenen Friedensabschluß zu bewegen, waren an der Unersättlichkeit des „Welteroberers" gescheitert, der trotz der in Rußland gemachten Erfahrungen seine Riesenpläne nicht aufgegeben hatte. Aber der Stern des „Cäsar" war im Verbleichen. Und sehr wohl kann das Zurückweichen des widerwillig aufbäumenden Schimmels, der bei dem verhängnisvollen Übergange über den Nyemen den Bezwinger von Millionen Menschen in den Ufersand geworfen hatte, als an die Drohungen der weisen Frau mahnend betrachtet werden, die einst dem Drusus den Elbübergang wehrte Die zweitägige mörderische Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. August 1813, gewährte der Feldherrenkunst Napoleons den letzten großen Sieg auf deutschem Boden; die dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 17. und

18. Oktober, in deren Verlaufe man in der Stadt die Schleusen öffnen mußte, um nur das Blut — das Menschenblut! — abfließen zu lassen, gab die Entscheidung für seine Niederlage.

König Friedrich August hätte vielleicht (aber durchaus nicht wahrscheinlich) noch Milderung für sein und seines Volkes Los erreichen können, wenn er noch im letzten Momente vor Napoleons Abzug in der Mitte seiner Soldaten, die dies sehnlichst erhofften, zu den Verbündeten übergegangen wäre.[110]) Dann hätte auch der Übertritt desjenigen Teiles seiner Armee die Weihe der Legitimität erhalten, welcher diesen Schritt instinktiv (aber, wie schon erwähnt worden) ohne des Königs Einwilligung getan hatte. Das Urteil vieler geht dahin, Friedrich August hätte sich gar nicht nach Leipzig begeben dürfen. Er ward nun der Gefangene der Verbündeten und als solcher von einem Detachement Kosaken eskortiert, erst nach Berlin, dann nach Friedrichsfelde gebracht. (Später durfte er sich nach Preßburg begeben.) Seine Gemahlin die Königin, Prinzeß Auguste, Minister Graf Einsiedel und General von Zeschau begleiteten den greisen Monarchen.

Sachsen war der allgemeinen Zerrüttung nahe und schien vernichtet. Das eine Jahr 1813 kostete dem armen Lande 67 Millionen Taler. Das häßlich-grausame Wort von Napoleons Kriegsintendanten Graf Darus, welches derselbe einst den um Milderung bittenden Pommern entgegenschleuderte, hat seine Wahrheit behauptet: „Vous n'avez pas d'idee, combien un peuple peut souffrir.“ Sachsen wurde unter das Gouvernement des russischen Fürsten Repnin gestellt und den Einwohnern ward erklärt, der künftige Landesherr werde der König von Preußen sein. Die Kirchengebete für Friedrich August und sein Haus wurden verboten. Ob die Entscheidung des Wiener Kongresses, daß der größere Teil des Königreichs Sachsen (368 Quadratmeilen) an Preußen fallen solle, während nur ein Rest von 271 Quadratmeilen dem Könige verblieb, Warschau aber unter Preußen und Rußland geteilt werde, ein historisches Unrecht genannt werden könne, steht eines jeden Beurteilung frei. Vergebens hatte der Kabinettsminister Graf Einsiedel in einer Note dargelegt, daß Sachsen nicht als erobertes Land betrachtet werden dürfe, da der König nicht selbständig kriegführend, vielmehr nur als Bundesgenosse ohne Freiheit gehandelt habe. Nach Unterzeichnung des Wiener Friedens zu Laxenburg, am 21. Mai 1815, kehrte der schwergeprüfte Fürst am 7. Juni desselben Jahres in sein Land zurück, wo seine Untertanen mit Tränen tiefster Wehmut und aufrichtigster Freude zugleich ihm einen ungemein herzlichen Empfang bereiteten. In Anbetracht der Umstände gestaltete sich derselbe zu einer außergewöhnlich

---

[110]) Als Napoleon in der Frühe des 19. Oktober dem König den Vorschlag machte, ihn nach Weißenfels zu begleiten und von dort aus Unterhandlungen mit den Alliierten anzuknüpfen, entgegnete Friedrich August, er wolle bei seinen Truppen und bei seinem Volke bleiben und sich der Großmut und der Gerechtigkeit der Sieger anvertrauen. Hierauf erklärte Napoleon den König aller Verbindlichkeiten gegen ihn für entbunden und ritt ab, die Elsterbrücke hinter sich sprengen lassend.

feierlichen und erhebenden Kundgebung der Treue und Anhänglichkeit. Tags darauf trat König Friedrich August durch seinen bevollmächtigten Gesandten von Globig dem Deutschen Bunde bei, zu dem sich, an Stelle des ehemaligen Reiches, die souveränen Staaten Deutschlands vereint hatten.[111]) Die Rückkehr König Friedrich Augusts kann zugleich als die Geburtsstunde sowohl der Nationalhymne „Den König segne Gott" bezeichnet werden, welche zum ersten Male am 5. Juni 1815 in dem ehemals Koselschen Garten gesungen worden ist, auf dessen Areal die jetzige Holzhofgasse sich erhebt, als auch der weiß und grünen Landesfarbe. Letztere, sowie das sächsische Wappen betreffend, verweist Verfasser auf seine desfallsigen ausführlichen Abhandlungen im deutschen Adelsblatt und im Dresdner Journal. Hier sei nur noch angeführt, daß König Friedrich August unterm 16. Juni 1815 die Einführung „einer Kokarde von weißer Farbe mit grünem Rande als Nationalkokarde" angeordnet hat und daß man hierbei an ein Hinzufügen des „Grün" des über dem sächsischen Herzogsschild liegenden Rautenkranzes zu dem „Weiß" der Kokarde denken kann, welche seit 1813 als Abzeichen für die Armee bestimmt worden war. — Treffend und schön sagt Böttiger in Bezug auf Sachsen unter den napoleonischen Wirren: „der sächsische Staat glich einem Schiffe auf sturmbewegter See, bald hoch gehoben auf den Wellen, bald tief unten zwischen ihnen. Die gefährlichste Woge spülte den auf Gottes Schutz vertrauenden Steuermann vom Platze. Als er zurückgelangte, war der Sturm beruhigt, aber das Schiff lag entmastet und mitten durchgespalten in dem Hafen. Doch schon seine Wiederkehr schuf neuen Mut und im stillen Vertrauen auf den, der im Geben wie im Nehmen segnet, wurde, was übrig war, zum neuen Schiff gefügt." Die Freude der Untertanen, ihren König wieder zu haben, war rührend und stellte der ganzen Welt ein erhebendes Beispiel von wahrhafter Anhänglichkeit dar. Dieses schöne Bewußtsein mag Friedrich August veranlaßt haben, den Tag seiner Rückkehr in die Heimat als den Stiftungstag eines von ihm zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im Civilstande gegründeten Ordens, des Verdienstordens — ein entsprechendes Gegenstück zum rein militärischen St. Heinrichsorden — zu bestimmen. Der Hausorden der Rautenkrone war 1807 ins Leben gerufen worden.

Wie die Liebe seiner Sachsen, so standen dem greisen Könige, dem es noch vergönnt war, sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum und seine goldene Hochzeit feiern zu dürfen, die ehrenvolle Sympathie aller Völker und die Achtung aller Fürsten bis zu seinem Lebensende zur Seite. Die große Landesabtretung konnte naturnotwendigerweise nicht ohne einschneidendste Wirkung auch auf die militärischen Verhältnisse Sachsens sein, auf welche bezüglich übrigens die Bemerkung des Historikers Böttiger nicht unterdrückt

[111]) Dem im September 1815 von dem Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens persönlich gestifteten „heiligen Bunde" trat, auf besondere Einladung des Kaisers von Rußland, der König von Sachsen am 14. Juli 1816 „um so bereitwilliger bei, als die in jenem Bündnisse ausgesprochenen Grundsätze stets die seinigen gewesen seien".

werden möchte, welcher objektive Schriftsteller in seiner 1827 erschienenen „Sächsischen Geschichte" sagt: „Das sächsische Militär ist reich an hochgebildeten Offizieren, unter denen sich viele als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Auch ist der Offiziersstand in Sachsen nie bloß eine Versorgung für den Adel gewesen." Die Armee, welche dem Kaiser Napoleon eine Kraftzuwendung von rund 31 000 Mann gegeben hatte, wurde entsprechend reduziert und nach der Bundesverfassung, nach welcher auf hundert Seelen der Bevölkerung der deutschen Staaten ein Mann zum Bundesheer gestellt werden sollte, auf rund 13 000 Mann gebracht.[112])

Zu den inneren Regierungsmaßregeln des ersten Königs von Sachsen gehören u. a. die Errichtung der Heilanstalt für Gemütskranke auf dem Sonnenstein und der Forstakademie zu Tharandt sowie die Reorganisation der Bergakademie zu Freiberg. Alle diese Anstalten erhielten sehr bald einen Weltruf. Außer der prinzipiellen Gleichstellung der christlichen Konfessionen waren kurz vor des Königs Tode die Verhältnisse der Katholiken durch ein besonderes Mandat geregelt worden. Auf evangelischer Seite war — als eine Begleiterscheinung des für alles Glaubensleben so verhängnisvollen Rationalismus, dem in Dresden fast die gesamte Geistlichkeit huldigte — an Stelle der alten Agende Herzog Heinrichs vom Jahre 1539 eine neue, dem Geiste jener von dem lebendigen Christentum entfremdenden Richtung, entsprechend angenommen worden.[113]) Das Lehrerseminar in

[112]) Ein neues Militärstrafgesetzbuch führte 1817 die Bildung einer ersten Klasse unter den Soldaten ein, d. h. eine Zusammenfassung der durch musterhaftes Betragen sich auszeichnenden Mannschaften. Für diese wurde die körperliche Züchtigung aufgehoben. Und da überhaupt angestrebt werden sollte, die körperlichen Schläge in moralische zu verwandeln, ward eine Militärstrafanstalt ins Leben gerufen.

[113]) Hierbei möge erwähnt werden, daß das äußere kirchliche Leben ziemlich lange sich in den alten überlieferten Formen erhalten hatte und z. B. die dem Volke beziehungsweise den Gemeinden als ein sichtbares Zeichen irdischer Verehrung des überirdischen gewissermaßen ans Herz gewachsenen Galatrachten, beziehentlich bunten stattlichen Meßgewänder der für gewöhnlich im einfachen schwarzen Talar amtierenden Geistlichen beim Austeilen des heiligen Abendmahles noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts in Benutzung waren. (Aus dem Inventar der Kreuzkirche zu Dresden verschwinden dieselben im Jahre 1799.) In Bezug auf das damals beliebte, gewissermaßen geschäftsmäßige, seines hohen, hehren Inhaltes entleerte Christentum, wie es die geistige Krankheit jener Zeit, der Rationalismus, predigte, sagt Pfarrer Flade in einem geschichtlichen Vortrage: „Das Volk freilich fühlte den inneren Mangel des Geistes, der ihm Vernunft für Glauben bot und suchte diesen Mangel durch eine gewisse rührsame Gefühlsseligkeit zu ersetzen." Auch die großen protestantischen Jubelfeiern (1817, 1830 usw.) schwelgten in solchen Gefühlen. Eigentümlicherweise war einerseits das Sonderbewußtsein des Protestantismus (z. B. auch dadurch, daß seit 1823 das Reformationsfest als ganzer Feiertag anerkannt war und daß, wie die Geschichtsschreiber sagen, „die Jubelfeier der Augsburger Konfession einen flammenden Protest gegen Rom darstellte"), geschürt und gewachsen, während anderseits gewissermaßen in der Praxis des Lebens der Gegensatz zwischen den Konfessionen erfreulicherweise zurücktrat und — um nur von jeder Seite ein Beispiel anzuführen, der apostolische Vikar Schneider unter seinen Zuhörern stets eine große Anzahl Lutheraner hatte, der Oberhofprediger von Ammon aber im allgemeinen eine große Versöhnlichkeit gegen die Katholiken an den Tag legte.

Dresden wurde segenbringend für die Volksschulen, und Bürgerschulen entstanden in den Städten neben Gymnasien. Wie verschiedene andere Institutionen, hatte, den veränderten Verhältnissen entsprechend, welche durch die Landesteilung eingetreten waren, auch das Finanzkollegium Umwandelungen erfahren und ward 1822 der junge Prinz Johann zum Eintritte in dasselbe berufen. In diesem Jahre errichtete Friedrich August als Ersatz für das an Preußen verlorene Soldatenknaben-Erziehungsinstitut zu Annaburg, welches sich stets der besonderen Gunst der sächsischen Fürsten zu erfreuen gehabt hat, eine gleiche Anstalt in Klein-Struppen.[114]) Der Schule zu Annaburg war vor noch nicht zu langen Zeiten eine Fahne verliehen worden, an deren Stickerei die Kurfürstin höchsteigenhändig mit gearbeitet hatte.

Am 5. Mai 1827, nach 77jährigem Erdenwallen, ward König Friedrich Augusts Seele zur ewigen Heimat abgerufen. Das ihm zu Ehren im Zwingerhofe zu Dresden errichtete Denkmal spricht die Wahrheit aus, wenn es auf seiner Inschrift sagt:

„Der Nachruhm des Gerechten bleibet ewig."

Kulturgeschichtliches.

V.

Zertreten und geknickt liegt eine Rose unter dem Hufe des hengstmäßigen Rosses, welches August den Starken trägt. — Wahrlich ein stumm beredtes Zeichen von tiefer unendlicher Tragik!

„Le sang des roys ne souille pas." Welches Unheil hat dieser frivol-vermessene Ausspruch und Gedanke französischer Gewissenlosigkeit doch angerichtet. Mit derselben Willkür könnte man sagen: „Le fer des chevaux ne tue pas." Und es tötet doch! Es tritt in den Schmutz; es zerstampft, es vernichtet. — Arme gebrochene Rose. —

Noch umwallt die Löwenmähne, die Staats- und Allongeperücke, das Haupt Augusts des Starken. Sie verlangte ein völlig glattes bartloses Gesicht, da der Bart den süßlich lächelnden Eindruck beeinträchtigt haben würde, welcher mit jenem Haaraufbau — den Geboten der Pariser Mode folgend — verbunden sein mußte. Infolge dieser vom Sonnenkönig ausgegebenen Parole blieb die Bartlosigkeit auch später noch und ziemlich lange höfische Observanz.[115])

---

[114]) Dieselbe, aus welcher im Verein mit der Unteroffiziersschule zu Marienberg schon mancher gute Unterführer dem Heere und im weiteren Verfolge manch tüchtiger Beamter dem Staate erwachsen ist, hat neuerdings eine vollständig militärische Organisation erhalten, mit dem Major von Hausen als ersten Kommandeur.

[115]) Der „vollendete" Kammerdiener hat noch heute keinen Bart, wie vor hundert Jahren Kammerherr und Kammerjunker, Garde-Oberst und Schweizer-Kapitäne, Prinz und Minister.

Vom Tode Ludwigs XIV. an verkürzt sich die große Staatsperücke, deren Länge eine ihrer Schönheiten gebildet hatte, zur immer kleiner werdenden sogenannten Stutzperücke.

Um allem Streite vorzubeugen, welcher Haarfarbe der Vorzug gebühre, und weil man nicht mit Unrecht gefunden hatte, daß ein frisches Gesicht durch die Umrahmung weißer Haare besonders vorteilhaft gehoben werde, puderte man diese Perücke mit feinem Weizenmehl. Eine solche Perücke tragen mit Modifikationen die drei nächsten Nachfolger Augusts des Starken, sowie der zwischen denselben marschierende Schweizergardist. Noch Friedrich August der Gerechte trägt eine solche, wie sie durch den Militarismus und die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms I. von Preußen entstanden war. Wie in alle Kreise, war die Perücke schon längst auch in diejenigen der Soldateska eingedrungen, in die Armeen, die sich um jene Zeit, nämlich am Ausgange des 17. Jahrhunderts, in allen Ländern zu festen Formationen ausbildeten. Der spartanische Soldatenkönig in Potsdam, der ein Jahrzehnt nach dem Beginne des 18. Jahrhunderts den Thron bestiegen hatte, hielt — ganz gerechtfertigterweise — dieses Modestück in der Armee für zu teuer. Im Bereiche der engeren wie der weiteren Wachtparade sollte man mit seinem eigenen Haare auskommen. Langwallend indessen mußte dasselbe damals noch sein. Es wäre ein allzu kühner, für damalige Anschauungsweise gar nicht denkbarer Sprung und ein unerhörter Bruch mit allem, was für schicklich, recht und gut galt, gewesen, etwa durch die Schere Kürzungen haben vornehmen zu wollen. Der preußische Soldat sollte also lange eigene Haare haben. Dieselben durften aber im Dienste — auf dessen als „Gamaschendienst" bekannte peinlich pedantische Ausführung es in erster Linie ankam — nicht stören. Der Ausweg war der, daß die vorn gelockten Haare zu einem langen Schweif nach hinten zusammengebunden wurden, welcher die gleichmäßig weiße Farbe des Mehlstaubes oder Puders zeigte. So entstand auf märkischem Boden der Zopf, welcher ein ebensolches Sinnbild für pedantische Kleingeisterei, Haarspalterei und Knöchelei, sowie für eine in Maß und Ziel weit überschraubte Hyper-Genauigkeit geworden ist, wie es die große aus Versailles stammende Allongeperücke für Dünkel und Aufgeblasenheit gewesen war. Schließlich wurde der Zopf nicht nur lose gebunden, sondern — zur Herbeiführung einer unbedingten Genauigkeit und Übereinstimmung aller Soldatenköpfe eines Regimentes — zu einer in Dicke und Länge nach dem Zollstab gemessenen gleichmäßigen steifen Leine gewichst. Dieser eklatante Ausdruck eines lediglich im Gleichtritt der Grenadiere wie der Ideen und im festgesetzten Taktschlag öder Nüchternheit der Anschauungen sein Genüge findenden Systems gelangte ebenso in natura wie in übertragener Bedeutung bald auf allen Gebieten des Lebens zur Geltung. Vom gemeinen Soldaten ging der Zopf auf den Offizier und dessen — des gesellschaftlichen Ansehens wegen noch immer beibehaltene — künstliche Perücke über. Auf den Köpfen der im „Drill" steckenden Kornets und Junker, die dereinst als Obersten

und Generale dem großen Friedrich die Schlachten schlagen sollten, kämpfte die Haartracht einen heißen Kampf zwischen Eitelkeit und Pflichtgefühl, Freiheit und Unterwürfigkeit.[116])

Der König selbst, Friedrich Wilhelm, trug eine Zopfperücke, und so drang dieselbe auch in die bürgerliche Sphäre seiner getreuen Untertanen ein, während die Hofgesellschaft, am Französischen haftend, dieser Haartour Opposition machte. Der steife Zopf des Exerzierplatzes war so gar nicht nach Sinn und Geschmack der Allüren des Parketts.

Diese Gegensätze machten sich bald in allen Ländern geltend. Das galante Franzosentum half auch dieser Not ab und sein Auskunftsmittel wurde alsbald wieder eine Zierde der Eleganz. Es steckte die zurückgestrichenen Haare in ein zierliches seidenes Säckchen, versah dasselbe mit einer schönen großen Schleife und erfand solchergestalt den Haarbeutel. Alle diese Arten der Kopftracht, Zopfperücke, Beutelperücke und Zopffrisur des eigenen Haares wurden weiß gepudert, mit und ohne Beihilfe von Pomade wohlriechender und nicht wohlriechender Art. Mode, Unselbständigkeit und byzantinische Gefallsucht standen gleich Bütteln mit dem Stocke herrisch und gebieterisch auch hinter denjenigen, welche nach menschlichen Begriffen selbst Herren und Gebieter waren, das hatte Ludwig XIV. zu seiner Genugtuung beobachten können. Das galt auch jetzt wieder, und zwar bei „Civil" wie bei „Militär". Für die gesteiften und gepuderten Zöpfe der Soldaten auch in Sachsen wurden sorgsam Ausschnitte in den Holzpritschen der Wachtstuben angebracht. Denn es würde den Wert selbst des sonst tüchtigsten Vaterlandsverteidigers um ein ganz bedeutendes herabgesetzt haben, wenn sein Zopf ihm nicht nach allen Detail-Vorschriften des Reglements „hinten gehangen" hätte. Aber selbst eine solche „Idealerscheinung" des Kriegerstandes wurde ab und zu (zum Beispiel des Nachts) von gerechtfertigter Müdigkeit befallen und mußte dann ruhen können ohne das zu „ramponieren", was ihn zum „ganzen Mann" machte. Das Zopfflechten bildete einen mit Ernst betriebenen Dienstzweig. Und wenn zur Zeit des Höhepunktes der Zopf-Manie eine feindliche Armee die andere etwa in derjenigen Morgenstunde anzugreifen sich unterfangen haben würde, welche allgemein und international dem „Zopfen" und „Pudern" gewidmet war, so wäre der Anführer derselben als Ver-

---

[116]) Schließlich behielt jenes unsichtbare Etwas der Selbstlosigkeit die Oberhand, dessen Geist Voltaire so treffend zeichnet, wenn er sagt:

„Aimer son roy, la gloire et la patrie,
Sacrifier son bien, sa santé et sa vie;
Tourmenté par des fous, chicanné pour un rien —
Voilà le vrai portrait d'un officier prussien."

Und wenn auch dieses von dem „Ober-Affen Seiner Majestät in Sanssouci" verfaßte Epigramm erst ein Menschenalter später geschrieben sein mag, so zeichnet der geistvolle Franzose in demselben doch nicht nur die eine Generation, sondern den Geist der Aufopferung, Pflichttreue und Genauigkeit der vorher wie nachher im preußischen Offizierkorps geherrscht hat, obwohl sein Lob in erster Linie die Offiziere Friedrich des Großen trifft.

räter an der Menschenwürde und als Barbar gegenüber den guten Sitten allgemeiner Verachtung anheimgefallen.[117])

Bei weitem mehr noch als die Allongeperücke bedurfte die gepuderte „Stutzfrisur", sei es von künstlichen, sei es von eigenen Haaren zurecht gestutzt, mit ihren „Taubenflügeln" und „Vergetten", d. h. den sanft gekräuselten Haarwellen an den Schläfen, vorsichtigster Schonung.

Der Hut, der bereits bei dem zuerst aufgekommenen Haargebäude welches den Kopf bedeckte, als Kopfbedeckung logischerweise überflüssig erschienen hatte und mehr zum Staat aufgesetzt worden war, wurde von „feinen" Herren nun ganz in der Hand gehalten, um den Haarputz nicht zu „troublieren".

Den großen breitrandigen Schlapphut des dreißigjährigen Krieges hatte man, teils um ihm ein keckeres Aussehen zu geben, teils um handlicher zu sein, schon zu den Zeiten des Beginnes der Löwenmähne eine Krempe umgeschlagen. Dieser einen Seite der Krempe war dann die andere gefolgt, auch hatte der Hut selbst an Größe bedeutend abgenommen. Nun bog man auch die dritte Seite um und der klein und zierlich gewordene Hut — mit um den Mittelpunkt herumgelegten Federwerk (plumage) anstatt der früher lang herabwallenden Einzelfeder, begleitete die Häupter mehr zur Zierde als daß er dieselben bekleidete. Immerhin aber war dieser Hut doch mitunter als Hut benutzt und aufgesetzt worden. Die neue Frisur des achtzehnten Jahrhunderts verlangte indessen, wie schon kurz erwähnt, die subtilste Schonung, damit nicht der Schmetterlingsstaub des Puders verwischt oder gar die zarte Vergette gedrückt werde. Aufgesetzt konnte mithin der Hut nicht werden, ohne in die schwierigsten Konflikte mit der Unverletzlichkeit des toupées zu geraten, die zwar dem Offizier und Soldaten weniger, dem Hofmann aber um so mehr als heilig galt. Da die eine Hand des jungen wie des alten „Elegants" den unentbehrlich gewordenen Stock aus dickem spanischen Rohr mit obligatem Gold- oder feinem Porzellan-Knauf führte, die andere aber jederzeit frei sein mußte, um den Geboten der Galanterie folgend, die Fingerspitzen einer Dame, wenn einer solchen begegnet wurde, zart zu berühren, so wurde der Hut unterm Arme getragen. Damit dies nach Möglichkeit so bewerkstelligt werden konnte, daß auch der Hut seinerseits nicht Gefahr laufen brauchte, zerdrückt zu werden, ließ man die Aufbiegung der einen Krempe wieder weg und machte ihn zweiseitig. So drückte er sich flach zusammen.

[117]) In der Tat liegt gar kein geringer Teil des Geheimnisses des Erfolgs — wie hier im kleinen, so anderswo im großen Maßstabe — in der Fähigkeit und gewissermaßen Rücksichtslosigkeit, sich über Schranken hinwegzusetzen, die moralisch durchaus nicht solche sind, sondern nur von der Pedanterie der Menschen und in der Einbildung derselben zeitweise mit einem Scheine von Wichtigkeit und Unverletzlichkeit umgeben werden. Man denke als Beispiel nur an das katzenartige Vorspringen der in Plänklerketten und Tirailleurlinien aufgelösten republikanisch-kaiserlichen voltigeurs Napoleons gegenüber den abgemessenen Schritten ihrer in Kolonnen vorgehenden Gegner, welche sich nicht sobald von dem Marschtempo emanzipieren konnten, welches bei Torgau üblich gewesen war.

Schließlich nahm die vielgeprüfte Kopfbedeckung die dreispitzige Form an und statt der Plümage ward sie mit Tressen und Borden besetzt.

Es wäre unverzeihlich, wenn nicht im Anschluß an den Zopf, diesen zum Sinnbilde starrer Pedanterie gewordenen Wahrzeichen einer ganzen Zeitepoche, die Gamaschen erwähnt würden, die im Volksmunde als Zwillingsgeschwister des reglementsmäßigen Soldatendrilles gelten.

„Gamaschendienst, Gamaschengeist, Gamaschenheld" sind Bezeichnungen, die sich mit dem heutigen Ausdrucke „Kommiß" vollständig decken. Sie stigmatisieren eine Art oder vielmehr Unart des militärischen Wesens, die bei untersubalterner Auffassung gegebener Bestimmungen und beschränkter Buchstabenknechtschaft der Auslegung von Vorschriften oft zwecklos bis aufs Blut peinigen. Derartige mißverstandene Auffassungen sind es, die dann bisweilen Ausübungen verlangen, welche zwar an sich und in wohlverstandenem Maßhalten der Disziplin, der Ausbildung und der Schlagfertigkeit der Armeen zum allergrößten Segen gereichen, in ihrer Unnatur aber recht häufig das gerade Gegenteil bewirken.

Mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, bei dessen Friedensverhandlungen alle Beteiligten, Diplomaten, Gelehrte und allerhand Leute, die niemals ein Pferd zu besteigen Veranlassung gehabt hatten, der Mode zu Liebe gestiefelt und gespornt erschienen waren, kam der wehrhafte Stiefel nach und nach ab. Je mehr sich friedliche Regungen wieder bemerkbar machten, um so mehr gelangten Schuh und Strumpf zu erneutem Ansehen. Schnallenschuhe und Eskarpins, Seidenstrümpfe und kurze Sammethöslein erreichten an der Grenzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts, unterstützt von den Höfen und deren gezierter Maniertheit, den Höhepunkt ihres Daseins. Auch muß unumwunden zugestanden werden, daß durch die hierdurch erreichte Gliederung, die Bekleidung der Beine — sofern dieselben selbst weder nach X noch nach O abweichen — einen eleganten, künstlerisch wohltuenden Anblick gewährte. Von dem heute beliebten, bis zum Exzeß unschönen Röhrensystem der ganzen Kleidung sticht jene auf das vorteilhafteste ab. Bei den Armeen war der Stiefel wieder in den alleinigen Besitz der Reiterregimenter zurückgegangen, während die Fußtruppen gleich der übrigen Menschheit mit Schuhen und Strümpfen angetan waren. Die Friedfertigkeit dieser zu Salonstücken gewordenen Gegenstände ließ aber seiner nicht spotten und schickte sich an, das Schlimmste zu begehen, was es gibt — Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde. Es wiederholte sich eine Erscheinung, die schon vor Jahrhunderten einmal sich bemerkbar gemacht hatte. Denn sowie der Grenadier oder irgend einer seiner Kameraden aus dem Bereiche seines Schilderhauses heraustreten mußte und auf Märschen den Einflüssen der Witterung sowie der oft äußerst ungünstigen Bodenverhältnisse sich ausgesetzt sah, ergab es sich zur Evidenz, daß sotane Art von Unterzeug für ernstere Unternehmungen weit mehr ein Hinderungs- als ein Schutzmittel war. Es wurde daher — in etwas an die Landsknechtszeit erinnernd — teils von Leder, teils von Tuch oder fester Lein-

wand ein abnehmbarer Überzug hergestellt, der über Schuh und Unterbein geknöpft, das Eindringen von Fremdkörpern sowie andere Unzuträglichkeiten verhinderte.

Auf dem Sgraffitogemälde werden Gamaschen von dem Grenadier getragen, dessen hohe (der noch höheren preußischen nachgebildete) Blechmütze zweierlei Zwecken diente. Erstens erhöhte sie den Eindruck der Größe des Mannes („langer Kerl" genannt), und welcher Wert, insbesondere vom preußischen Könige, auf solche Erscheinungen gelegt wurde, ist bekannt genug. Sodann war die Form dieser Blechhaube oder Grenadiermütze (im Gegensatz zu dem in der Breite ausladenden Hute) der Armbewegung beim Werfen der Handgranaten nicht hinderlich. In Sachsen wurden diese Grenadenwerfer oder Grenadiere, welche bis dahin zwischen den mit Musketen Bewaffneten oder Musketieren vermischt gestanden hatten, im Jahre 1722 zu eigenen Kompagnien formiert, die im Bedarfsfalle zu Grenadierbataillonen zusammengefaßt werden konnten. Das heraldische Abzeichen eines schwarzen Adlerfluges, auf dem Rockärmel angebracht, kennzeichnet den hier zur Darstellung gelangten Grenadier als einen Herrn von Kyaw. Hier möchte eine Bemerkung eingeschaltet werden, die hinfort beim Betrachten des Fürstenzuges Berücksichtigung finden muß. Mit dem Erlöschen der personellen, dem Individuum freigestellten Tracht des Mittelalters und dem Umsichgreifen eines uniformen Schablonen-Kostüms, beziehentlich einer dienstlich vorgeschriebenen Armeekleidung, wird das äußerliche Anbringen von Geschlechtswappen immer seltener und schließlich zur Unmöglichkeit. Es wächst daher auch für den darstellenden Maler die Schwierigkeit, diese Familienabzeichen, die sich gewissermaßen auf den Siegelring des Trägers gerettet haben, an geeigneten Stellen erscheinen zu lassen. Daß die Familie von Kyaw — eines der ältesten und angesehensten Geschlechter der Lausitz, von welchem Friedrich und Peter 1396 lebten, Friedersdorf, Gießmannsdorf und Lohsa innehabend — gerade an dieser Stelle, unmittelbar hinter August dem Starken ihren Platz gefunden hat, ist sehr geschickt gewählt. Denn die lustigen Einfälle und schnurrigen Erzählungen des Generals von Kyaw, der unter diesem Kurfürsten beinahe zwanzig Jahre lang Kommandant der Felsenfestung Königstein war, haben seinem fürstlichen Herrn und dessen Umgebung allzu große Erheiterungen gebracht, als daß dies in Vergessenheit geraten dürfte. Ja, der allezeit schlagfertige, oftmals scharfe Witz und der niemals versiegende, vielfach mit ernsthaften Ratschlägen politischer Natur verbundene Humor dieses Kavaliers haben denselben im Volksmunde sogar als eine Art Hofnarr fortleben lassen, was er — der kurfürstliche Generalleutnant — selbstverständlich nicht gewesen ist.

Die vielfach ineinander verschmelzende Krieger- und Hofmanns-, Feld- und Salon-Tracht altfranzösischen Stils ging immer mehr in die vom preußischen Militarismus beeinflußte Gewandung über, auf welcher im allgemeinen die gesamte Art unserer heutigen Kleidung basiert. Bevor von

dieser Wandlung gesprochen werden soll (an der Hand der auf dem Fürstenfries vorkommenden Erscheinungen), möge die Figur des Schweizergardisten gerade dieses Umstandes wegen Erwähnung finden, denn sie gehört keiner von beiden Richtungen an. Die Tracht dieser speziellen Haustruppe sollte die der alten Rütlimänner imitieren; bei den Offizieren derselben ward dem Zeitgeschmack etwas mehr Rechnung getragen.[118])

Wie die Leibkürassiergarde, das jetzige Gardereiterregiment und die Garde du corps, aus den Trabanten zu Roß (der sogenannten „Hoffahne der Einspännigen"), so war die Schweizerleibgarde in Sachsen aus den Trabanten zu Fuß der ältesten Zeiten des Söldnerwesens hervorgegangen. Als ältester nachweisbarer Hauptmann der kurfürstlichen Fußtrabanten erscheint ein Herr von Zaunmacher, welcher im Jahre 1579 gleichzeitig zum Kommandanten von Dresden ernannt wurde. Auf dem Fürstenzuge wird der Schweizer dargestellt von einem Herrn von Globig, dessen Wappenschild (drei Schilfgloben) an der Agraffe des Hutes angebracht ist. (Conradus de Globecke, miles, lebte 1290; anno 1359 ward Andreas von Globyc mit dem Burglehen zu Pirna belehnt.)

Der Löwe von Luzern, in seiner tief ergreifenden Trauer, wacht voll stolz majestätischer, von Herzeleid durchtränkter Wehmut zwar nur über den Namen derjenigen Schweizer nationaler Geburt, die in aufopferndem Heldenmute ihr Leben vor den Gemächern des unglücklichen Königspaares von Frankreich gelassen haben. Aber, wenn Gott es gefügt hätte, die an Elbe und Saale geborenen Schweizergardisten in Sachsen auf eine gleiche Probe zu stellen, so würden sie, wie alle sächsischen Truppen, deren Treue und Tapferkeit schon längst auf ungezählten Schlachtfeldern zur historischen Tatsache geworden ist, unzweifelhaft sich in eben derselben Weise aufgeopfert und bewährt haben. — Noch einmal muß auf Ludwig XIV. zurückgegriffen werden. So wenig groß dessen menschlicher Charakter war, so ist dieser König doch ein großer Monarch gewesen; als solcher aber der Ausgangspunkt der verschiedensten Einrichtungen und Veränderungen auf vielen Gebieten. Und wenn auch das Gebiet des Trachtenwesens kein welterschütterndes

---

[118]) Aus dem Umstande, daß das Offizierkorps der Schweizergarde nach den auch bei der Arcierengarde in Wien, den Hartschieren in München, den Monteros in Madrid und der Nobelgarde in Rom geltenden Grundsätzen gebildet, stets ein außerordentlich kleines gewesen ist, mag es kommen, daß, während andere Waffengattungen und ihre Uniformen vielfach in Gestalt von Einzelporträts bildnerisch verewigt sind, Bilder von Schweizer-Offizieren zur größten Seltenheit gehören. Außer einem ziemlich undeutlichen Miniaturporträt der Armeesammlung des Generals von Wurmb existieren nur zwei diesbezügliche Gemälde. Das eine stammt aus dem Pinsel des als Spezialkenner altsächsischer Uniformierungen weit geschätzten Historienmalers Gustav Müller, Inspektors der Königlichen Gemäldegalerie, welcher durch seine grundlegenden Darstellungen der intellektuelle Urheber der sächsischen Militärtypen ist, die unter der sachkundigen Hand des Majors Otto Müller auf der Pariser Weltausstellung im Auftrage des Kriegsministeriums ausgestellt, gerechtes Aufsehen erregt haben. Ein anderes Schweizer-Porträt hat die Malerin Scholz-Plagmann geschaffen.

ist, so haben doch von jeher die Trachten, als zuerst sichtbare Äußerungen der Art, in welcher die verschiedenen Völkerschaften in die Erscheinung getreten sind und auf der Bühne der Weltgeschichte operierten, ihre symptomatische Geltung gehabt. Ludwig XIV. war ein eben solcher König des Hofes, der Intrigue, der Üppigkeit und Pracht, wie ein solcher der Staatskunst, der weitgehendsten und weitausschauendsten Pläne, der Eroberungen des Feldlagers und der Armee. Ludwig XIV. ist es vor allem, durch den der bis dahin noch immer recht willkürlichen Tracht der zu regulären Soldaten gewordenen Krieger der Kleidung innerhalb der Armeen — der Uniform — ein bestimmtes Gepräge gegeben worden ist. Dann aber, rückwirkend, war er es auch, der diese Kriegertracht hoffähig machte.

In sämtlichen europäischen Ländern (mit alleiniger Ausnahme Spaniens) hatte sich, trotz allen Wirbelns und Drehens verschiedenartigster Sitten, Gebräuche und Kleidungen, doch auf dem tiefsten Grunde, gewissermaßen der Volksseele — bei den ehrlichen Landleuten in deren, vom großen Verkehr weit abgelegenen Dörfern und Tälern — ein, auch im Äußeren zur Geltung kommendes „Festhalten am alten" bewährt. So hatte sich die Schaube, das allgemeine Ehrenkleid des späteren Mittelalters, von den Kemenaten und Ratsherrenstuben aufs Land gerettet und wurde hier fort und fort weiter getragen. Natürlich ging das nicht ohne kleine Änderungen da oder dort, welche durch Lebensgewohnheiten oder Nützlichkeitsrücksichten eingeführt wurden. Jedenfalls aber, und das ist die Hauptsache, wurde aus der Schaube der lange Bauernrock, das Staats- und Kirchenkleid des Landmannes, das Hauptstück von dessen Festtagsschmuck.

Als die großen fortwährenden Kriege ein immer größeres Menschenmaterial absorbierten und immer weiterer Ergänzungen desselben bedurften — so daß schließlich die Werbetrommel am Ende ihrer Weisheit ankam, weil keine kriegslustigen Leute in genügender Menge mehr vorhanden waren —, da griff man, ausgerüstet mit neuen Gesetzesparagraphen, welche die Einstellung genügenden Menschenmaterials in die Reihen der königlichen Regimenter verfügte, auch auf die Söhne der ansässigen wohlhabenden Landleute. Diese aber traten — eine ungleich wertvollere, bessere und sozial angesehenere Art von Rekruten als die bisherigen Wildfänge der Landstraßen — in ihren Sonntagsröcken vor die gestrengen maires und die autokratischen Herren Kommissare des noch autokratischeren Königs, welche ihrerseits hoch erfreut waren, einen quantitativ wie qualitativ so guten Fischzug gehalten zu haben. Die Bekleidungsart dieser gern gesehenen Rekruten — welche zwar Ordre parieren mußten, denen man aber gern etwas Gutes antat und denen man vor allen Dingen (der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe) bemüht war, das Heimweh im Keime zu ersticken —, der „Bauernrock", gab nun die Grundlage zur weiteren Uniformierung. Man dekorierte denselben mit blanken Knöpfen von Metall und goldenen wie silbernen Tressen; auch wurden verschiedenfarbige, die Truppenteile unterscheidende Abzeichen an ihm angebracht, der in seinen Grundfarben

(der Provinzialzugehörigkeit seines Trägers entsprechend) selbst schon verschieden war. Die Exaktheit im Gebrauche der Hand-Feuerwaffen, und demgemäß eine möglichst intensive gleichmäßige Ausbildung mit denselben, war um diese Zeit zu einer sich stetig steigernden Anforderung geworden. Um aber die Gewehre und deren Mechanismen geschickt handhaben zu können, die sich zu Flinten entwickelten, als das Steinschloß aufkam,[119]) mußte dafür gesorgt werden, daß das Feingefühl der Hände mehr noch als sonst gebrauchsfähig bleibe. Aus dieser — von der unerbittlichen Praxis diktierten — Rücksicht wurden, um die Möglichkeit zu haben, die Hände beispielsweise vor Frost zu schützen, die Ärmel so lang gemacht, daß man dieselben für gewöhnlich nicht anders als umgeschlagen oder aufgeschlagen tragen konnte. Hierdurch ist der Ärmelaufschlag entstanden.

Nachdem nun der Bauernrock mit seinen notwendig gewordenen Modifikationen als Grundtypus der Uniform eingeführt war und mithin auch von den Offizieren getragen werden mußte, stand man vor der Notwendigkeit, ihm eine gewisse Eleganz zu verleihen, aus dem einfachen Grunde, weil die Offiziere den Hofkreisen angehörten. Diese Kavaliere ihrerseits wollten ihr reich gesticktes, meist enganliegendes, aus dem Koller entstandenes Wams — an dessen Halsausschnitt jetzt Halstuch und Spitzenjabot um den Vorrang stritten — nicht ohne weiteres aufgeben. So zogen sie den langen (der altklassischen Tunika nicht unähnlichen) Rock über dasselbe, ihm hierdurch vorübergehend den Charakter eines Mantels verleihend. Aus jenem Unterwams entstand allmählich die Weste, die in ihren Anfangsstadien eine verhältnismäßig bedeutende Länge und immer noch das Aussehen eines selbständigen Oberkleides hatte. Sehr spät erst wurde sie kurz und erhielt den Stempel ihrer Degradierung dadurch, daß zu ihrem Rückenteil (weil derselbe nun definitiv unsichtbar geworden war) minderwertiger Stoff genommen ward. Zur standesgemäßen Ausputzung des vom feldmäßigen Soldatenrock zum salonfähigen Offiziersanzug avancierten Kleidungsstückes — des Rockes — taten Verschnürungen und Verzierungen das ihrige und — in kluger Berechnung wie genauer Kenntnis aller einschlagenden Verhältnisse — war die Staatsrobe fertig geworden.

Der Kulturhistoriker Falke nennt mit sehr großem Rechte diese, mit allem Pomp und allen Finessen aufs reichste und schönste ausstaffierte Robe Ludwigs XIV.: „ein Prunkstück sondergleichen und doch bemitleidenswert armselig im Vergleich zu der alten breiten und doch so stolzen Pelzschaube der Reformationsperiode“. Eine Art Rückwirkung wiederum der Staatsrobe auf Bürger- wie Soldatenrock wurde Justaucorps genannt. Derselbe gewann wesentlich an Taille und legte seinen Schwerpunkt außer auf die „fast“ übertrieben reiche Stickerei, in die Patten und ungeheuerlich angewachsenen Aufschläge. Aus letzteren heraus lugte, wie ein Seiden-

[119]) Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war das Steinschloß mit seiner Batterie erfunden worden und begann die älteren Systeme des Rad- und Schnappschlosses zu verdrängen.

pintscherchen aus der Hütte eines großen Kettenhundes, die vielfach mit Ringen besteckte Hand. Weite faltige Spitzen-Manschetten trugen das ihrige dazu bei, die Hand recht klein und zierlich erscheinen zu lassen, welche den alten guten Charakter der „biederen Rechten" nur allzu häufig als etwas Überwundenes abgestreift hatte. Zwischen den Fingern begann man die Tabatière zu führen, und der immer zierlicher werdende Stock von glattem Bambusrohr mit goldenem Knaufe oder kostbarem Porzellangriff hing an einer seidenen Quastenschnur von ihnen herunter. Auf den Galaroben erschienen nun nach und nach und zwar zumeist in hervorragend künstlerischer Weise, nicht ohne Benutzung von Brillanten und sonstigem Edelgestein, die Ordensinsignien eingestickt, welche ethisch wie materiell gleich wertvoll, teils durch Gunst verliehen, teils durch Verdienst erworben wurden, vielfach aber auch nur ein Zeichen äußerlicher Art dafür waren, daß in den Adern des betreffenden „Funkelnden und Strahlenden" fürstliches Blut rolle. Als dergleichen Orden sind hauptsächlich außer dem englischen Hosenbandorden und dem burgundisch-habsburgischen vom Goldenen Vließ anzuführen: der französische Orden vom Heiligen Geist, der dänische Elefantenorden und der polnische Weiße Adlerorden.[120])

Wie von Frankreich ausgehend der lange und weite Soldatenrock durch allerhand Verzierungen sowie Änderungen im Schnitt zum Hof- und Staatskleide der männlichen Welt erhoben worden war, so machte sich im Norden von Deutschland eine Strömung geltend, welcher es in den letzten Folgerungen ihrer Konsequenzen gelungen ist, dem aus den praktischen Bedürfnissen der berittenen Truppen heraus entstandenen — Frack eine Siegeslaufbahn zu eröffnen, die (leider) noch heute nicht zum endgültigen Abschluß gekommen ist. „Leider", denn der „Frack", in Wahrheit das „Vrack" eines Rockes, ist tatsächlich mit der Zeit zu einem Angstgestell herabgesunken.[121]) Beim Dienst zu Pferde hatte von Anbeginn der Einführung des militarisierten Bauernrockes an, die Länge desselben erheblich gestört. Erst heimlich und unerlaubt, dann öffentlich und durch Reglement geordnet, waren die Schöße dadurch unschädlich gemacht worden (und das Hindern derselben beim Reiten in Wegfall gekommen), daß man sie nach außen umklappte und mit Haken oder Knöpfen befestigte. Bei anderfarbigem Unterfutter tat dieses Umschlagen auch fürs Auge eine gute Wirkung und, mit der Farbe des Ärmelaufschlages in Einklang gebracht, bildeten die solchergestalt umgeschlagenen Schöße eine willkommene Be-

---

[120]) Der Kostspieligkeit wegen und wohl auch infolge der mit der Zeit stark überhandnehmenden Ordensverleihungen hat diese Art der Kunststickerei, d. h. das Einsticken von Ordensinsignien auf Rock oder Frack allmählich mehr und mehr abgenommen. Heutigen Tages erinnert außer den Investiturmänteln der hohen Verdienstorden (Schwarze Adler u. s. w.) wohl nur noch das Anheften des Linnenkreuzes der Johanniter an diese innige Verbindung der Dekoration mit dem durch sie zur Ordenstracht erhobenen Kostüm.

[121]) Jähns leitet ihn ab von dem englischen „frock", was ursprünglich einen Stallkittel bedeute.

reicherung der Regimentsunterscheidungen. Bald gewann man Freude an dem neuen Kleidungsstück, dessen Hinterenden man schließlich gleich von Hause aus vorschriftsmäßig umgebogen anfertigte. — Es entstand der Frack. Und obgleich dies nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, wurde derselbe doch der Gleichmäßigkeit wegen auch beim Fußvolke eingeführt. Diese rein dem Militarismus entsprungene Tracht mit ihrem schwalbenschwanzartigen Ansatz fand — durch zwei Faktoren unterstützt — überall, schließlich auch in nichtmilitärischen Kreisen Verbreitung. Ja, dieses zum Unkraut gewordene Gewächs, der Frack in seiner monotonen schwarzen Farbe, beherrscht — seitdem sein farbiger Bruder im Prinzip von den Armeen fallen gelassen worden ist — alles, was mit dem modernen Namen „Civil" in irgendwelcher Verbindung steht: Standesbeamten und Bräutigam, Kandidaten und Professor, Oberkellner wie Volksredner, Minister wie Jubilar, Gast wie Gastgeber, Trauernde und Fröhliche.

Ebenso wie die Siege Friedrichs II. von Preußen und der Kriegsruhm dieses Königs die Runde durch Europa machten, ebenso fand das an sich zwar recht lächerliche und an das „Räuspern und Spucken" des Jägers in Wallensteins Lager erinnernde, aber in ähnlicher Weise auch später gar oft wiederkehrende Bestreben Widerhall, die Uniform dieser siegreichen Armee anzunehmen. (Man denke nur an die roten Hosen von Solferino.)[122])

Sodann aber fiel die Tatsache schwer in die Wagschale, daß der Preußenkönig, so sehr er sonst im Voltaireschen Esprit französischem Wesen huldigte — nicht allein als erster Diener seines Staates, sondern besonders auch als erster Soldat seiner Armee sich fühlend — bei allen Gelegenheiten, ebenso zu rein politischen Staatsaktionen wie im privaten bürgerlichen Verkehr denselben Generalsrock anlegte, den er zu einer Revue seiner Truppen anzog. Paradefeld und champ de bataille gingen ihm über den Thronsaal; die Geheimen Räte sollten einschwenken wie die Flügelleute. Der Uniform der Armee mußte allenthalben Ehre angetan werden. Der Soldat sollte und mußte „sich fühlen" und stolz darauf sein, mit dem Könige einen und denselben Rock zu tragen: die Uniform der Armee.[123])

---

[122]) Die umgelegten Schöße des Frackes wurden mit der Zeit immer spitzer und schmäler, so daß sie sowohl, wie die stetig kleiner werdenden Aufschläge schließlich gar nicht mehr an ihren Ursprung erinnerten.

[123]) Schön und geschmackvoll waren diese Typen vom Königsrock, deren Hauptgrundfarbe bei den Sachsen (wie bei Österreichern und Franzosen) weiß gewesen ist. Freilich sahen diese Uniformen gemeiniglich bei Paraden und Festlichkeiten glänzender und strahlender aus, als wenn sie durch die Ackerfurchen des Schlachtfeldes gezogen waren. Aber die zerfetzteste Fahne ist die ruhmreichste und Feldmarschall Daun wie Herzog von Württemberg in ihren Galaanzügen hatten Recht, als sie den sächsischen Oberstleutnant von Benkendorf — der mit seinen Dragonern die Schlacht bei Kolin entschieden hatte — wegen dessen staubigen und blutbedeckten Rock beneideten. Und allen historischen Berichten wie unparteiischen Darstellungen zufolge muß speziell die sächsische Armee auch nach den größten Strapazen im Felde durchgehends einen schönen, ja herrlichen Anblick gewährt haben. Traurig und abgehärmt mögen die Gesichter der 14 000 beklagenswerten Krieger allerdings gewesen sein, die, während sie den preußischen Waffen mutvoll widerstanden hatten, wegen

Durch diese Ehrung wurden die blindlings gehorchenden todesmutigen Träger von „Königs Rock“ entschädigt für so manche rauhe und harte Behandlung. Von dieser Zeit her datiert die Sitte, die nach und nach von allen Fürstlichkeiten angenommen worden ist, daß die Souveräne auch bei nicht militärischen, vielmehr nur rein sozialen oder politischen Gelegenheiten oder Handlungen in der Uniform eines ihrer Regimenter oder in derjenigen eines Generals auftreten.

Friedrich August der Gerechte, der erste König von Sachsen, an dessen Hute die von ihm am 16. Juni 1815 eingeführte Landesfarbe „weiß und grün“ als Kokarde angebracht ist, trägt, wie er dies immer mit Vorliebe zu tun pflegte, auch auf dem Gemälde des Fürstenzuges die rote Uniform seiner Leibgrenadiergarde mit dem grünen Bande des von ihm gestifteten Ordens der Rautenkrone.

„Providentiae memor“ — „der Vorsehung eingedenk“ ist die Devise dieses Ordens. Wenn ein Fürst von der Vorsehung, die er wie jeder gute Christ als Führung des persönlichen Gottes ansieht, derartig harte, ja erschütternde Stöße bekommen hat, wie dieser erste König von Sachsen, und er bleibt dennoch bei diesem Worte als Wahlspruch — so verrät dies einen ganz ungewöhnlich hohen Grad von Glaubenszuversicht. Und

---

Hunger und Entkräftung am Fuße des Liliensteines zu kapitulieren sich genötigt sahen und um Brot flehten, nachdem zweitausend von ihnen eines elenden Todes gestorben waren. Aber wie trotz ihrer zerrissenen Herzen und zerschlagenen Gemüter der Eindruck von Haltung und äußerem Aussehen dieser Truppen noch immer ein imposanter gewesen ist, das geben selbst feindliche Beobachter zu. So sagt z. B. hierauf bezüglich die Geschichte des Kgl. Preußischen Regimentes Garde du corps von Schöning Seite 75 u. f. folgendes: „Die zur Übergabe gezwungene sächsische Armee ist schön. Besonders kann ich sagen, daß ich, so lange ich lebe, weder bei uns noch anderwärts etwas Schöneres gesehen habe, als die vier Eskadrons Garde du corps, jede zu 120 Mann (so sollen sie wenigstens sein) sowohl an Mannschaften und Pferden, als an Montierung. Man kann von ihnen keine Beschreibung machen, weil sie keinen anderen Truppen in der Welt ähnlich sehen. Das Grenadierbataillon Garde ist auch süperbe usw.“ — Hier dürfte es wohl am Platze sein, nachdem von dem *Äußeren* der sächsischen Armee (wenigstens zur sogenannten Fridericianischen Zeit) geredet worden ist, erstens einmal darauf hinzuweisen, daß die Armee *nicht nur damals*, sondern auch *späterhin* und *immer* ein gleiches Lob verdient hat. Sodann aber muß, während der *innere* Wert unseres vaterländischen Heeres an anderen Stellen der vorliegenden Betrachtung Erwähnung findet, auf einen Moment aufmerksam gemacht werden, von welchem viele andere Armeen in der glücklichen Lage sind, nicht betroffen zu werden, welches aber angetan ist, den Ruhm der Selbstlosigkeit soldatischer Tugenden noch zu erhöhen. Ein eigentümliches, schier trauriges Verhängnis hat nämlich — wie ja aus der Geschichte bekannt — in *der* Art auf den sächsischen Waffen gelastet, daß dieselben (wie auch Aster sehr richtig hervorhebt) so sehr häufig, wenn nicht meistens durch unglückliche politische Verhältnisse veranlaßt, auf diejenige Seite kriegführender größerer Mächte schlagen mußten, welche zuletzt im Kampfe unterlagen, und — was noch weit schlimmer ist — recht oft sehr undankbar waren, für das Blut, welches die Sachsen auch ihretwillen vergossen und die großen Opfer, welche Armee und Volk dargebracht hatten. Da ist es denn allein *unbefleckte Ehre*, das reinerhaltene gute Gewissen kriegerischer Tüchtigkeit, was auch im Unglück Mut und Selbstvertrauen gibt. Allerorten und immer hat die Weltgeschichte des Verhaltens der Sachsen rühmend und in gerechter Würdigung gedacht.

ein solches Beispiel vom Throne herab gegeben muß vorbildlich wirken. Den herben Becher des Leidens und der Schmerzen mußte dieser edle Fürst bis zur Neige leeren. Der Zweig des giftigen Fingerhut, der sich auf dem Sgraffito-Gemälde unter den Blumen befindet, die ihm gestreut sind, deutet dies (so denke ich) sinnbildlich an. Aber, wie das Digitalis als Arznei verwendet, Wunder tut, so hat jener Schmerz und jenes Leid dazu geführt, daß die Liebe und die Treue zwischen Sachsens Fürsten und Sachsens Volke nur noch fester wurden, und daß die segensreiche väterliche Fürsorge des Königs und seiner erlauchten Nachfolger dem kleiner gewordenen Lande um so eingehender und wirksamer zum Heile und zum Wohle diene.

Politisch-Geschichtliches.

VI.

Friedrich August des Gerechten Nachfolger, sein bereits im 72. Lebensjahre stehender Bruder Anton (1827—1836), der zwar dieselbe vortreffliche Erziehung genossen hatte, wie der Verstorbene, war den Staatsgeschäften bisher gänzlich fern geblieben und hatte sich überhaupt nur sehr wenig vor der Öffentlichkeit gezeigt, so daß seine Persönlichkeit der großen Menge des Volkes bei seiner Thronbesteigung beinahe gänzlich unbekannt war, daher kam es, daß es den aus der französischen Revolution herausgeborenen, in allen Ländern verstreut existierenden Elementen des Umsturzes, mit der Lust von bösen Dämonen alle Zufriedenheit untergrabend und allem Vertrauen Hohn sprechend, für den ersten Augenblick gelingen konnte, wenn auch noch so unbegründet, Mißtrauen gegen den neuen Herrscher auszustreuen. Bald aber hatte man Gelegenheit, des Königs liebevolles gutes Herz aufs eingehendste kennen zu lernen, und ist der schlagendste Beweis hierfür die Tatsache, daß seine dankbaren Untertanen ihm den Namen „der Gütige" gegeben haben.[124])

[124]) Eine auf verbürgter Wahrheit beruhende Anekdote möchte hier eingefügt werden. Auf einer Reise durch das Land, welche König Anton anstellte, um kennen zu lernen und kennen gelernt zu werden — und die, wenn auch nicht einem Triumphzug römischer Imperatoren ähnlich, so aber doch die ungeheuchelte und ungeschminkte Liebe des Volkes zu seinem Landesvater aufs eindringlichste zur Anschauung brachte — spielt diese Begebenheit. Der eine gute Wegestrecke vor dem königlichen Wagenzuge voranreitende Adjutant fand am Eingange einer kleinen Stadt des Gebirges die Bürger und den Bürgermeister in fröhlicher Stimmung und mit erwartendem Herzen vor einer großen Ehrenpforte vereinigt, auf der die Worte strahlten: „Anton dem Eroberer." — „Um Gottes Willen, meine Herren," sagt der zu Tode erschrockene Offizier, „was haben Sie da gemacht? Diese Inschrift kann unmöglich stehen bleiben. Wir wissen alle, wie gütig und gnädig unser erlauchter Herr ist und wie sehr derselbe sich seines Landes annimmt. Aber Eroberungen hat er doch niemals gemacht." — „Bitte, Herr Oberleutnant, lesen Sie nur weiter" war die ruhige Antwort des von der Richtigkeit seiner Handlungsweise durchdrungenen Hauptes der Gemeinde.

Sachsen war gerade damals im Begriffe, den Gipfel des Wohlstandes zu erreichen. Die von den mancherlei Kriegen, insonderheit der letzten Zeit, geschlagenen tiefen Wunden waren, dank weiser und fürsorglicher Regierungsmaßnahmen, im Vernarben begriffen. Handel und Gewerbe standen — ein deutliches Zeichen für Ausdauer und Festigkeit des Staates und dessen Grundlage, der Landwirtschaft, in Sachsen — bereits wieder in herrlicher Blüte, deren Fruchtbarkeit dann nach und durch den deutschen Zollverband noch wesentlich erhöht wurde. Abgaben und Steuern waren hier anerkannt so geringe, wie anderswo nicht, und die Staatsschulden waren auf ein beneidenswertes Minimum zurückgeführt worden. Trotzdem verbreiteten sich die Rebellionsunruhen von 1830 auch in Sachsen, wo sie (damals so, wie es immer sein wird) weit über das Ziel innerer Berechtigung hinausschossen und auf radikal aufrührerische Bahnen geleitet, sonderlich in denjenigen Kreisen Anklang fanden, in denen Verführer wie Verführte ihre geistige Nahrung aus dem Giftboden der Gottesfeindschaft und der grundsätzlichen Unzufriedenheit mit allem schöpfen, vor der Welt sich damit entschuldigend, ja brüstend, die „Segnungen" einer „aufgeklärten" Zeit zu bringen und die „Bedürfnisse" derselben zum Gemeingut werden zu lassen. Ob und daß dadurch dem Menschengeschlechte eine der köstlichsten Perlen aus dem Kranze genommen wird, der sich, Versöhnung bietend, um dasselbe herumlegt — die Zufriedenheit —, ist diesen Egoisten der Brutalität ganz gleichgültig. Vernünftigen Vorstellungen sind sie ja nicht zugänglich, obwohl sie (welcher Widerspruch!) die Göttin der Vernunft an Stelle Gottes setzen wollen. Auf das Jahr 1830 speziell zurückzukommen, so ist es übrigens Tatsache, daß die Epoche nach den Freiheitskriegen, in welchen und durch welche das Nationalgefühl des deutschen Volkes mit eiserner Faust aufgerüttelt worden war, eine solche gewesen ist, in der die Hoffnung auf ein großes einiges Vaterland die Gemüter der Besten bewegte. Wie indessen aber so häufig, maßten sich auch hier die Extremen und Ultra-Extremen die Führung an. Man strebte an diesen, ein ganz falsches Gefühl aufreizenden Stellen weniger eine berechtigte Vereinigung der deutschen Stämme zu einem föderativen Germanien an, als eine dem Deutschtum und Patriotismus fremde, ja gefährliche Verbrüderung „freier" Völker überhaupt, also einen mehr oder weniger babylonischen Völker-Ur-Brei unter den Fittichen der „Freiheit". Wie oft schon hat doch dieser von beinahe einem jeden anders aufgefaßte, Gift in seiner Zuckerschale bergende Begriff als Aushängeschild für alles Mögliche und Unmögliche sich mißbrauchen lassen müssen. Nach dem Rezepte der großen französischen Revolution sollte diese „Freiheit" gebraut werden. Fürstenmord, Zertrümmern des Eigentums und Vernichtung des Lebens der Widerstrebenden schwebte den Aufrührern als

---

Die Begrüßungsworte hatten in ihrer Vollständigkeit auf der Vorderseite keinen Platz gefunden. Ihre Fortsetzung befand sich auf der dem Orte zugekehrten Rück- oder Innenseite der Ehrenpforte. Und diese Ergänzung zu dem schmückenden Beiworte „Eroberer" lautete: „der Herzen".

Ideal vor und bildete das „rote Tuch", durch dessen Anblick die große Menge gereizt werden sollte.

Wie aber auch andererseits das stärkste Gift unter den Händen eines Kundigen zur Arznei werden kann, so brachte der in den Köpfen der damaligen Menschheit sich vollziehende Gärungsprozeß dort, wo diese Köpfe gutgesinnten, ruhig denkenden und gerecht urteilenden Patrioten angehörten, Überlegungen zu stande, die zu einer Gesundung im Weiterentwickeln von Staat und Gesellschaft geführt haben.[125])

Am 30. September 1830 nahm der alternde König Anton seinen Neffen Friedrich August, den Sohn seines hochbetagten Bruders Maximilian (der freiwillig auf die Thronfolge verzichtet hatte) zum Mitregenten an. Der Einfluß dieses jugendlichen allbeliebten Prinzen, dessen Wort, „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen", die dankbaren Sachsen ihm niemals vergessen haben, wurde in den Staatsgeschäften bald bemerkbar. Den Forderungen des Neuen sich dort nicht verschließend, wo deren Berechtigung erwiesen war, erprobtes Altes aber nicht unnötig aufgebend, war der Grundzug der nunmehrigen Regierung (mit dem Minister Bernhard von Lindenau an der Spitze). Sie war bestrebt, nach Möglichkeit die vorhandenen und den Gang der Staatsmaschine hindernden Gegensätzlichkeiten auszugleichen, ohne freilich sich schon so weit in die neue Zeit haben finden zu können, daß da und dort noch manchen anderen berechtigten Wünschen Berücksichtigung widerfahren wäre. Das Fürstenwort aber, welches König und Mitregent gegeben hatten, dem Lande eine zeitgemäße Verfassung zu erteilen, ging ein Jahr darauf in Erfüllung. Nachdem die versammelten, sich der hohen Bedeutung ihrer historischen Aufgabe vollbewußten Stände ziemlich sieben Monate lang einer mühevollen, außerordentlich verantwortungsreichen Arbeit gepflogen, die Regierung aber durch Milde, Nachgiebigkeit und wahren Opfermut, ja heroische Entsagung die Vereinbarungen gefördert hatte, wurde am 4. September 1831 eine neue Verfassung auf freiheitlicherer Grundlage — Konstitution genannt — als nunmehriges Staatsgrundgesetz bekannt gegeben.[126])

---

[125]) Ganz erklärlich ist es, daß sich selbst im bestregierten Staate Meinungsverschiedenheiten geltend machen können. Dieselben in loyaler Weise vorbringen zu dürfen, ist das Recht der Staatsbürger. „Seiner Majestät allergetreueste Opposition" kann unter Umständen eine berechtigte Erscheinung sein; und der hochherzige Ausspruch Friedrich Wilhelms IV.: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition" ist ein Beweis objektiven Durchschauens der Verhältnisse. Auch der beste Royalist kann mit diesen Überlegungen einverstanden sein. Dieselben nehmen dem Könige keine Perle aus der Krone und ihm kein Gefüge seiner Grundsätze. Die Hoheit der Person des Herrschers wird nicht angetastet; denn er ist nicht unfehlbar. Die Worte der Verfassung „die Person des Königs ist heilig und unverletzlich" leiden nicht unter **treu**gemeinter Kritik, sondern unter **falsch**gemeinter Unterwürfigkeit, bei der die Schlange lauert. Die Treue muß Grundlage und Korrektiv alles Tuns und Denkens sein. Möge diese schönste aller Tugenden in goldenen wie in schwarzen Tagen sich immerdar um Fürst und Volk schlingen gleich der grünen Raute, die sich über die goldenen und schwarzen Balken des Sachsenschildes windet.

[126]) Dieselbe basiert auf der Verantwortlichkeit der Staatsminister der Vertretung des Volkes gegenüber, welches Anteil am Leben und Wirken des Staates nimmt. Das Gottes-

Die hierdurch bewirkten Umgestaltungen waren die Vorläufer zum Eintritte Sachsens in den für das Gesamtwohl und die nationale Entwickelung Deutschlands so außerordentlich segensreichen deutschen Zollverein, 1834. Mit diesem, auf hochherzigem und weitsichtigem Entschlusse beruhenden Schritte ging einerseits die wirtschaftliche Selbständigkeit der Einzelstaaten mehr oder weniger verloren, andererseits aber gewann das so sehr notwendige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten und der „deutsche Gedanke" überhaupt.[127])

Noch war es dem königlichen Greise vergönnt, seinen achtzigjährigen Geburtstag zu erleben, getragen von der Liebe und Verehrung seines Volkes. Doch schon nach wenigen Monaten, nämlich am 6. Juni 1836, sollte sich an ihm, dem bejahrtesten aller Fürsten Europas, das Wort der heiligen Schrift erfüllen, über welches an jenem vorhin erwähnten festlichen Tage der Oberhofprediger von Ammon gesprochen hatte: „Wir sind

---

gnadentum des Königs ist geblieben, die absolute Herrschergewalt aber ihm genommen; da jedes Gesetz der Zustimmung der Minister bedarf. Die alten erblichen Stände bilden die erste Kammer, eine aus Wahlen hervorgegangene Körperschaft die zweite Kammer im Landtage des Königreiches. Gegen eine ganz außerordentlich geringe, von der Opferfreudigkeit der volksfreundlichen Dynastie zeugende Entschädigung (die sogenannte Zivilliste), deren Betrag den heutigen Verhältnissen gegenüber als eine ganz außerordentlich minimale bezeichnet werden muß, verzichtete das Königshaus hochherzig auf seinen Grundbesitz. Auch die überaus wertvollen Sammlungen der Fürsten wurden Staats-Eigentum. An die Spitze der Staatsregierung trat der Staatsrat, aus den Königlichen Prinzen und den höchsten Staatsbeamten bestehend; und an Stelle des bisherigen Geheimen Kabinetts kamen die sechs Fachministerien: des Auswärtigen, des Inneren, der Finanzen, der Justiz, des Kultus und des Krieges.

[127]) Naturgemäß mußte jene, wenn auch indirekt von deutschem Patriotismus, direkt aber doch wohl von finanziellen Beweggründen der deutschen Staaten diktierte Neuerung der Industrie und dem Handel von Vorteil sein, denen sie gewissermaßen auf den Leib zugeschnitten war. Die rapide Zunahme der Dampfmaschinen sowohl in den allerorten entstehenden Fabriken, wie deren Verwendung zu Eisenbahn- und Dampfschiffahrt, die Einführung des elektrischen Telegraphen, der riesenhaft sich erweiternde Postbetrieb taten das ihrige, um jene beiden Beschäftigungsarten von Stufe zu Stufe zu heben, während die Landwirtschaft, obwohl sich dieselbe den Neuerungen nicht verschloß, naturgemäß nicht gleichen Schritt halten konnte und kann. Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn wurde 1837 eröffnet und im selben Jahre fuhr auch das erste von drei in Aussicht genommenen Dampfschiffen auf der Elbe. Heute ist beinahe jede größere Stadt, sei es direkt, sei es indirekt, mit dem ins Unglaubliche gewachsenen Schienenstrang verbunden. Ja, gemäß der Zeitschrift des königlich sächsischen statistischen Bureaus vom Juni 1902, in welcher Regierungsassessor Dr. Wächter, unter Hervorheben der Verdienste des Ministers von Lindenau um die sächsische Städteordnung (1830) ein Bild der Städteentwickelung bietet, gibt es nach Fertigstellung der neueren Bahnlinien in Sachsen nur noch zwei kleine Städte, Wildenfels und Liebstadt, ohne Bahnverbindung. Heute verfügt die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft über einen Park von 43 Personendampfern, und Schleppdampfer aller Systeme, mit ihren „Sirenen" und ihrem Qualm die Uferbewohner peinigend, ersetzen das längst veraltete „Bomätschen". Die Jahresfrequenz an Passagieren gibt die erwähnte Gesellschaft im Jahre 1902 auf $3^3/_4$ Millionen an. Die „Briefmarke" — diese heutzutage den kleinsten Kindern bekannte und „selbstverständliche" Einrichtung — verblüffte 1845 die Welt.

allzumal Fremdlinge und Gäste auf Erden." Mit König Anton starb einer der wohlwollendsten, von reinster Herzensgüte beseelten sächsischen Fürsten.

Sein Neffe, der bisherige Mitregent, folgte ihm als König Friedrich August II., von 1836 bis 1854 regierend und stand ihm an Fürsorge wie Wohlwollen für seine Untertanen nicht nach. Am 18. November 1797, als ältester Sohn des Prinzen Maximilian und dessen Gemahlin Therese von Parma geboren, hatte Friedrich August, der mutmaßliche Thronerbe, seinen Namen nach dem des damals regierenden Kurfürsten erhalten. Er war also der vierte Friedrich August, erhielt aber als König die Bezeichnung „der Zweite". Mit seinen Brüdern Klemens und Johann erhielt er eine ausgezeichnete Erziehung, welche der treue Vater in rührend schöner Weise selbst leitete, seinen Kindern alle die kostbaren Schätze an Gottesfurcht und Pflichterfüllung in die zarten Herzen legend, welche die teure Mutter derselben, seine unvergeßliche Gemahlin, ausgezeichnet hatte, deren Tod bald nach Geburt des jüngsten Kindes erfolgt war. Den militärischen Teil der Ausbildung besorgte General von Cerrini. Das Hineinfinden Friedrich Augusts aus dem ancien régime in die Rolle eines konstitutionellen Monarchen verdient ganz besondere Anerkennung der Geschichte.

In Bezug auf die Kleinheit seines Sachsenlandes aber, das er in weit mehr als doppelter Größe gekannt hatte, haben sich seine Ansichten stets mit der Äußerung eines Mannes gedeckt, der nicht nur in Wahrheit den „Marschallstab im Tornister", sondern sogar eine Königskrone im Brotbeutel getragen hat — Bernadotte: „Nicht der äußere Umfang eines Staates macht dessen Stärke und Selbständigkeit aus, das tun vielmehr seine Gesetze, sein Handel, sein Arbeitsfleiß und sein Nationalgeist."

Der von den Königsmördern in Frankreich und ihren, auch nicht französischen, Egiponen immer aufs neue ausgehende Pesthauch brachte indessen im Jahre 1848 alle Welt aufs neue in Gärung. Der Wahn, durch Umsturz des Bestehenden und Revolution der Ordnungen einen Zustand erreichen zu können, von dem die Mehrzahl sich weder ein Bild machte, noch machen zu können im stande war, betörte wiederum eine Menge Menschen. Diese Menge setzte sich in der Hauptsache zusammen aus solchen, denen in ihrer „Aufgeklärtheit" Zufriedenheit, Dankbarkeit und Unterordnung als überwundene, der „Menschenwürde" nicht mehr angemessene Begriffe galten. Und derartige Menschen, die dem Teufel in ihrer Brust die unbedingte Obergewalt über den Engel einräumen, welchen der Gott gibt, den sie gemeinhin leugnen, sind immer dann zu finden, wenn die Loslösung von göttlicher wie menschlicher Ordnung als höchste Weisheit gepredigt wird. Auch Gutgesinnte waren vorhanden, die, um rein politische Zwecke zu erreichen, sich den Reihen derer zugesellten, die sie sonst nicht ihre Gesinnungsgenossen nannten. Schließlich auch gab es eine ganze Anzahl Rabulisten, die Königtum und patriarchalische Zustände abschaffen wollten, weil sie

ersteres als einengende Tyrannenherrschaft ansahen, letztere aber ihnen deshalb verhaßt waren, weil dieselben ihrer Eitelkeit keine Aussicht gewährten, als „Volksbeglücker" oder als Herostraten aufzutreten. Abgeklärte Wünsche konzentrierten sich schließlich in den Versammlungen des Frankfurter Bundestages. Aus diesen Versammlungen heraus, zu welchen als Abgeordnete aller deutschen Stämme ein guter Teil wohlgesinnter Männer, ja, wie Kaemmel sagt, die Blüte der deutschen Intelligenz gehörte, hatte sich die in der Paulskirche tagende Nationalversammlung konstituiert. Für Macht, Einigkeit und Herrlichkeit des Reiches schwärmten (absolute Zerstörer ausgenommen) deren Teilnehmer wohl alle. Ein wesentlicher Unterschied indessen bestand vielfach in den Gedanken über Form und Ausführungsart dieses Ideals. Bedauerlicherweise nahm der Einfluß der radikalen Demokraten überhand; der politische Freiheitsdrang ging des öfteren mit dem sozialen eine Verbindung ein, die vielfach über das Maß hinausstrebte, welches innerhalb der Gebote christlicher Nächstenliebe und freiwilliger Unterordnung sein Korrektiv findet und welche daher den Obrigkeiten wie Regierungen gefährlich erscheinen mußte.

Aus dieser Erwägung war die sogenannte Wiener Schluß-Akte hervorgegangen, in welcher die deutschen Staaten sich verpflichteten, bei Aufständen einander Hülfe zu leisten und den Fürsten ihre Souveränität auch gegenüber den Verfassungen verbürgten.

Daß Erzherzog Johann von Österreich das Amt eines Reichsverwesers auf Wunsch des Bundestages übernommen, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ihm von der Volksvertretung angebotene Kaiserkrone ausgeschlagen hatte, möchte hier kurze Erwähnung finden. Die Luft war schwül. Wieder waren Wetterwolken von Westen her im Anziehen. — Wehe! — Zum zweiten Male war in Frankreich die Republik eingeführt worden.

Verblendet durch die als verworrene Hirngespinste spuckende Idee eines falsch verstandenen Liberalismus gewannen die Elemente des Demagogentums auch in Sachsen an Oberhand, geschürt durch ausländische „Aufklärer", die nichts zu verlieren hatten. Es war dies um so bedauerlicher, als kurz vorher König Friedrich August in einer vertrauensvollen Ansprache zum Festhalten am gesetzlichen Rechtszustande ermahnt hatte, in derselben „Eintracht zwischen Fürst und Volk, Treue, Mut und gegenseitiges Vertrauen" als das Mittel der Erhaltung und Förderung gesunder Zustände im Leben der Staaten hinstellend. Mittlerweile hatte die Nationalversammlung eine Reichsverfassung entworfen und die republikanischen Radikalen nahmen die Gelegenheit wahr, die zu erzwingende Annahme derselben als Deckmantel zum Ausbruche der ihnen erwünschten und von ihnen betriebenen Revolution zu benutzen. Der König von Sachsen und seine Minister taten das äußerste, was mit den Grundsätzen von Pflicht und Gewissen treuer Hirten zum besten ihrer Herde nur irgendwie zu vereinbaren ging, so daß z. B. in die Anerkennung der sogenannten Frankfurter Grundrechte gewilligt worden war. Als aber die den Landtag beherrschende Demokratie provo-

zierender Weise trotzig die Anerkennung der gesamten Reichsverfassung forderte, da riß des langmütigen Herrschers Geduld und er trat mit männlicher Entschiedenheit gegen dieses Ansinnen auf. Mehr als einmal hatte übrigens König Friedrich August ausdrücklich erklärt, seine Entschließungen zum Wohle und um des Wohles willen seines sächsischen Volkes und seines sächsischen Vaterlandes gefaßt zu haben. Durch diese Wendung war das Signal zum Ausbruche des längst geplanten und wohlvorbereiteten Aufstandes in Dresden gegeben (3. Mai 1849). Die demokratische Partei war einig, unter welchem Panier diesmal das verblendete Volk gesammelt werden sollte. Die Parole „Reichsverfassung" mußte den Deckmantel abgeben zum Plane der Herstellung der Republik.

Ein sächsisches Korps von 6000 Mann unter General von Hake war gerade zu jener Zeit als Bundeskontingent zu den deutschen Truppen in Schleswig-Holstein gestoßen; dort bei Düppel (wo Prinz Albert die Feuertaufe erhielt) und an anderen Orten dem alten Sachsenruhme neue Ehren hinzufügend. Ein beträchtlicher Teil des heimischen Heeres war mithin von dem durch den schlimmsten Feind — den Feind im Innern — bedrohten Vaterlande abwesend. Der Zeitpunkt des Aufstandes war von den Rebellen gut gewählt. Den Vorstellungen seiner Minister folgend, begab sich der König auf den Königstein. Das Dampfschiff „Friedrich August" trug ihn und die königliche Familie stromaufwärts. Erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß das verehrte Landeshaupt in Sicherheit sei, kehrten, während Dr. Zschinski beim Könige blieb, die Minister von Beust und Rabenhorst in das aufständische Dresden zurück. Oberst Rabenhorst, kurz vorher zum Kriegsminister ernannt,[128]) organisierte mit Energie und Geschick den Widerstand der unter General von Schirnding und Führern wie Oberst von Friderici, von Sichart und von Reitzenstein kämpfenden Truppen, die den schwierigsten Verhältnissen mit Mut und Ausdauer trotzten. Nur die Namen Richter (Kanonier), Oertel (Leutnant), v. Grünenwald (Hauptmann), Weigel (Hauptmann), Hönisch uud Schirack (Korporale) seien hier genannt. „Erwägt man", sagt Montbé (damals Oberleutnant, jetzt General der Infanterie), „wie gering die Mittel waren, über welche die Regierung verfügen konnte, so kann man gewiß die vollste Anerkennung den Männern nicht versagen, die den Mut hatten, im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit einer Handvoll Soldaten den Kampf mit einer empörten Stadt,

---

[128]) Eine Abordnung von gegnerischer Seite, welche Rabenhorst zur Nachgiebigkeit veranlassen wollte, suchte an dessen Verständnis des „aufgeklärten und vorgeschrittenen" Zeitgeistes zu appellieren, indem einer ihrer Redner einwarf: „Aber bedenken Sie nur, Exzellenz, daß wir im Jahre 1849 leben." — „Das weiß ich", entgegnete der Angeredete höflich, „dafür bin ich auch der Kriegsminister von 1849." Der dankbare Landesherr erhob den ausgezeichneten Offizier in den erblichen Adelsstand und verlieh ihm einen von blanker Schwertklinge durchstoßenen Drachen als Wappenfigur. Im übrigen war der neue Kriegsminister in der glücklichen Lage, auf den bewährten Grundsätzen seines Vorgängers von Oppell weiterbauen zu können.

mit einem empörten Lande aufzunehmen. Ebenso hoch, wenn nicht höher noch ist aber die Festigkeit eines Monarchen zu stellen, der von allen Seiten bestürmt, mit einem Gemüte voll unendlicher Güte und Milde, doch in der entscheidenden Stunde nicht schwankte und zum Heile Sachsens wie zum Heile Deutschlands fest den einmal betretenen Weg fortschritt." Kein Mittel scheuten die Rebellen, um die Hauptstadt in ihre Gewalt zu bekommen, in welcher alle Greuel blutiger Empörung wüteten. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, das Schloß zu zerstören, das Zeughaus zu stürmen versucht, das Opernhaus und andere Gebäude den Flammen überliefert. Die, wie schon erwähnt worden, durch den Abgang der Hälfte ihres Bestandes auf den Schleswig-Holsteinschen Kriegsschauplatz erheblich geschwächten sächsischen Truppen bedurften notwendigerweise einer fremden Unterstützung, um den Aufstand niederzuwerfen. Dieselbe ward ihnen durch einige preußische Bataillone unter dem Obersten Graf von Waldersee zu teil, die in gleicher Bravour für die gleiche erhabene Idee von König, Vaterland und Ordnung in echter deutscher Waffenbrüderschaft und „solidarisch soldatischer" Königstreue Schulter an Schulter mit ihnen kämpften, mit ihnen gemeinsam die Palme des Sieges erringend, die für viele zugleich die Palme des ewigen Friedens geworden ist. Das gemeinsame Grab-Denkmal für die während der Straßenkämpfe im Mai 1849 gefallenen Sachsen und Preußen auf dem inneren Neustädter Kirchhofe zu Dresden kann mit Recht als ein Vorläufer der gemeinsamen deutschen Kriegergräber gelten, die auf Frankreichs Gefilden von den Kämpfen deutscher Heldensöhne zeugen und von dem Blute rühmend reden, welches dieselben in den Jahren 1870 und 1871 dort für die gemeinsame Ehre und Wohlfahrt ihrer gemeinsamen Mutter Germania vergossen haben. Auch auf Seite der Aufständischen, unter denen immerhin dieser oder jener sich befunden haben mag, dem die Folgerungen seines frevelhaften Beginnens nicht klar gewesen sind, waren Opfer gefallen.

Obgleich nun König Friedrich August nach erfolgter Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung die Undankbarkeit und den häßlichen Verrat derer zumeist großmütig verzieh, die ihm und der Sache der von Gott eingesetzten Ordnung mit der Waffe in der Hand entgegen getreten waren[129]) (weil er dieselben mehr oder weniger als Verblendete und Verführte ansah),

[129]) Daß die Auffassungen auch innerhalb der Geschichte je nach den Parteistandpunkten verschieden sein können, geht recht anschaulich aus der Beurteilung des Verfahrens König Friedrich Augusts gegen die sogenannten „Maigefangenen" hervor. Während Stichart im Jahre 1854 schreibt: „Wie beim Antritte seiner Regierung gegen die Unruhestifter von 1830, so ließ der gnädige Landesfürst auch gegen die Verbrecher von 1849 seine preiswürdige Milde walten. Von den gefällten Todesurteilen wurde auch nicht eins vollzogen. Tausende der Gefangenen und in Untersuchung Gezogenen wurden auf seinen Befehl freigelassen, einer anderen namhaften Menge die ihnen zuerkannte Strafe gemildert und die Dauer derselben wesentlich abgekürzt", sagt Kaemmel in seiner Festschrift 1889: „Umfängliche Untersuchungen brachten vielen sonst wackeren Männern harte Freiheitsstrafen oder Amtsentsetzung."

so konnte er doch den niederschlagenden und aufs tiefste verletzenden Eindruck nicht überwinden, nur immer das Beste angestrebt zu haben und dafür so gänzlich undankbar gelohnt worden zu sein.

Ohne die Regierungsgeschäfte irgendwie zu vernachlässigen, zog sich Friedrich August daher von jener Zeit an mehr und mehr in sich selbst zurück. Der frühere Frohsinn war von ihm gewichen; dagegen wurde es ihm mehr und mehr zum Bedürfnis, alljährlich sich in möglichst abgeschiedener Gegend allein mit der göttlichen Majestät einer erhabenen Natur und deren Schöpfungen zu erfrischen und zu erholen. Er, der gelehrte Kenner von Flora und Fauna, speziell der eifrige Botaniker (dessen in Prag erschienenes Werk über Pflanzen und Gebirge sich eines weiten Rufes erfreut) wählte hierzu mit Vorliebe die herrlichen Berge und friedlichen Täler von Tirol. Auf einer solchen Reise, nur begleitet vom Flügeladjutanten von Zezschwitz (nachmaligen ersten Hofmarschall des Kronprinzen Albert) war es, wo am 9. August 1854 in der Gegend des Weilers Brennbüchel im oberen Inntale, bei einer scharfen Biegung der steilen Bergstraße der Wagen des Königs umschlug. Durch einen Hufschlag des Handpferdes tödlich am Kopfe getroffen, gab der geliebte Monarch nach einer Stunde seinen Geist auf. Eine kleine Kapelle bezeichnet jetzt die Unglücksstelle.

Prinz Johann weilte gerade auf seinem Lieblingssitze, dem Felsenschlosse Weesenstein, als ihn die erschütternde Nachricht von dem so plötzlichen Tode seines Bruders traf. Mit klar denkendem Geiste, scharfem Blick und königlichem Auge übernahm er die Zügel der Regierung, die er mit festem Willen und kräftiger Hand von 1854 bis 1873 zum Segen des Landes geführt hat. Seine staatsrechtlichen und sozialpolitischen Erfahrungen, die er als Prinz seit länger denn zwanzig Jahren in Staatsrat und Ständekammer gesammelt hatte und die bereits in jener Zeit dem Vaterlande von ersprießlichstem Nutzen gewesen waren, dazu seine hohen, weit über das Niveau eines normalen Gelehrten hinausragenden positiven Kenntnisse auf allen Gebieten machten den gütigen, streng gerechten und seiner hohen Pflichten wie seiner großen Verantwortung stets sich bewußten König Johann von Hause aus zu einem Herrscher, wie ein solcher einsichtiger und umsichtiger wohl nicht gefunden werden kann. Professor Dr. Unbescheid sagt hierauf bezüglich in einer von ihm im Annen-Realgymnasium zu Dresden gehaltenen Gedächtnisrede folgendes: „Es ist ein großer Vorzug, den die auf dem Throne Geborenen vor anderen Menschen haben, vielleicht überhaupt der größte, daß alle Hilfsmittel zur Ausbildung für sie in voller Bereitschaft stehen, daß sie ihr Wesen im Umgang mit den auserlesensten Geistern läutern, ihre Anlagen vervielseitigen und befestigen können. Wer aber noch dazu mit so außerordentlich reicher Begabung ausgestattet ist, wie Prinz Johann es war, und dabei die Wahrheit des Satzes erkannt hat — auch das Genie muß lernen —, von dem kann man sicher sein, daß seine staatsmännische Einsicht, wenn er zum Throne berufen wird, denjenigen Umständen, welche anscheinend verhängnisvoll für das Land

sind, in einer Weise Rechnung tragen wird, daß aus ihnen Segen für das Land und Volk erblüht."

Zweimal war diesem Wettiner, bevor derselbe den sächsischen Thron bestieg, die Königskrone von Griechenland angeboten worden. Daß Prinz Johann diese Krone, die Krone eines Landes, mit dessen Geschichte und Sprache er vermöge seiner gelehrten Forschungen vertrauter war als andere, zweimal abgeschlagen hat, um seine Dienste seinem eigenen Vaterlande ganz zu widmen — auf dessen Thronfolge er als drittgeborener Sohn des Bruders eines Königs, damals (1829) menschlicher Berechnung nach durchaus keine Aussicht hatte —, muß demselben hoch angerechnet werden. Um so höher ist diese Selbstbescheidung und dieses aufopfernde Pflicht- und Vaterlandsgefühl anzuschlagen, als gerade einem so hoch begabten Fürstensohne gegenüber das Anerbieten, eine Königskrone tragen und sich als Herrscher bewähren zu sollen, ohne jeden Zweifel ein überaus verlockendes sein dürfte. Prinz Johann war Sachsen erhalten geblieben, und welcher Segen König Johann unserem Vaterlande geworden ist, das steht in unauslöschlichen Lettern eingegraben auf den Tafeln der Geschichte. Ein Philolog, Jurist und Archäolog allererster Ordnung — dessen mit kindlicher Bescheidenheit verbundene Seelengröße und Geisteshoheit in der ganzen Welt anerkannt und bewundert wurde —, beschäftigte sich dieser (man möchte sagen) Professor auf dem Throne auch eingehend mit Agrikultur-Chemie, da er große Neigung zur Landwirtschaft hatte. Die Äcker und Felder von Pillnitz sowie die stets Vortreffliches bergenden Stallungen dieses Landgutes, welches während der Sommermonate regelmäßig das königliche Hoflager umschließt, gaben [130]) beredtes Zeugnis von der Fürsorge und Teilnahme des gekrönten Gutsherrn an den kleinsten Details der ländlichen Arbeiten und deren Segnungen.

In der dortigen frischen Natur, auf den Rebenhügeln des Elbgeländes wie in den waldigen Felsenschluchten der Sächsischen Schweiz[131]) fand König Johann erwünschte Erholung von seiner angestrengten Tätigkeit, die er zwischen Staatsgeschäften, gelehrten Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten teilte.

---

[130]) Nicht allen Besuchern dieses überaus reizenden Idylls wird es bekannt sein, daß auch dieses Fleckchen Erde eine wechselreiche Geschichte hat. Wie schon im frühen Mittelalter die feste Burg Pillnitz vom Speerklingen und Sporenrasseln der Ritter von Bünau widerhallte, in deren Besitz sich jener ganze Landstrich an der Elbe befand, so erklang hier am Ende des 17. Jahrhunderts das heitere Lachen der Gräfin von Rochlitz, welcher Johann Georg IV. das von ihm erkaufte und umgebaute Schloß zum Aufenthalte angewiesen hatte. Nur kurze Zeit später mögen die verschnittenen Hecken des dortigen Gartens gar manchen berechtigten Seufzer der schönen Gräfin Cosel in sich aufgenommen haben. Die schwülen Augusttage 1791 aber sahen in Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm II. und Graf Artois hohen Besuch in den restaurierten Räumen, welche man gewissermaßen als Geburtsstätte der ersten Koalition gegen Frankreich bezeichnen kann

[131]) Das unter dem Namen Sächsische Schweiz weitbekannte Elbsandsteingebirge ist in früheren Zeiten eine unwegsame Wildnis gewesen Erst Mitte des 18. Jahrhunderts

Seine unter dem Namen Philalethes (auf griechisch Wahrheitsfreund) herausgegebene Übersetzung von Dantes Göttlicher Komödie würde allein genügt haben, den Ruf dieses gelehrten Wettiners in der Welt zu begründen. Und dem zu jenem Übersetzungswerke gehörigen (italienisch geschriebenen) geistreichen wie scharfsinnigen Kommentar vermag die Literatur von des großen Italieners Vaterlande kaum selbst etwas an die Seite zu stellen. König Johanns Gedichte läßt jetzt in pietätvoller Ehrung ihres Schwiegervaters die Königin-Witwe Carola als Sammelwerk veröffentlichen. Sicherlich wird dasselbe allenthalben die wärmste Sympathie finden und den Ausspruch des gelehrten Adolf Stern rechtfertigen: „König Johanns Dichtungen sind nicht nur Zeugnisse der geistigen Vielseitigkeit dieses Fürsten, der mit echtem Forschergeiste und umfassendem Wissen das Gebiet von mehr als einer Wissenschaft beherrschte, sondern sie sind auch Zeugnisse seines Bewußtseins, daß keine Wissenschaft die Wirkungen der Kunst, der Poesie übertreffen oder ersetzen kann." — Der in jeder Weise groß angelegte Monarch hielt es dabei nicht für unter seiner Würde, gemütvoll scherzende Dialekt-Episoden in volkstümlichstem Tone niederzulegen. Vom Grund seiner Seele aus aber war er der ernsten Muse zugetan, die von seinem Vorbilde Dante als die Herrin der Tugend und Lehrerin der Weisen bezeichnet wird. Hierfür legt unter anderem ein tiefgefühltes Gedicht Zeugnis ab, welches mit den Worten beginnt: „Hoch über den Sternen, wie muß es so friedlich sein."

Die durch König Johann eingeführten Gesetze und Verwaltungsmaßregeln brachten Sachsen zu einer noch niemals dagewesenen Blüte. Den auf 66 Millionen Taler reduzierten Staatsschulden standen vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges 105 Millionen Taler als Staatsvermögen gegenüber. In allen Teilen und sämtlichen Zweigen der Staatsverwaltung wurden Überschüsse erzielt, die sich stetig mehrten. Das Volk war glücklich, das Land ein gesegnetes.

Aber nicht nur für die Interessen des engeren Vaterlandes, dessen Universität Leipzig durch ihn einen erneuten, der ganzen Welt strahlenden Nimbus ihres alten stets bewährten Rufes erhielt — auch für Ansehen, Geschichte und Entwickelung des großen deutschen Vaterlandes hatte König Johann ein offenes und stets verständnisvolles Herz. Seiner persönlichen Anregung ist (um hier nur ein Beispiel von vielen zu bringen) zusammen mit dem, gleich ihm für die Geschichte unserer deutschen Vorfahren schwärmenden Freiherrn von Aufseß, einem kunstverständigen bayerischen Patrioten, die Gründung des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg zu verdanken. Dasselbe feierte im Juni 1902 sein fünzigjähriges Bestehen und bei dieser Gelegenheit — dankbar der Stifter desselben gedenkend, sowie daran erinnernd, daß es allezeit auch ein Denkmal des Reichsgedankens gewesen sei

und zwar hauptsächlich durch die Pastoren Nikolai aus Lohmen und Götzinger aus der Nähe von Stolpen wurde diese Felsengegend erschlossen, deren Romantik schon viele überrascht und Unzählige erfreut hat.

— sprach Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. laut vor der ganzen Nation aus, dasselbe verkörpere alles, was wir Germanen mit Stolz als germanische Kultur bezeichnen.

Während aber innerhalb der grünweißen Grenzpfähle die goldene Sonne heiter lächelte, ballten sich außerhalb derselben schwere Wetterwolken zusammen. Ihre Entladungen begannen damit, daß die europäische Großmacht Preußen die europäische Großmacht Österreich aus dem Deutschen Bunde hinauszudrängen sich bemühte, dem beide als deutsche Staaten angehörten.[132])

Das „Rot" des Blutbannes — in übertragener und erweiterter Bedeutung der geistige, physische wie materielle Einfluß der nationalen Vorherrschaft in deutschen Landen — sollte vom „Schwarz-Gelb" des Kaiserstaates Österreich auf das „Schwarz-Weiß" des königlichen Preußen übergehen. Schwarz-Rot-Gold ward begraben. Schwarz-weiß-rot aber sollte[133]), ohne daß dies damals jemand ahnen konnte, fünf Jahre später eine neu geschaffene Fahne über dem Throne eines neuen deutschen Kaisers wehen. Aber noch flatterten die Raben des Kyffhäuser ängstlich um den Berg der Deutschen, nicht wissend, ob ihr banger Flügelschlag von einem doppelten oder einfachen schwarzen Adler Unterstützung finden werde. Noch übte Habsburg seinen alten Zauber feudaler Romantik aus, das A. E. I. O. U. der felix Austria war noch nicht vergessen, während das Suum cuique der Hohenzollern nur erst auf beschränktem Raume herrschte.[134])

[132]) Die Einzelstaaten des ehemaligen „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation" waren zwar nach Auflösung und Zertrümmerung dieses gerade tausend Jahre alt gewordenen politischen Gebildes formell zu einem Deutschen Bunde zusammengetreten. Dennoch standen dieselben aber gleichzeitig als selbständige Individuen mit verschiedenen Interessen einander gegenüber und hatten schon längst das Bedürfnis nach einem engeren Zusammenschluß gefühlt. Der sächsische Minister Freiherr von Beust war es hauptsächlich, der zusammen mit demjenigen Bayerns, von der Pfordten, einen gegenseitigen Anschluß der Mittelstaaten als ein Gegengewicht gegen die Stellung wie das Auftreten von Österreich und Preußen anstrebte. Die Frage, wie das Erbfolgerecht in Schleswig-Holstein gehandhabt werden solle, brachte Verwickelungen und Reibungen innerhalb der drei deutschen Machtfaktoren hervor. Dieselben spitzten sich immer mehr zu und endigten schließlich mit einem allgemeinen Zerwürfnis; vor allen Dingen aber mit einer täglich wachsenden Spannung Preußens gegen Österreich, so daß — gewissermaßen als Kräftemesser — der Böhmische Krieg entstand. Selbstverständlich konnte von allem dem auch Sachsen nicht unberührt bleiben. Dieser Staat, welcher als loyales Bundesglied in klarer und konsequenter Haltung die Lösung der holsteinischen Frage auf dem Boden der Bundesverfassung festzuhalten bestrebt gewesen war, durfte diesen Boden auch dann nicht verlassen, wenn ein friedlicher Ausgleich als unmöglich sich herausstellte. In bundesgetreuer Haltung waren für die sächsische Politik nur die Beschlüsse der Bundesversammlung maßgebend.

[133]) Ob der Erfolg des historischen Entwickelungsprozesses in dem, was er erreicht hat, weit über die Grenzen des Beabsichtigten hinausgegangen ist, oder ob ein meisterlich gehandhabtes Räderwerk von Hause aus und vom ersten Anfange an zu dem Zwecke in Bewegung gesetzt worden sei, das zu erreichen, was erreicht worden ist und vielleicht noch erreicht werden soll, das ist eine Frage, die man zwar nicht müssig nennen kann, die aber doch den vollendeten Tatsachen gegenüber nur von einem gewissen akademischen Werte sein dürfte.

[134]) A. E. I. O. U. Volkstümliche Abkürzung für das alte Wort Austria Erit In Orbe Ultima. Österreich wird bestehen bis an das Ende der Welt. Suum cuique,

Noch lag die Entscheidung im Gange der Waffen. Und „eisern im wolkichten Pulverdampf, eisern fielen die Würfel". — Die beiden Endziffern der verhängnisvollen Jahreszahl — 66 — gleichen fürwahr zwei Brandraketen, die aus einem Teile des großen Vaterlandes in den anderen und von dort zurück geworfen wurden. Drohend stehen sie da wie Menschen mit erhobenem Schwurfinger. Sie erinnern an zwei Brüder, die mit aufgehobenen Armen einander zu vernichten trachten, an die sich aufrollende Schlange der Zwietracht, die jählings emporschnellt.

Gleich schweren Gewittern, jener Ultima ratio einer mit gegenseitig feindlichen Elektrizitäten überspannten Natur, deren zuckender Strahl von grollendem Donner begleitet, geeignet ist, plötzliche Verheerungen auf die friedliche Erde zu bringen weit und weit, so spieen die Feuerschlünde aus den hellblauen preußischen, aus den gelb angestrichenen österreichischen und aus den dunkelgrauen sächsischen Geschützen Tod und Verderben auf den böhmischen Schlachtfeldern. — Tod und Verderben fand auch der Legitimitätsgedanke. König Johann, der es zu wiederholten Malen ausgesprochen hat, daß eine feste Einigung ganz Deutschlands in förderativer Weise sein aufrichtiger politischer Wunsch sei und dessen Herz voll des glühendsten Patriotismus für dieses zu einende große Deutschland schlug, meinte (wie es der auf althistorischem Boden stehende Vaterlandsfreund noch heute meint) unter diesem Deutschland die Zusammenfassung aller deutschen Lande. Außer den Mittelstaaten gehören dieser Auffassung nach — eine Trias, das heißt eine Dreiheit in der Einheit bildend — beide deutschen Großmächte hierzu, also Österreich ebensowohl wie Preußen. Der Waffengang jener beiden Rivalen war also wohl geeignet, bange Besorgnis über das Schicksal des Vaterlandes aufkommen zu lassen. Der Augenblick trug daher den Stempel ergreifender Denkwürdigkeit, an welchem König Johann sich anschickte, mit seinem Heere Österreich zu Hilfe eilend, die Grenze Sachsens zu überschreiten. Nach kurzem Gebet lenkte er sein Pferd auf böhmischen Boden mit den Worten: „Nun vorwärts mit Gott, meine Herren!" Die sächsischen Truppen bewährten auch in diesem Feldzuge ihren Ruf. Ihr Führer aber, Kronprinz Albert, der sich bereits mit 21 Jahren in Schleswig-Holstein nicht nur als tüchtiger Taktiker, sondern auch als umsichtiger Stratege erwiesen hatte, begründete den seinigen als Feldherr.

Zu wiederholten Malen hat dieser Sachsenherzog Anordnungen der kaiserlich österreichischen Armee-Oberleitung (Feldzeugmeister von Benedek), die seinem Feldherrnblicke unzweckmäßig erschienen, unter gleichzeitiger Meldung dieses Vorhabens, zum Heile der ganzen Armee umgeändert (die österreichische Feldzugsbeschreibung gibt dies [z. B. Seite 325] unter Hervorhebung der Richtigkeit von des Kronprinzen Maßregeln zu) und die Entscheidung bei Königgrätz wäre vielleicht anders gefallen, wenn Benedek

Jedem das Seine, eine bei Cicero oft vorkommende Wendung, Devise des Schwarzen Adlerordens (1701).

den Rat des Kronprinzen Albert befolgt hätte. Was die beiden Schwerpunkte des Feldzuges anlangt, Gitschin und Königgrätz, so hatte am 29. Juni Kronprinz Albert bei Gitschin die ihm von der preußischen I. Armee (beziehungsweise deren Division Tümpling) angebotene Schlacht in der Erwartung angenommen, daß Benedek mit der österreichischen Hauptmacht zu ihm stoßen werde. Er hatte sich indessen nicht nur darin geirrt, sondern mußte auf Befehl des großen österreichischen Hauptquartiers, welches auf einen Vormarsch verzichtet hatte, das Gefecht im ungünstigsten Augenblicke abbrechen. Die sächsische 1. Brigade, deren Führer, Oberst von Boxberg im Feuer fiel, hatte insbesondere außerordentlich schwere Verluste zu beklagen. Hell strahlte auch hier wieder „brüllend umwölkt von dem Dampf der Geschütze" sächsische Tapferkeit, sächsischer Opfermut, sächsische Pflichttreue und Todesverachtung. Wo irgend es ging, eilte wer nur es vermochte, von weit her in die vorderste Feuerlinie. Bekannt ist u. a. der Heldentod des Leutnant von Göphardt, der — als Wirtschaftsoffizier mit Fouragefassen beschäftigt — diese Tätigkeit einem Feldwebel übergebend, auf die Lafette einer vorübereilenden Batterie sich schwang und bei den Plänklern seines Bataillons gerade ankam, um den tödlichen Schuß in die Brust zu erhalten. — „Wenn mich die Donner des Todes begrüßen, wenn meine Adern geöffnet fließen — dir, Gott, ergeb ich mich. Vater, ich rufe dich." — So haben allezeit tapfere Krieger gefühlt und gedacht, nur daß der edle Theodor Körner dieses Gefühl in begeisterte Worte kleidet. Auch in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli haben sich alle beteiligten sächsischen Truppen musterhaft benommen. Und doch war ihre im wahrsten Sinne des Wortes aufopfernde Bravour nicht im stande, den Ausgang der Sache abzuwenden. Das Studium dieser Schlacht muß einen jeden Sachsen mit berechtigtem Stolz, wenn auch zugleich mit tiefinnerlichem Schmerz erfüllen. Besonders hervorgehoben sei das Verhalten der Batterien Hering, Zenker und von der Pfordten, der Leibbrigade (Oberst von Hausen), der 2. Brigade (Oberst von Hake), des 2. Jägerbataillons (Oberstleutnant Tauscher) sowie des Bataillons Abendroth — welche Truppenteile in hervorragendem Maße nicht nur beim Vorgehen, sondern auch beim Zurückgehen glänzende Proben soldatischer Tugenden an den Tag legten. Die in regelloser Flucht, alles über den Haufen zu rennen drohenden Österreicher (worunter auch Reitermassen) würden die geordnet zurückgehenden, teilweise unter klingendem Spiel marschierenden Sachsen zersprengt und mit fortgerissen haben, wenn nicht eiserne Disziplin und Kaltblütigkeit dieselben vor diesem Schicksale bewahrt hätte. Der verwundete Major von Abendroth ließ sogar nicht nur die Tambours einschlagen, sondern im vollen Feuer des Feindes Gewehrgriffe ausführen wie auf dem Exerzierplatz. Die Schwadron des Rittmeister von Friesen, welche als Artilleriebedeckung Verwendung gefunden hatte und von dem Angriffe auf eine auffahrende preußische Batterie nur durch bestimmten Befehl zurückgehalten werden konnte, verlor 42 Pferde allein durch Gewehr- und Geschützfeuer.

— Der Schriftsteller Ernst Freytag (in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom 20. Januar 1891) erwähnt ein zu jener Zeit aus der Mitte des sächsischen Heeres hervorgegangenes volkstümliches Soldatenlied, worin es unter anderem heißt: „Die Preußen schossen gar zu schnell, Vertrieben alle von der Stell. Wir aber wie die Mauern stehn, Und wollen nicht vom Kampfplatz gehn", und dann in den kindlich naiven Akkorden ausklingt: „Als uns der König Johann sah, rief er „Gott lob, daß Ihr seid da. Ob uns der Feind zurück auch schlug, Noch hab' ich treue Sachsen g'nug." Im Frieden zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 ward der „unvermeidlich gewesene" Bruderkrieg beendet, aus welchem Preußen voll und ganz als Sieger hervorging.

Sachsen, vertreten durch die dazu bevollmächtigten Minister von Friesen und von Fabrice, versprach, unter Führung Preußens dem Norddeutschen Bunde beizutreten, das sächsische Heer unter seinem königlichen Kriegsherrn dem König von Preußen als Bundesfeldherrn zu unterstellen, Post und Telegraphenwesen in die Hand des Norddeutschen Bundes zu legen sowie 10 Millionen Taler als Kriegsentschädigung an Preußen zu zahlen. Die sächsischen Truppen wurden auf eine Stärke von 29 Bataillonen Infanterie, 6 Regimenter Kavallerie und 2 Artillerieregimenter mit 96 Geschützen sowie den nötigen Spezialtruppen gebracht und formierten das XII. Armeekorps des Norddeutschen Bundesheeres.

Wenn auch das Land Sachsen als solches intakt blieb, so mußte doch König Johann das Verbleiben des Hauses Wettin auf dem angestammten Throne durch Verzichtleisten auf so manches Souveränitätsrecht erkaufen. So schwer ihm naturgemäß diese Wendung in seinem und seines Volkes Geschicke gewesen ist, so ehrlich und unverbrüchlich hat er das Wort gehalten, welches er bei der Rückkehr aus Österreich seinen Sachsen als vorbildliches Leitmotiv — der Welt als sein Programm — entgegenrief: „Mit derselben Treue, wie ich zu dem alten Bunde gehalten, werde ich zu dem neuen stehen." Seine getreuen Untertanen haben ihn dabei redlich unterstützt.

Die nicht leichte Umwandelung der Organisation, der Uniformierung und Bewaffnung der Armee nach preußischem Muster ging, dank der hingebenden Pflichterfüllung, der angespanntesten Tätigkeit und des mit Verständnis gepaarten Eifers aller Offiziere und Beamten (den energischen und loyalen, ebenso treu sächsischen wie deutschen Kriegsminister von Fabrice an der Spitze) derartig gut und schnell von statten, daß bereits ein Jahr später die nach neuen Grundsätzen ausgebildeten sächsischen Truppen den preußischen Inspizienten und dem Bundesfeldherrn in Parade und Manöver vorgeführt werden konnten. Rastlos ward weitergearbeitet und in kurzer Zeit hatte das XII. Korps die Ideen des Meisters in der Kriegskunst, des Generals von Moltke, sowie die Einzelbestimmungen der neuen Reglements fest und mit sicherem Verständnis in sich aufgenommen. Rückhaltlos konnte es schon bald nach einem Jahre unter die am besten, zuverlässigsten und sachgemäßest funktionierenden Glieder des großen Heeres-

körpers gerechnet werden, auf welchem das prüfende Soldatenauge des fürsorglichen Wilhelm von Preußen ruhte. In wie reichem Maße aber das königlich sächsische Armeekorps auch in seiner neuen Gestalt im blutigen Ernstfalle den höchsten Erwartungen entsprochen und neuen Lorbeer zu dem alten um seine Fahnen gewunden hat, das zeigt — mit goldenen Lettern in die Tafeln der Geschichte eingegraben — das Verhalten der Sachsen im französischen Feldzuge 1870/71. Niemals wird deren Bravour in Vergessenheit geraten, niemals der Ruhm ihrer tapferen und geschickten Führer aller Grade erblassen.

Für alle Zeiten steht die Tatsache fest, daß der Kommandierende des XII. Armeekorps, der ruhmreiche Kronprinz Albert von Sachsen es gewesen ist, der durch die ureigenste Initiative seines persönlichen Feldherrntalentes den Sieg bei St. Privat herbeiführte und dadurch eine der wichtigsten Vorbedingungen — wenn nicht die wichtigste überhaupt — zu dem siegreichen Ausgange des ganzen Feldzuges geschaffen hat. Beaumont und andere Namen reihen sich wie eine Kette edler Perlen an.

Nur einige Züge aus dem Feldzug 1870 mögen hier angeführt sein. Da leuchtet z. B. gleich die erste Hauptschlacht, die bei St. Privat am 18. August im Glanze höchsten Ruhmes.

Bekannt ist der außerordentlich wichtige Dienst, den an jenem Tage der damalige Artilleriehauptmann im Generalstabe, Edler von der Planitz (der nachherige Kriegsminister), geleistet hat, indem er durch einen kühnen Rekognoszierungsritt dem Kronprinzen Albert die Bestätigung von dessen Annahme brachte, daß die Stellung des Feindes weit über die festungsartige Position von St. Privat hinaus bis Roncourt sich ausdehne. Diese im gestrecktesten Galopp überbrachte Meldung, welche, wie schon erwähnt, die Vermutung des Kronprinzen bestätigte, bestimmte letzteren definitiv die von ihm geplante Umgehung des rechten französischen Flügels anzubefehlen, wodurch das Schicksal des Tages besiegelt wurde. Der 18. August, dessen Sonne nicht nur am Himmel blutigrot unterging, sondern deren letzten Strahlen eine vom Herzblut tapferer Helden rot gefärbte Erde in ihr goldenes Licht tauchten, gar manchem wackeren Krieger den Kuß der Walküren auf die erstarrten Lippen drückend, verdient aber noch weiterer Erwähnung, wo es gilt, Vorbilder ruhmvollen Lebens und Sterbens den nachkommenden Generationen vorzuführen. Es sei ein jeder darauf hingewiesen, die packende Schilderung zu lesen, welche der deutsche Soldatenhort (Jahrgang I) über eine Episode jener Schlacht gibt, insbesondere das 107. Regiment betreffend, dessen Kommandeur Oberstleutnant von Schweinitz (einer der 23 sächsischen Offiziere, denen dieser heiße Tag den Tod gebracht hatte) an seiner Spitze gefallen war. „Mit welcher Bravour und Hingebung die Sachsen den Sturm auf das hartnäckig verteidigte St. Privat ausgeführt haben, ist mit flammenden Lettern in die Ruhmesblätter der deutschen Geschichte eingezeichnet“ sagt das Buch von König und Vollborn, Sachsens Anteilnahme 1870. Generalmajor von Craushaar, welcher, nach-

dem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, die Fahne des 1. Grenadierbataillons ergriffen hatte und den Truppen vorangeeilt war, fiel gleichzeitig mit seinem Schwiegersohne, dem Hauptmann von Pape und hauchte seine Heldenseele in den Armen seines Adjutanten, des Premierleutnant Schmalz, aus. „Wie ruhmvoll die sächsischen Regimenter", so erzählt der Soldatenhort, „bei diesem Sturme die blutige Feuertaufe bestanden, das künden die Verlustlisten des XII. Armeekorps, das erzählen die Ringe an den zerschossenen Fahnen, vor allem der Ring an der Fahne des ersten Bataillons des 107. Regiments, in der die Namen der mit ihr gefallenen braven Söhne des Sachsenlandes zu bleibendem Gedächtnis und zur Nacheiferung eingegraben sind. Als die Trompeten das Angriffssignal zu schmettern und die Trommeln den Sturmmarsch zu rasseln begannen, trug Unteroffizier Thümmel die Fahne voran. Doch bald sank sie. Die Kugel, die ihren Schaft durchbohrte, hatte auch ihren Träger schwer verwundet. Da ergriff Feldwebel Schumann die Fahne — aber ein Schuß durch den Kopf streckte ihn nieder. Mit seinem Leibe deckte der Held das Panier, das jetzt Sekondeleutnant Halm aufraffte und der feuersprühenden Mauer entgegentrug. Durch den Oberschenkel geschossen, sank der tapfere Offizier zusammen, das Heiligtum des Bataillons dem Hauptmann Wichmann übergebend, der nur zu bald den Heldentod fand. Jetzt hob Adjutant von Goetz die Fahne in die Höhe, aber auch er starb für König und Vaterland. Aus seiner Hand nahm Soldat Maning das vom Blute der gefallenen Helden gerötete Feldzeichen, um es den stürmenden Siegern voranzutragen, bis er schwer verwundet zu Boden sank. Gefreiter Hoffmann ergriff mit dem Rufe: „her zu mir, wer seine Fahne liebt", das Heiligtum und trug es unter prasselndem Geschoßhagel kühn vorwärts bis in das Dorf, das dem löwenhaft trotzenden Feinde erst abgerungen war, als die strahlende Sonne schon untergegangen. Geführt wurde der Rest jenes Bataillons vom Premierleutnant Röder, dem einzigen noch kampffähigen Offizier, dem bei den brennenden Trümmerhaufen der heldenmütige Führer der preußischen Gardekolonnen, Generalleutnant von Pape tief bewegt die Hand drückte. Die gleiche Auszeichnung ward dem Feldwebel Drechsler, sowie den Sergeanten Schilde und Kaiser zu teil. Bei dem Sturm auf St. Privat war das Wort des nachmaligen Generalfeldmarschalls Graf Moltke überaus glänzend in Erfüllung gegangen, welches dieser große Mensch und große Feldherr damals als Chef des preußischen Generalstabes 1866 angesichts des geordneten Rückzuges der Sachsen bei Problus getan hatte: „Eine geschlagene Armee, die, dem Unvermeidlichen sich fügend, ruhig und geordnet das Schlachtfeld verläßt, kann sich dem Sieger ebenbürtig zur Seite stellen: Wolle Gott, daß dies geschehe — und bald." Nur vier Jahre waren seitdem vergangen.

Geradezu rührend und einen ebensolchen Beweis von echt soldatischem Geiste wie ein vorbildliches Beispiel der familienhaften Zusammengehörigkeit von Vorgesetzten und Untergebenen bietend, muß es anmuten, wie der

schwerverwundete Grenadier Ahnert, der einst wegen des Vergehens wiederholter Eigenmächtigkeit in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt worden war, nun aber durch besonders tapferes Verhalten in der Schlacht sich zu rehabilitieren trachtete, in männlich-kindlichem Angstgefühl, ob sein Vorhaben ihm auch gelungen sei, mit gebrochenen Augen seinem Kompagniechef die Worte zuflüsterte: „Nicht wahr, Herr Hauptmann, ich sterbe als ein guter Soldat?“

Von den vielen weiteren großen Taten der sächsischen Truppen, die mit denjenigen aller deutschen Stämme im Ausbau ihres kriegerischen Ruhmes wetteiferten, seien nur noch kurz hervorgehoben die Eroberung der Turkofahne im blutigen Handgemenge bei Daigny seitens der Kompagnie Küstner des 104. Regimentes; desselben Regimentes Eroberung dreier Mitrailleusen mit stürmender Hand und die durch das 13. Jägerbataillon gleichfalls mit dem Bajonett vollführte Eroberung zweier Geschütze und einer Mitrailleuse. Auch die beiden, jetzt vor der Schützenkaserne in Dresden stehenden Kanonen wurden im Feuer genommen und zwar durch einen Zug der 6. Kompagnie des Schützenregimentes unter dem Reserveleutnant Naumann. Nicht unerwähnt bleiben darf ferner das äußerst rühmliche Verhalten des 105. Regimentes, welches in der Schlacht bei Sedan auf dem Höhenrücken von la Moncelle (und zwar der damaligen allgemeinen Gefechtslage wegen längere Zeit ohne jede Reserve) dem Ansturme der gesamten französischen Division Lartique Stand hielt, zuletzt — weil die Munition vollständig verschossen — unter Hauptmann Baumgarten zum Gegenangriff mit dem Bajonett übergehend. Die einzige Unterstützung jenes braven Regimentes bildeten die Batterien der Divisionsartillerie, wie denn das Verhalten der gesamten sächsischen Artillerie während des ganzen Feldzuges über alles Lob erhaben war. (Nicht die *Menge* des Schießens, sondern die *Art* desselben tut es. Nichtsdestoweniger dürfte es interessieren, daß beispielsweise an dem einzigen Tage von Sedan die sächsischen Batterien je bis zu 789 Schuß abgegeben haben.) Bekanntlich trafen auf einem Teile des Schlachtfeldes am Vormittag die Sachsen, bevor sie weiter vordrangen, gerade ein, um die seit den frühesten Morgenstunden aufs härteste bedrängten Bayern aus ihrer überaus gefährlichen Lage zu befreien. Hierauf nimmt folgendes bayerisches Soldatenlied Bezug: „Da kommt ein Offizier gesprengt von unsren Cheveaulegers. Der ruft: Die Sachsen kommen, sie kommen in dichten Kolonnen, sind da mit der ganzen Armee. Und als sie aufmarschierten, wir Bayern jubilierten. Hurra! Zu Hilfe dem Bayer, der tapfer gehalten im Feuer! — Dank Euch, Ihr braven Sachsen. Nun sind wir allem gewachsen.“

Des durch Blut und Eisen neu und festgeeinten Deutschen Reiches freut sich nicht zum wenigsten das gesamte Königreich Sachsen, dessen Fürst und Volk als ein treues Glied desselben allenthalben anerkannt ist. Unter hervorragender Teilnahme des Hauses Wettin ist eine Gestaltung der deutschen Verhältnisse errungen worden, die in ihrer *föderativen* Art

allen Beteiligten gleich sympathisch ist. Für Deutschland dürfte diese Art wohl das allein richtige, weil der Natur des Germanentums entsprechende System der Zusammenfassung der Einzelstaaten zu einem allen gleich am Herzen liegenden Gemeinwesens sein.

Dem greisen Könige Johann war die Freude vergönnt, seinem ritterlichen Sohne Albert bei dessen Einzuge an der Spitze der aus dem Feldzuge zurückkehrenden Truppen in Dresden das Attribut der Feldmarschallwürde persönlich überreichen zu können, welche demselben von Kaiser Wilhelm I. in gerechter Würdigung der durch dessen hervorragendes Feldherrntalent dem Reiche und Vaterlande geleisteten herrlichen, echt fürstlichen Dienste verliehen worden war.

Neben Kaiser Wilhelm nahm im einträchtigen Rate der deutschen Fürsten des Kaisers treuer Freund König Johann bis zu seinem Lebensende einen der hervorragendsten Plätze ein.

An dem im Jahre 1872 gefeierten goldenen Ehejubiläum des geliebten Königspaares (Maria Amalie war die Tochter Maximilians I. von Bayern) [135]) nahm nicht nur ganz Sachsen, sondern ganz Deutschland den freudigsten Anteil. Wenn des hochseligen Königs Johann vorbildliche Eigenschaften als Fürst und als Mensch hier kurze Erwähnung fanden, so darf dessen Eigenschaft als Christ noch viel weniger vernachlässigt werden. Reines Herzens und frommen Gemütes, gleichermaßen begabt, mit einer edlen Seele wie mit durchdringendem Verstande, ist gerade König Johann, dessen Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit von aller Welt anerkannt wird, ein leuchtendes Vorbild und Beispiel dafür, wie wahre Religiosität mit der Freiheit der Wissenschaft sehr gut sich vereinigen läßt. „An dem Prinzipe der Voraussetzungslosigkeit wissenschaftlicher Forschung hat König Johann unbedingt festgehalten, ebenso wie an den ewigen Grundwahrheiten der göttlichen Offenbarung und der christlichen Kirche.“ Die so außerordentlich notwendige Parität, das friedliche, in treuer gegenseitiger Liebe und Achtung hilfsbereite geschwisterliche Zusammengehen der christlichen Konfessionen, in welche unter Gottes Zulassung nun einmal die Kirche des Gottessohnes geteilt (nicht gespalten!) ist, fand in dem weisen Könige Johann eine starke und wohlwollende Stütze (ebenso wie dies von dessen erlauchten Nachfolgern zu allgemeinster Freude und Befriedigung gerühmt werden kann). Ein Punkt allein schon beweist die rein objektive Gesinnung des Königs, welche auf wahrer Sittlichkeit und wahrer Frömmigkeit fest gegründet stand. Obwohl ein treuer Sohn der katholischen Kirche, in der er geboren, vertraute derselbe, hochherzig und weitblickend, die Erziehung seiner Söhne einem Manne an, der ebenso wie er selbst in erster Linie Christ war. Es war dies der nachherige Präsident des Oberappellationsgerichtes, Hof-

[135]) Außer den beiden Söhnen Albert und Georg durfte sich auch eine Tochter dieses schönen Festes der fürstlichen Eltern freuen: Elisabeth Herzogin von Genua, Mutter der gegenwärtigen Königin-Witwe Margherita von Italien. Ein Sohn indessen (Prinz Ernst) und fünf Töchter waren bereits in ein besseres Jenseits abberufen worden.

und Justitien-Rat Albert von Langenn, ein strenggläubiger und daher ebenfalls paritätisch gesinnter Evangelischer, der auch als gelehrter Historiker einen großen Ruf hatte. Die erhabenen Gedanken, welche seinerzeit Prinz Johann in der von ihm aufgestellten Anweisung über Prinzen-Erziehung niedergelegt hat, bilden ein leuchtendes Ehrenblatt in den Annalen nicht nur unseres sächsischen Königshauses, sondern aller fürstlichen Familien überhaupt. Sie sind es wohl wert, in ihren markantesten Zügen aller Welt bekannt zu sein. Denn abgesehen davon, daß durch dieselben ein ganz besonders warmer Strahl milden Lichtes auf die Lebensanschauungen unserer Herrschaften und auf deren Beurteilung menschlicher Verhältnisse geworfen wird, kann jeder einzelne Mensch, wer und was er auch sein sollte, Lehren daraus schöpfen. So besagt, nachdem von Gehorsam und anderen wichtigen Begriffen geredet worden ist, ein Stelle jener Instruktion folgendes: Bei schicklicher Gelegenheit ist mein Sohn darauf hinzuweisen, daß die ihm verliehene Stellung ein Geschenk Gottes sei, und dies ihn um so mehr verbinde, durch Erwerbung der nötigen Tüchtigkeit und durch treue, keine Opfer scheuende Pflichterfüllung sich desselben würdig zu machen. Regungen des Stolzes ist auf diese Weise und wenn nötig durch Darstellung der Torheit desselben entgegenzuwirken. In reiferen Jahren ist jedoch mein Sohn auch darauf aufmerksam zu machen, daß es eines Fürsten Pflicht ist, die ihm von Gott gegebene Stellung zu behaupten. Echte Religiosität, unter steter Wahrung der Parität unter den christlichen Bekenntnissen, sowie Achtung vor allen Ständen dem fürstlichen Kinde beizubringen wird als ebenso notwendig wie selbstverständlich hingestellt.

Den Absichten des treuen Vaters ist der treue Lehrer allenthalben nachgekommen, und wie segensreich der Einfluß dieser Erziehung für alle Zeiten gewesen ist, das beweisen Leben und Regierung von König Johanns Söhnen.

Tief und herzlich betrauert, ebenso herzlich wie er geliebt und verehrt worden war, starb der teure Monarch am 29. Oktober 1873 in seinem Schlosse zu Pillnitz. Auf seine hehre Gestalt als Fürst und als Weiser, deren Vorbildlichkeit noch in den fernsten Generationen ihren Segen fühlen lassen wird; auf ihn ganz besonders kann der Ausspruch in den Predigten Salomonis (10, 17) Anwendung finden: „Wohl dem Lande, des König edel ist.“ Majestätisch glitt das Schiff auf dem vom Monde geheimnisvoll beschienenen Elbstrome hin, welches die hohe Leiche des verewigten Sachsenkönigs barg, dieselbe von Pillnitz nach Dresden führend. Von pietätvollem Verständnis für die Bedeutung des historischen Augenblickes zeugte die Wahl des Fahrzeuges — „Saxonia“. In schweren Falten schleppte in den ruhigen Fluten der Behang von tiefschwarzem Tuche, mit welchem, entsprechend der über ganz Sachsen lagernden schmerzlichen Trauer, jenes Dampfschiff ausgeschlagen war. In den milden Schein des bleichen Nachtgestirns mischten sich die rötlichen Streiflichter der von Leibpagen gehaltenen Fackeln. Und das dumpfe Geläute der Glocken war so recht geeignet, der

Stimmung Ausdruck zu verleihen, mit welcher ein ganzes Land — Saxonia — seinen heimgegangenen Vater auf betendem Herzen in die Gruft seiner Ahnen begleitete, überzeugt, daß dort nur der Leib ruht, während die bei Gott weilende unsterbliche Seele segnend von Himmelshöhen herabsieht. Als wenn der Geist des Dichters der Göttlichen Komödie den edlen Zügen seines königlichen Interpreten, der im Leben so warmes glühendes Empfinden für ihn gehabt, noch im Sterben den Stempel der Wahlverwandtschaft aufdrücken wolle, mußte es berühren: des toten Königs marmorweises Antlitz gemahnte an die Büste Dantes.

Dem Könige Johann folgte sein Sohn Friedrich August Albert. Geboren am 23. April 1828, bestieg derselbe den Thron seiner Väter am 29. Oktober 1873. Seine Heldenseele hauchte er auf eigenem Grund und Boden zwar im deutschen Vaterlande, doch aber fern von dem engeren Heimatlande Sachsen aus, nämlich auf Schloß Sibyllenort in Schlesien am 19. Juni 1902. Ein wahrer König, jeder Zoll ein Fürst, ein guter Christ, ein treuer Sachse, deutsch bis ins Mark, ein Heerkönig, an welchem das prophetische Wort Late signa feres Saxoniae tuae seines einstigen Lehrers herrlich in Erfüllung gegangen ist: „Weit in die Welt wirst du rühmlich die Feldzeichen deiner Sachsen tragen."

Die Generäle von Engel und von Mangold, seine speziell militärischen Erzieher, ahnten ebenfalls schon frühzeitig das Feldherrngenie des mit fünfzehn Jahren als Artillerieleutnant der Armee angehörenden Prinzen. Letzterer selbst aber vernachlässigte seine allgemeinen Studien, insbesondere die der von ihm bevorzugten Weltgeschichte durchaus nicht über denen der Militärwissenschaften, obwohl diese seine Passion wurden. Seine Person mehrt in weithin leuchtender Weise die Beispiele dafür, wie militärwissenschaftliche und universale Bildung in ihrer Verschmelzung einen ganz besonders schönen Klang abgeben, melodisch abgetönt durch hinzutretendes hervorragendes Kunstverständnis. Wie das ganze Leben König Alberts ein vielbewegtes unter dem stürmischen Zeichen der Kriegsgöttin Bellona stehendes gewesen ist, so waren schon die Zeiten erregte, in deren Lauf die Jugendjahre des Prinzen Albert fallen. Die französische Julirevolution von 1830 schlug ihre Wellen weit über den Rhein hinweg in deutsche Lande und ließ die Bewegung der Geister in dem Wunsche freiheitlicher Regierungsformen gipfeln. Hart würde es den Fürsten angekommen sein, von ihrer Selbstherrschaft den größten Teil auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, wenn nicht auch unter ihnen die Einsicht mehr oder weniger Platz gegriffen hätte, das Volk habe ein Recht am Mitwirken bei der Gesetzgebung. Diese Gedanken vertraten ganz besonders die von jeher für das wahre Wohl ihrer Untertanen eintretenden Mitglieder des sächsischen Königshauses. Insbesondere auch widmete Prinz Alberts weiser Vater, der nachmalige König Johann, dem Aufbau der Verfassung lebhaftes Interesse und volle Tätigkeit, seinen Söhnen immer aufs neue den Grundsatz einprägend, es sei Pflicht der Herrscher, die Beherrschten glücklich zu machen.

Nicht lange nachdem Prinz Albert die Universität Bonn bezogen hatte, machten sich von neuem teils Regungen deutsch-nationalen Volksstrebens, teils revoltionärer Umtriebe geltend, und das Jahr 1849 sah allenthalben hellen Aufruhr. Zu diesen inneren Wirren traten noch die eines auswärtigen Krieges. Die Absicht des Königs von Dänemark, das abhängige Schleswig ganz mit seinem Lande zu vereinigen, dadurch die Herzogtümer Schleswig und Holstein von einander trennend, war das Signal zu einem nationalen Kriege Deutschlands gegen Dänemark geworden. Das nationale Empfinden der Deutschen erhielt dadurch auch von dieser Seite her einen heilsamen Anstoß. In der Seele des jugendlichen Sachsen-Prinzen wuchs der Gedanke, daß dort am Ostseestrande der Platz sei, auf dem sich Deutschlands Söhne, die Söhne der Fürsten an ihrer Spitze, zu vereinen haben, um der Sache des großen gemeinschaftlichen Vaterlandes zu dienen. „Der Krieg hier hat" — so schrieb er in einem Briefe nach der Heimat — „abgesehen von dem Recht und Unrecht, das schwer zu erklären für mich ist, auch eine höhere Bedeutung. Es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem gemeinsamen Ziele, es ist der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen ist die Pflicht namentlich der Fürsten, die voraus-zugehen haben, und gelte es das Leben. Denn die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wenn es nicht wagt, diesen Kampf durchzukämpfen." Die Worte dieses Briefes hat Prinz Albert alsbald in Taten umgesetzt, bei Düppel am 13. April 1849 erhielt er die Feuertaufe und hat, allen voran, sein Leben nicht geschont. Unter dem Reichsoberbefehl des preußischen Generals von Prittwitz erwarb sich dieser würdige Nachkomme Albrecht des Beherzten die ersten Lorbeeren. Die besondere Tüchtigkeit der preußischen Armee erkannte sein Blick bereits damals, wie andererseits die Schwärmerei der Sachsen für ihren jugendlichen Prinzen sich von ihnen alsbald auch auf die preußischen Truppen übertrug.

Mit den beiden höchsten Militärverdienstorden Sachsens und Preußens, dem St. Heinrichsorden und dem Orden Pour le mérite auf der Brust kehrte Prinz Albert aus dem Dänischen Feldzuge zurück. Schon damals der Abgott der sächsischen Truppen, ward er 1857 zu deren General ernannt. Ein Ritter in des Wortes edelster und weitgehendster Bedeutung, Soldat und Kamerad, Anführer und Thronfolger in einer Person, war ihm die Ausbildung der Armee — „seiner ersten Liebe", wie er später, als König, selbst gesagt hat — geradezu Herzenssache. Daß dabei nicht die Lust am frischen fröhlichen Kriegshandwerk allein, oder gar etwa das, sonst so oft an Fürstenhöfen, gewissermaßen als Spielzeug beliebte Dekorativ eines gewissen Paradeglanzes maßgebend gewesen ist, daß vielmehr der bereits im Schlachtendonner gereifte Prinz mit einem bewundernswert scharfen Blicke für militärische Dinge schon damals einen eben solchen für die große Politik und Staatsangelegenheiten verband; daß sein eifriges Bestreben nach eigener persönlicher Vervollkommnung in der Kriegskunst, wie nach Vervollständigung und planmäßigem Weiterausbau des heimischen Heeres, also der Wehrkraft

des Vaterlandes, von hohen Gesichtspunkten geleitet wurde, dafür spricht unter anderem eine Rede, die Kronprinz Albert im Jahre 1864 als Mitglied der Ersten Ständekammer hielt. Folgende Stelle aus derselben sei hier angeführt: „Es können Zeiten eintreten, wo die Geltung unseres Vaterlandes von den Taten unserer Armee abhängen kann, wo man weniger fragen wird nach unserer ausgezeichneten Industrie, nach unserem vortrefflichen Ackerbau und unseren guten Gelehrten-Anstalten, sondern wo man fragen wird: Wie haben sich unsere Sachsen geschlagen? Und danach wird dann der Wert unseres Vaterlandes bemessen."

Wie Recht Kronprinz Albert hatte, mit Eifer auf eine immer größere Vervollkommnung der sächsischen Wehrkraft zu dringen, sollte sich schon zwei Jahre später in ernstem Waffengange erweisen.

Trotzdem seine Sachsen Teile einer geschlagenen Armee waren, erwarben sie sich unter seiner Führung die Ruhmestitel, die ihnen voller Bewunderung von Freund und Feind gezollt werden. Heldenhaft und mit beispielloser Hingabe haben die Sachsen gekämpft. Ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit den Waffen des Feindes gegenüber, wie ihr Mut und ihre Standhaftigkeit in allem Ungemach bleiben der Geschichte überliefert; ebenso wie es nie vergessen werden darf, daß sie es gewesen sind, die unter ihres Kronprinzen Führung die mit ihnen verbündeten Österreicher vor vollständiger Auflösung bewahrten. Dem Kronprinzen Albert war es vergönnt, auf den böhmischen Schlachtfeldern vor aller Welt das großartige Feldherrntalent zu erproben, welches ihm die Bahn eröffnete, seine damals in seiner Weite und Größe noch allen unbekannte Lebensaufgabe so glänzend zu erfüllen, wie es nachmals geschehen. Aus eigenster Initiative bewerkstelligte er als genialer Stratege den berühmten Aufmarsch der Sachsen an der Iser; und das von ihm ebenso geschickt angelegte Gefecht bei Gitschin würde aller Wahrscheinlichkeit nach gewonnen worden sein, wenn nicht seine geschickt angesetzten und tapfer kämpfenden Truppen infolge Ausbleibens der als sicher erwarteten Unterstützungen aller bereits errungenen Vorteile hätten verlustig gehen müssen. Bei Königgrätz aber ist es Kronprinz Albert gewesen, der den einzig richtigen Schlachtplan entworfen hatte. Merkwürdige Verblendung ließ, zum Unglücke Österreichs, den Feldzeugmeister von Benedek diesen Plan verwerfen.[136]) Alberts von Sachsen Feldherrn-Eigenschaften,

[136]) Kronprinz Albert hatte sich durch sorgfältigste persönliche Rekognoszierung von der enormen Wichtigkeit und außerordentlichen Güte der Stellung Hradek-Nechanitz überzeugt und beim österreichischen Oberkommando darauf angetragen, dieselbe besetzen zu dürfen. Dieses eingehend motivierte Gesuch wurde abgeschlagen. Dagegen erhielt das Sächsische Korps eine andere Stellung (Tresowitz-Popowitz) angewiesen, welche sich aus der lediglich linearen Nebeneinanderreihung der Heereskörper ohne jede Rücksichtnahme auf Vorteile oder Nachteile der Bodengestaltung und sonstige militärische Rücksichten ergab und wohl zu den Zwecken einer bevorstehenden Parade, niemals aber zu denen einer entscheidenden Defensiv-Schlacht sich geeignet hätte. Lediglich am grünen Tisch und auf der Karte ausgesucht, auf durchaus falschen Voraussetzungen beruhend, erwies diese Stellung sich als völlig unzweckmäßig und wurde auch sofort vom Kronprinzen Albert und dessen sächsischen General-

gepaart mit dem diesem Fürsten eigenen hohen nationalen Sinn, machten diesen anderen „Albrecht den Beherzten“ wenige Jahre später zu einem der tätigsten Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches, zu einem der schwertgewaltigsten Paladine Wilhelms I. Die aufrichtige Dankbarkeit, welche (ganz abgesehen von der beide hohe Herren verbindenden persönlichen Jugendfreundschaft) Österreichs vielgeprüfter Kaiser für Sachsens König in Erinnerung an das in treuer Brust trug, was ihm von dieser Seite aus geleistet worden, hat unzweifelhaft als starkes Bindeglied viel dazu beigetragen, die Errichtung jenes politischen Meisterwerkes zu ermöglichen, als welches sich das vom Fürsten Bismarck eingeleitete deutsch-österreichische Bündnis von 1879 darstellt. Durch dasselbe ist das urdeutsche Land Österreich (welches freilich im Laufe der Zeiten wegen der Zugehörigkeit so verschieden gearteter, ja gegensätzlicher Völker, welche das Übergewicht anstreben und nachgerade erhalten zu haben scheinen, diesen Charakter vielfach eingebüßt hat) dem übrigen Deutschen Reiche wenigstens so nahe gerückt, wie die Verhältnisse es gestatten. Damals freilich, 1866, als noch ein in der Natur der Sachlage begründeter Zwiespalt zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen Preußen und auch Sachsen bestand — damals lag alles das noch in der Zeiten Schoße. Aber schon damals saß der Ruhmeskranz fest auf dem Haupte des erlauchten Wettiners.

Als einer der unantastbarsten und bedeutungsvollsten Beweise berechtigter und unverdächtiger Anerkennung der Leistungen einer Armee darf es wohl gelten, wenn das Lob aus dem Munde des Gegners ertönt. Eines in seiner lapidaren Einfachheit ergreifenden Zeugnisses anerkennender Bewunderung sowohl der Leitung des Heeres als der Tüchtigkeit aller einzelnen Teile desselben, und zwar seitens eines feindlichen Generals von der Bedeutung eines Herwarth von Bittenfeld kann sich die sächsische Armee wegen ihres Verhaltens bei Königgrätz erfreuen. Bei kritischer Betrachtung und in gerechter Würdigung des von Kaltblütigkeit, Bravour und Disziplin zeugenden Rückzuges des geschlagenen sächsischen Gegners versammelte

---

stabsoffizieren, von Fabrice, Funke und Schubert, sowie Generalleutnant von Schimpff als solche erkannt. Auf erneutes Ansuchen ward es ihm wenigstens gestattet, das Einrücken in diese Stellung zu unterlassen, worauf die Sachsen mit Genehmigung des Feldzeugmeisters von Benedek die Stellung Przschim-Problus einnahmen, die als ein Kompromiß zwischen der vom Kronprinzen von Sachsen zuerst vorgeschlagenen und der vom österreichischen Oberkommando angeordneten aufzufassen ist. Freiherr von Friesen (Erinnerungen an die Schlacht von Königgrätz) sagt hierauf bezüglich, nachdem er die großen Vorteile der Stellung Hradek-Nechanitz eingehend erörtert und ausgeführt hat, daß, wenn man auf die sächsischen Vorschläge eingegangen wäre, der Ausgang der Schlacht voraussichtlich ein ganz anderer gewesen sein würde: „Seine Königliche Hoheit der Kronprinz hat durch seine zweckmäßigen Vorschläge nicht nur einen Beweis seines hervorragenden Feldherrntalentes, sondern auch durch seine Unterordnung unter die Befehle des Feldzeugmeisters Benedek einen gleichen Beweis seiner echt soldatischen Disziplin gegeben.“ Das österreichische Generalstabswerk aber (III. 325) spricht folgendes aus: „Es ist als ein Glück zu betrachten, daß der Kronprinz von Sachsen wenigstens die Besetzung der Position Przschim-Problus statt jener von Popowitz sich zu erwirken verstand.“

der genannte preußische Heerführer (Kommandierender der großen Elb-Armee) die Offiziere seines Stabes um sich und redete sie mit folgenden Worten an: „Sehen Sie sich den Rückzug der Sachsen an, meine Herren. Ein geordneterer Rückzug wie dieser ist undenkbar. Er ist das Bild des mustergültigen Rückzuges einer mit Ehren unterlegenen Truppe. Den wird die Kriegsgeschichte für immer als Beispiel aufstellen."[137])

Das preußische Generalstabswerk aber schreibt: „Während der allgemeinen Verwirrung und Auflösung, welche bei der kaiserlichen Armee in wilde Flucht ausartete, bewahrte die sächsische Armee ihre Haltung und Ordnung." — Nichts begreiflicher, aber auch nichts Rühmlicheres für beide Seiten, als daß Männer wie Moltke „danach lechzten", die so erprobten Sachsen und ihren genialen Führer zu den Ihren rechnen zu können und mit ihnen rechnen zu dürfen, da sie dann auf sie rechnen konnten.

Der Friede war zu Nikolsburg geschlossen; der Norddeutsche Bund ins Leben gerufen. Sachsen hatte den im Grunde genommen immer und allezeit — nur allerdings auf einem anderen Wege gesuchten — Anschluß an ein starkes Deutschland, an ein starkes Deutsches Reich als nationales Staatswesen gefunden. König Johann schloß sich mit treuem Herzen an und Kronprinz Alberts, des sächsischen Heerführers Streben war nun vor allem mit Ernst und Eifer darauf gerichtet, das Verhältnis Sachsens auch in militärischer Beziehung zu dem neuen Bundesstaat entsprechend um- und auszubilden, die sächsische Armee als XII. Armeekorps des norddeutschen Bundesheeres, den Vereinbarungen der Militär-Konvention gemäß, nach preußischem Muster zu reorganisieren. Seiner sowie seines erlauchten Bruders des Prinzen Georg und der hingebendsten, anstrengendsten und opferfreudigsten Tätigkeit aller Offiziere, Mannschaften und Beamten des sächsischen Heeres gelang es, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben, noch vor Ablauf des hierzu in Aussicht genommenen einen Jahres diese Herkulesarbeit zu bewältigen und zwar zur vollsten Zufriedenheit des Bundesfeldherrn und dessen inspizierenden Generalen. Drei Jahre darauf ward dieses Lob völliger Kriegsbereitschaft, welches aus dem Munde des greisen Königs Wilhelm von Preußen erklungen war, auf den Schlachtfeldern Frankreichs durch das von Preußen und Sachsen gemeinsam vergossene Herzblut besiegelt. Im Feuer dieses nationalen Krieges verschmolz alles das in eins, was unausgesprochen und innerlich wohl schon lange zusammengehört hatte, nun aber durch Blut und Eisen auch äußerlich und aller Welt sichtbar eine Gemeinschaft bildete. Es traf das ein, was Prinz Albert als 21jähriger Jüngling in Schleswig-Holstein, was so

[137]) Dieser Ausspruch des kommandierenden Generals (nachmaligen Generalfeldmarschalls) Herwarth von Bittenfeld bei Beobachtung des im preußischen Geschützfeuer erfolgenden Rückzuges der sächsischen Armee auf Problus am 3. Juli 1866 ist mitgeteilt von Seiner Exzellenz dem Kgl. preußischen Generalleutnant z. D. von Niesewand, welcher seinerzeit als Rittmeister und Ordonnanzoffizier persönlicher Zeuge dieses für immer beachtenswerten Vorganges gewesen ist.

mancher ergraute Mann vor ihm und nach ihm ersehnt, was Dichter und Sänger erhofft, was die Volksseele ersehnt hatte. Das einheitliche und föderative Deutsche Reich trägt das ideale Motto an der Stirn: „Eins nach außen — schwertgewaltig —. Doch im Innern vielgestaltig.“ So muß es immerdar bleiben. Einer der wertvollsten tatkräftigsten Vorkämpfer der deutschen Reichsidee nach innen wie nach außen war Albert von Sachsen. Was derselbe getan und geleistet, der als einer der glänzendsten, kriegsgewandtesten Ritter die Tafelrunde erst des Königs, dann des Kaisers Weißbart zierte und den Franzosen in erster, der ganzen Welt in zweiter Linie zeigte, was deutsche Kraft in deutscher Einigkeit, bei deutscher Gründlichkeit und Geschicklichkeit zu leisten vermag, der als „Schildhalter des Reiches“ mit starkem Arm und hellem Geiste dieses Ehrenamtes waltete, in welches der wahrsprechende Volksmund ihn eingesetzt hat, dessen Feldherrngröße mit jedem Tage wuchs und freudige, neidlose Anerkennung fand allenthalben — das steht fest eingeprägt in den Herzen aller Deutschen. Aus demselben Felde der Ehre, auf welchem die todesmutigen preußischen Garden in geradezu antik-heroischer Heldenhaftigkeit sich beinahe verblutet hätten, wuchsen auch ihren sächsischen Brüdern, wuchsen den sächsischen Truppen neue Lorbeeren zu ihren alten, stieg das Feldherrngenie des Kronprinzen Albert zu immer gewaltigerer Größe. Und wie der ebenso geist- als kenntnisreiche preußische Militärschriftsteller Hoenig[138]) ausdrücklich betont, müssen die Anordnungen des sächsischen Kronprinzen bei Nouart und diejenigen, welche die Schlacht bei Beaumont herbeiführten, den besten Feldherrnhandlungen Napoleons I. an die Seite gestellt werden

Zwei Tage nach der Schlacht von St. Privat ward Kronprinz Albert an die Spitze der neu geschaffenen IV. Armee gestellt, welche aus dem preußischen Gardekorps, dem preußischen 4. und dem sächsischen 12. Armeekorps sowie vier Kavalleriedivisionen bestand und nach ihrer Haupt-Operationsbasis, der Maas, den Namen Maas-Armee erhielt.

Zum ersten Male in der Weltgeschichte waren somit einem sächsischen Prinzen preußische Truppen zur Führung anvertraut. Auch diese Tatsache war eine Etappe mehr auf dem Wege zur deutschen Einigkeit; und wieder war es die hell leuchtende Gestalt des Kronprinzen Albert in dessen Eigenschaft als gottbegnadeter Heerführer, welche als Werkzeug diente. In seinem echt soldatischen, anspruchslos einfachen, doch dabei ehrfurchterweckenden Wesen lag trotz ruhigen Ernstes von jeher etwas Bestrickendes, welches machte, daß die Armee vom General bis zum Tambour mit Liebe und unbegrenztem Vertrauen zu ihm erfüllt war. Die Preußen empfanden dies

---

[138]) Jener vielerfahrene, vor allem aber auch wegen seiner strengen Wahrheitsliebe bekannte ehemalige Hauptmann Fritz Hoenig, welcher viel zu früh vom Tode ereilt wurde, erhielt bei seiner Bestattung am 16. März 1902 durch den amtierenden Geistlichen ein besonders schönes Ehrendenkmal dadurch errichtet, daß er als ein Wahrheitskämpfer im Sinne des Apostel Paulus geschildert wurde, dessen Ausspruch befolgend: „Ich vermag nichts gegen die Wahrheit, aber alles für die Wahrheit.“

sofort mit derselben Wärme wie ihre sächsischen Waffenbrüder, und begeistert jubelten ihm die zu, die wenige Jahre vorher auf Böhmens Gefilden gegen ihn gefochten hatten. „Mit Ruhe und sicherem Blicke", sagt eine Stimme aus deren Reihen, „umfaßt Kronprinz Albert stets das Ganze und trifft immer das Richtige. Mit soldatischem Ernst verbindet er den menschlich schönen Zug der Milde. In jedem entscheidenden Augenblicke ist er eigener, wagemutiger und tatkräftiger Entschließung fähig; aber auch stets anspruchslos dem großen Ganzen sich unterordnend, unübertroffen in Pünktlichkeit und steter Dienstbereitschaft."

Der dem Kommandierenden der Maasarmee als Stabschef beigegebene preußische Oberst von Schlotheim hat oft genug ausgesprochen, wie hoch er den sächsischen Kronprinzen nach jeder Richtung hin verehre, und wie er dessen stets zutreffenden Scharfblick im raschen Entwerfen eigener Dispositionen bewundert habe, die immer die zweckmäßigsten gewesen seien. Auf Gegenseitigkeit gestütztes unbedingtes Vertrauen und unbestreitbare Tüchtigkeit des obersten Führers, die, gepaart mit eisernem Pflichtgefühl, sich von dessen Person auf alle anderen übertrug, ließ in Bezug auf den Kronprinz Albert und dem Stabe der Maasarmee, dem er seinen Geist eingehaucht hatte, das seinerzeit in der Armee kursierende Wort entstehen: Der Maasstab (Stab der Maasarmee) ist der Maßstab für alle Stäbe.

Wie das Verhalten der Sachsen und das Eingreifen ihres Führers auch bei Sedan ein anerkannt vorzügliches gewesen ist, jener Entscheidungsschlacht, welche zu schlagen außer durch Moltkes, wesentlich auch durch Kronprinz Alberts Planungen und Dispositionen ermöglicht worden ist, so sind überhaupt die Erfolge des glorreichen Krieges, aus dessen vom Herzblut tapferer Helden getränkten Schlachtfeldern der purpurne Kaisermantel erwuchs, nicht zum geringen Teile der Feldherrntätigkeit Alberts von Sachsen zu danken.

Moltke, des deutschen Heeres Auge, wußte genau, was er und die Armee an diesem ritterlichen Sprossen des Rautenstammes hatte; Wilhelm I. war sich dessen von ihm auch in Bezug auf das deutsche Vaterland bewußt. In der für Jung und Alt des deutschen Volkes heiligen Erinnerung an die Paladine, bei deren Schwerterklang König Wilhelm von Preußen als deutscher Kaiser auf den Schild gehoben wurde, nimmt Kronprinz Albert, unter den Fürsten, deren felsenfeste Treue und patriotische Gesinnungen den Grundstein und Eckpfeiler des Reiches bilden, nimmt König Albert auf ewig einen hervorragenden Platz ein.

Nicht nur ein Kriegsheld ohne Furcht und Tadel war König Albert, sondern eben so sehr ein Friedensfürst und Landesvater, der die wirtschaftlichen Kräfte seines Sachsenlandes zur vollsten Entwickelung gebracht hat, dabei aber immerfort seinen Blick auch auf das große deutsche Vaterland richtete, nicht nur als treuer, selbstloser Bundesfürst, sondern auch als hingebender Freund dreier Kaiser — beratend, helfend und mahnend. Fürst Bismarck, der von ihm allezeit als von einem gnädigen und gerechten

Herrn sprach; Fürst Bismarck, Deutschlands Einiger, äußerte sich nach dem unvergeßlich schönen Wettinfeste 1889 über König Albert wie folgt: „Das leuchtende Muster der Selbstlosigkeit der Bundesfürsten ist König Albert von Sachsen, der glorreiche Führer deutscher Heere, vielleicht der künftige Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte, wenn das Reich seine Existenz nach Osten und Westen verteidigen muß. Diese seine Tugenden haben die Hingabe der Sachsen an das Haus Wettin, die von keiner der über das Land gekommenen Katastrophen und selbst nicht von der religiösen Verschiedenheit zu erschüttern gewesen ist, zu der bei den Jubelfesten hervorbrechenden Begeisterung gesteigert."

Obwohl seiner ganzen Neigung nach in erster Linie Soldat, wurde König Albert mit derselben Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit zum fürsorglichen Landesvater, zum Muster eines deutschen Regenten, eines Monarchen voll allumfassenden Interesses für das gesamte öffentliche Leben, für das Wohl seines Volkes und seines Staates — das Wohl des Reiches nicht zu vergessen. Wie im „Schlachtendonnerwetter" unter dem dröhnenden Gebrüll der Geschütze, so führte Albert der Ruhmreiche auch im friedlichen Wettkampfe, beim Ringen innerhalb der Tätigkeiten moderner Kulturentwickelung, unbeirrt durch Zurufe von rechts und von links, seine Sachsen ins vorderste Treffen, hier wie dort ruhmvoll bestehend. Und so durfte er mit höchster Genugtuung sehen, wie unter seinem sicheren, stetigen und wohlwollenden Regiment, trotz so mancher schwierigen Verhältnisse, trotz fortwährend wachsender Konkurrenz auf dem Weltmarkte doch sein Land immer mehr aufblühte, wie sächsischer Gewerbefleiß nicht umsonst arbeitete, wie Kunst und Kunstgewerbe blühten, und wie das Unterrichtswesen, dank seinem persönlichen Einflusse, vor Überstürzungen bewahrt geblieben ist. König Albert hätte nicht mit Leib und Leben Jäger sein müssen, wenn er nicht, wie für den Wald, so für das Feld die herzlichsten Sympathien hätte fühlen sollen. Was an ihm lag, hat er auch redlich zum Schutze der Landwirtschaft getan. Auf das wahre Wohl dessen, was ihm von Gott, was ihm von Gottes Gnaden anvertraut war und seiner Fürsorge übergeben, ist des edlen Königs Tun und Denken allezeit gerichtet gewesen. Von Selbstlosigkeit und Pflichttreue war sein Dasein geleitet; königlich waren seine Gedanken.

Als Herrscher seines Landes regierte König Albert ganz nach den weisen Grundsätzen seines hochseligen Vaters und hat auch hier der Erfolge viele aufzuweisen. Für die Interessen von Handel und Wandel, von Verkehr und Industrie, für die Interessen aller Faktoren verstand er einzutreten, die für das Wohl von Staat und Volk von Nutzen sind. Allüberall ließ er es sich nicht verdrießen, wie man zu sagen pflegt, nach dem Rechten zu sehen, persönlich zu beobachten, zu beloben, sich selbst zu instruieren und andere zu ermuntern. Noch jetzt nach Jahren steht das Gefühl des ernstesten Schreckens in aller Erinnerung, welches ganz Sachsen durchzitterte, als der teure Landesherr bei einer solchen Gelegenheit nur durch ein Wunder

Gottes vom Tode verschont geblieben und dem grausigen Geschicke entgangen war, welches unmittelbar an seiner Seite den Kreishauptmann Hübel betroffen hatte. Auf einer Reise zur Besichtigung industrieller Anlagen hatte König Albert in Begleitung jenes hohen Regierungsbeamten, der hier tatsächlich sein Leben auf dem Felde der Ehre aushauchte, in einer Fabrik zu Mylau den Aufzug bez. Fahrstuhl betreten, um von einem Geschosse ins andere befördert zu werden, als die Maschinerie versagte und Kreishauptmann Hübel erschlagen zu des Königs Füßen niedersank. — Städtenamen wie Chemnitz, Plauen, Crimmitschau brauchen auch im Auslande nur genannt zu werden, um allen das Bild von Sachsens Weltstellung in Bezug auf Industrien jeder Art hervorzuzaubern. Der berühmte Rothschönberger Stollen unter und der weltbekannte Halsbrückener Schornstein über der Erde können gewissermaßen als Umrahmung all der kunstvollen wie geistvollen Errungenschaften gelten, die einen so großen und achtunggebietenden Raum gerade in unserem Vaterlande Sachsen einnehmen. Der Rothschönberger Stollen, der eine Herstellungszeit von 33 Jahren in Anspruch genommen hat, 1877 in Betrieb gesetzt wurde und zur Entwässerung der Freiberger Bergwerke dient, läuft im Triebischtal bei Meißen aus und hat eine Länge von etwa 50 km, während seine Tiefe durchschnittlich 125 m beträgt. Der Schornstein in Halsbrücke bei Freiberg aber, von dem Architekten Heinicke aus Chemnitz 1889 an der Stelle aufgeführt, wo ein Jahrhundert früher das erste und bedeutendste Amalgamierwerk in Europa erstanden war und 1815 die erste Leuchtgasfabrik errichtet wurde, ist mit seinen 144 m die höchste Esse der Erde; wobei die Bemerkung nicht uninteressant sein dürfte, daß bei großem Sturm eine Achsenabweichung von 10 cm an dieser Esse festgestellt worden ist, ohne daß dem Bauwerke dadurch Gefahr drohte. Die Türme des Kölner Domes sind nur 17 m höher. Die Höhe des Eiffelturmes, dieses Riesenspielzeuges in Paris, freilich beträgt mit 300 m das Doppelte unseres Schornsteins und etwas mehr.

Leider allerdings ist auch in unserem engeren Heimatlande aus dem Sumpfe niedrigster Leidenschaften heraus, in Gestalt anarchistischer wie atheistischer Sozialdemokratie, ein giftiger Wurm erstanden, der von Unbotmäßigkeit und Unglauben wie von Unverstand und Unzufriedenheit Nahrung erhaltend, sich zu immer erschreckenderer Größe auswächst und an den Fundamenten von Staat und Gesellschaft nagt. Daß die Entstehung jenes Drachen zeugenden Sumpfgebietes durch die Religionslosigkeit und Christusfeindschaft gewährleistet worden ist, in welcher jetzt Tausende und Abertausende von Menschen in trauriger Verblendung, aber legalisiert durch die modernen Gesetze schrankenlosester Freiheit, ihr Heil sehen, das dürfte ohne weiteres auf der Hand liegen.

Diese Tausende, welche teils durch den Mangel jeglichen wahren Pflichtgefühles sowie das gänzliche Fehlen ihres Verantwortlichkeitsgefühles Gott gegenüber auf die Bahn des Revolutionierens gelangt, teils durch

böswillige Verführer irregeleitet worden sind, müssen unglücklich genannt werden, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Gewissen sie verdammen wird. Zwar sind dieselben auf dem Wege der Leugnung alles Göttlichen und Überirdischen bemüht, jene ihnen als „altväterisch und überwunden" geltende Stimme des Herzens aus ihrer Brust, wie aus derjenigen aller anderen in teuflischer Lust herauszureißen, allein innerlich wohl kann ihnen dabei nicht sein. Aber nicht jedem Unglücklichen gebührt Mitleid. Diesen Unglücklichen nicht, weil sie erstens im Vollgefühl und Übermaß falsch verstandener Freiheit gar nicht in die, wie sie meinen, unwürdige Lage geraten wollen, bemitleidet zu werden und weil sie zweitens unverhohlen ihre Absicht dahin kundgeben, alles das zerstören zu wollen, was bisher dem Menschengeschlechte heilig gewesen ist. Verbunden mit gerechter Abwägung alles gerechterweise zu Erstrebenden ist es Pflicht des Staates, seinen Bestand zu schützen und seine Ordnung zu wahren. Er ist verpflichtet, gewappnet und auf der Hut zu sein, den Angriffen etwaiger äußerer Feinde gegenüber ebenso wie gegen die Hydra des inneren Feindes. Was den letzteren betrifft, so hat, sehr richtigerweise, um Versöhnung wie Frieden mit der Masse der Verführten des Volkes anzubahnen und zu Verständigungen auf beiden Seiten zu gelangen, Kaiser Wilhelm II. die Aufforderung ausgesprochen: „Schickt uns Arbeiter aus Eurer Mitte in den Reichstag und wir wollen mit ihnen beraten, aber reißt Euch los von dem verführerischen Treiben der Sozialdemokratie." Man sollte meinen, dieser einfachen und durchaus berechtigten Aufforderung nachzukommen würde man sich beeilen. Aber wenn man Loyalität auch nur geringster Art auf jener Seite vermutet, irrt man sich.[139]) Es ist erschrecklich, welchen Sand sich bisher ruhige und harmlose Bürger von den Führern der Sozialdemokratie und deren aufwiegelnden Sendboten in die Augen werfen

---

[139]) Hierfür gibt ein Vorgang im 19. Wahlkreise (Aue-Schneeberg) beredtestes Zeugnis. Dort hatte sich nach langem Widerstreben und Bedenken, in eine ungewohnte Sphäre zu kommen, ein ganz besonders ehrenwerter Mann des Volkes und Arbeiter im besten Sinne, der Bergzimmerling Eduard Hänel, bereit finden lassen, um im Sinne jenes kaiserlichen Ausspruches der guten Sache von Ordnung, König und Vaterland zu dienen, die Kandidatur zum Reichstage anzunehmen. A. Pache, dem die Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Mitteilung zufällt, erzählt im „Vaterland" vom 15. August 1903: Hänels Vater, gleichfalls Bergarbeiter, war ein begeisteter Anhänger der Sozialdemokratie. Vom väterlichen Einflusse bewogen, huldigte auch der Sohn dieser Anschauung, bis ruhige, reifliche Überlegung und eine gründliche scharfe Beurteilung der Verhältnisse des Bergreviers ihn zur Einsicht brachten, daß der Weg, den er bisher gegangen, nicht der rechte sein könne. Der junge Hänel trat demgemäß nicht nur aus den Reihen der Sozialdemokratie aus, sondern gründete — ein Paulus aus einem Saulus geworden — im Jahre 1897 den Verein „Königstreuer Knappen", welcher jetzt aus 2000 Mitgliedern besteht. Aber die Voraussetzung, daß den arbeitenden Kreisen ein schlichter verständiger Arbeiter aus ihrer Mitte als Vertreter genehm sein werde, sollte sich nicht erfüllen. Derartig stehen dieselben unter dem Banne der Umstürzler. Es wurde eine andere Parole ausgegeben. Die Sozialdemokraten agitierten derartig für einen ihrer Parteigänger, einen gewesenen Advokaten jüdischer Rasse, daß die Ordnungspartei unterlag.

lassen, mit welchen Verdächtigungen, Verleumdungen, Verdrehungen und Verhetzungen von jenen Usurpatoren operiert wird. Deren Terrorismus blindlings und willenlos sich zu beugen gilt denen für herrlich und schön, welche von eben jenen Verführern angewiesen werden, der von Gott eingesetzten Obrigkeit Untertan zu sein sei unwürdige Sklaverei. Zudem sind es diese von ihren Genossen erbarmungslos Unterwürfigkeit verlangenden Führer, welche die zum Besten der unteren Klassen seitens der Regierungen vorgelegten Gesetze planmäßig zum Scheitern bringen — aus dem einfachen Grunde, weil dann die Unzufriedenheit aufhören würde, sie selbst aber (denen das Geschick und Los ihrer „Genossen" in Wahrheit ganz gleichgültig ist) von der Unzufriedenheit leben.

Und sehr richtig knüpft der „Reichsbote" (vom 16. Juni 1903) an die Wiedergabe eines im sozialdemokratischen „Vorwärts" erschienenen, wie das konservative Blatt sagt, „blutrünstig" revolutionären Hetzgedichtes (beginnend mit den Worten: „Auf auf, mein Volk, der große Tag des Strafgerichts beginnt") die Frage an: „Wer ist das Volk, das hier aufgerufen wird, und wer ist der Feind, den es schlagen soll?"

So wird das Volk gegen sich selbst gehetzt und verhetzt von gewissenlosen, vaterlandslosen und gottlosen Agitatoren, welche ihrerseits das arme Volk ausbeuten, während sie demselben diejenigen als auszurottende Tyrannen und schlimmsten Feinde schildern, die ihm Lohn und Brot gewähren und für Wohltaten und Unterstützungen sowie Sicherheit in Krankheit und Alter sorgen.

Ja, die Zustände im Vaterlande sind ernst, im engeren wie im weiteren Vaterlande. Eines jeden heilige Pflicht ist es, an seinem Platze und nach seinen Kräften zu helfen, dieselben wieder besser zu gestalten. Eines jeden einzelnen hohe Aufgabe ist es, dem Vaterlande zu dienen, Gott zu fürchten, den König zu ehren, die Brüder zu lieben. — Nur bei voller Umkehr der menschlichen Gesellschaft zur Gotteskindschaft und zu den aus derselben erwachsenden Konsequenzen von Christentum, Vaterlandsliebe und Königstreue kann bei gleichzeitiger energischer Anwendung durchaus notwendiger gesetzlicher Abwehrmaßregeln das Ungeheuer getötet werden, dessen erste vorbereitende Tätigkeit die systematische Verbreitung unbedingter Unzufriedenheit ist. Diese Betrachtung gehört ganz direkt hierher, denn sie ist aufs engste mit der Weltgeschichte verbunden, deren Wahrheiten eine sie ausspricht. Gott gebe allen Organen und Individuen Kraft aus der Höhe zu dieser Abwehr zum erfolgreichen Aufraffen, zur offensiven Defensive wie auch dazu, in Form von Gewährung alles dessen, was wirklich berechtigt ist und bisher versäumt gewesen sein sollte, jene Gefahr noch rechtzeitig abzuwenden, um Kultur und Gesittung vom Untergange zu retten. Einer Gemeinschaftlichkeit von Menschen gegenüber, die alles daran setzt, den Umsturz alles Bestehenden herbeizuführen und mit großem Unrecht die Bezeichnung „Partei" findet (denn da sie außerhalb des Vaterlandes steht und stehen will, steht sie auch notgedrungen und folgerechterweise außerhalb

der Parteien desselben), muß die Welt auf alles sich gefaßt machen. „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." — Nur Verblendete können einer Fahne folgen, die nicht ohne Absicht die blutige Farbe des Aufstandes und der Empörung zeigt. Wer nachdenkt, muß und wird finden, daß Anarchie und Atheismus die aufgegangene Drachensaat systematischer Aufhetzung und Gottentfremdung ist. Gott aber läßt sich nicht spotten, also: Irret Euch nicht!

Warnende Stimmen, wie z. B. die des Abgeordneten von Kröcher in der Reichstagssitzung vom 20. Januar 1900 haben nur zu recht, wenn sie auffordern, vor einer falschen Vertrauensseligkeit auf der Hut zu sein, vor der einschläfernden falschen Annahme, die Sozialdemokratie sei eine vorübergehende Erscheinung. Mit Recht stellte Herr von Kröcher dem gegenüber: „freilich sei schließlich alles Erdenwerk vorübergehend, die französische Revolution sei auch vorübergegangen."

Wahrhaftig, nicht oft und nicht laut genug kann es betont werden, in wie hohem Maße es die heilige Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes ist, sich am festen, geschlossenen Entgegentreten gegen alles das zu beteiligen, was jenen verderblichen Plänen Vorschub leistet; gegen alle die, welche — sei es als wilde, sei es vorerst nur als „zahme" — Revolutionäre auftreten. Es ist dies die Pflicht eines jeden Menschen, der sich nicht mit Wegleugnung alles Edlen in ihm unter die Würde stellt, die ihm von Gott gegeben worden, der nur einigermaßen Kenntnis von der Geschichte des Menschengeschlechtes hat und der die Segnungen von Kultur und Gesittung als Wohltat empfindet. Es ist auch ebensolche Pflicht und dient auf indirekte Weise nicht minder wirksam gegen die Überflutung des Landes durch die schlimmsten, die *inneren* Feinde, allenthalben Aufklärung darüber zu verbreiten, um was es sich bei Bekämpfung von Anarchie und Sozialdemokratie handelt; welche hohen geistigen Güter unserer gesamten Kulturwelt im allgemeinen, wie unseres deutschen, unseres sächsischen Volkes im besonderen, unserer Familien und unserer Ehen wie unserer Personen, unserer Gegenwart und Zukunft hier auf dem Spiele stehen. Ja es ist absolut gefährlich, es kann sogar unter Umständen geradezu verbrecherisch wirken, wenn Personen wie Organe sich nur auf die bloße Abwehr der gegen Staat und Ordnung geführten Angriffe beschränken, anstatt mit fester Energie offensiv gegen Feinde vorzugehen, welche ihrerseits keine Schonung kennen, vielmehr offen aussprechen, daß es ihnen niemals einfallen werde, solche walten zu lassen. Wolle man doch allerorten und bevor es zu spät ist, bedenken, daß die merkwürdige Duldsamkeit, deren selbst die erklärten Revolutionäre sich erfreuen, nur Verwirrung anrichtet, denn sie ist nur zu sehr geeignet, in den Massen die falsche Vorstellung zu erwecken, als sei es ganz gleichgültig, ob man Recht und Gesetze beobachte oder staatsfeindliche Ziele verfolge.

An gutem Willen, aufzutreten gegen die drohende Gefahr, fehlt es in Sachsen nicht. Im Gegenteil können alle Bundesstaaten sich an dem Verhalten der sächsischen Regierung (selbst wenn einzelne Mißgriffe gemacht

werden sollten, die nirgends ausbleiben) ein Beispiel nehmen. Herzerquickend und wie eine Oase in der Wüste des Materialismus der Zeit sind z. B. die Reden des Kultusministers von Seydewitz. Außer durch Gesetze und Verordnungen ist derselbe bestrebt, seinen Organen und dem Lande gewissermaßen menschlich nähertretend und in weiser Befolgung des Wortes: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft" auf Lehrerschaft und Erziehungswesen einwirkend, den Geist des Christentums und wahrer Religiosität als die Grundlage aller kulturellen Tätigkeit in fortwährende Erinnerung zu bringen.

So wie König Albert als ein rechter Landesvater von allen Landeskindern, außerdem aber auch als vortrefflicher Fürst weit über Sachsens Grenzen hinaus verehrt und geliebt wurde, so genießt dieselbe Liebe und Verehrung seine hinterlassene erlauchte Gemahlin die Königin-Witwe Carola.

Als Tochter des schwedischen Prinzen Gustav Wasa und dessen Gemahlin, der Prinzeß Luise von Baden, am 5. August 1833 geboren, vermählt mit dem damaligen Prinzen Albert am 18. Juni 1853[140]), hat sich die hohe Frau allezeit als Landesmutter im edelsten Sinne und in hingebendster Weise durch fortwährende Ausübung von persönlichem Wirken und organisatorischem Leiten der Nächstenliebe und Barmherzigkeit bewährt. Da ihr Mutterfreuden vom Himmel versagt blieben, so widmete sich Königin Carola um so eifriger den Liebeswerken aufopfernden Samaritertums. Eine echte deutsche Frau, mit linder Hand die Wunden verbindend, die in heißer Männerschlacht geschlagen worden, hat sie hilfreich waltend gewirkt in den

[140]) Am 18. Juni 1903 würde demnach das hohe Paar das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert haben. Und es ist der letzte große Wunsch des sterbenden Königs gewesen, es möge ihm beschieden sein, diesen Tag noch zu erleben. — Gottes Wille hatte es anders beschlossen. — Trotz der aufopferndsten Pflege, insbesondere seiner hohen Gemahlin, und trotz der größten ärztlichen Kunst und Geschicklichkeit der Leibärzte (Fiedler, Selle und Hoffmann) mußte König Albert — wie schon an anderem Orte erwähnt — am 19. Juni 1902, also einen Tag nach demjenigen seine Heldenseele aushauchen, welche die 49. Wiederkehr seines Hochzeitstages gebracht hatte.

Ein hierauf bezügliches Gedicht, das Dr. Kurt Warmuth, Oberlehrer am Georg-Gymnasium, welches die von der gesamten königlichen Umgebung bezeugte historische Wahrheit in ergreifender Weise schildert, hat folgenden Wortlaut:

Der König war dem Tode nah —
Er fühlte, stillgefaßt, sein Kommen! —
Schön wie ein Sieger lag er da,
Der müd von großen Taten ruht;
Mild wie ein Vater, allverehrt,
Ein Wandrer, der zur Heimat kehrt
Und nichts auf Erden mehr begehrt.
— Nur wenn er ihr ins Auge sah,
Die ängstlich pflegend, treu und lieb,
Ihm Tag und Nacht zur Seite blieb,
Verließ ihn fast sein Heldenmut:
Sein starkes Herz schlug schmerzbeklommen.

Es war am hochgeweihten Tag,
Der einst zur Ewigkeit verbunden
Bei heißer Liebe Herzensschlag
Am Traualtar das hohe Paar —
An Jugendkraft und Schönheit gleich,
An Tugend und an Hoffnung reich,
Doch nun ergraut und altersbleich —.
Wie drauf allein der König lag,
Dacht er, im Auge Tränenglanz:
„Wie strahlte sie im Myrtenkranz!
Zur **goldnen Hochzeit** fehlt **ein Jahr.**
Ist's möglich, Herr, laß mich gesunden."

(Fortsetzung siehe nächste Seite.)

Feldspitälern und Ambulanzen, anordnend, dirigierend und helfend. Aus dieser segensreichen Wirksamkeit heraus erstand schon 1866 der von der damaligen Kronprinzeß Carola zusammen mit einigen gleichgesinnten Damen ins Leben gerufene Albertverein, ein Frauenverein, der es sich zur Aufgabe stellt, Verwundete und Kranke — auch im Frieden, aber jederzeit gerüstet auf einen möglicherweise etwa ausbrechenden Krieg — zu pflegen. Durch Schulung geeigneter Pflegekräfte trägt dabei der Albertverein Sorge, daß jederzeit ein ausgebildetes Personal in möglichst genügender Menge zu diesen Liebesdiensten bereit sei. Der Verein ist über ganz Sachsen verbreitet, allerorten gehen in stiller doch aufreibender Tätigkeit Albertinerinnen neben Diakonissen ihrem selbstgewählten, echt christlichen Berufe nach; eingedenk des Heilandswortes: „Selig sind die Barmherzigen." Das dem Verein gehörige „Carolahaus" zu Dresden, ein Krankenhaus in großem Stile, eine anerkannte Stätte des Segens, trägt den Namen der erlauchten Stifterin in alle Gauen, während der Name des Vereins selbst, welcher einst von derselben dem Namen ihres Königlichen Gemahls „ihres einzig geliebten Mannes"[141]) entlehnt worden ist, auch an seinem Teile mit dahin wirkt,

Drauf winkt er einen, der da stand:
Der bringt ein Rößlein, frisch gebrochen.
Er nimmt es zitternd in die Hand,
Und wie er sinnend es beschaut,
Kommt kummerblaß die Königin.
Da reicht mit wehmutvollem Sinn
Er lächelnd ihr die Rose hin,
Zart wie ein Bräutigam der Braut;
Sein Antlitz stumm ihr zugewandt
Mit einem Blick so inniglich,
Dem nichts an stiller Größe glich —
— Es ward kein leises Wort gesprochen.

Sie hält an sich mit aller Macht —.
Drauf bricht sie nieder — und muß weinen —.
Der Totenschatten nahte sacht
Dem königlich erhab'nen Greis —
Und er, der nie sonst Mitleid spürt,
Kalt jung und alt hinüberführt,
Blieb an der Schwelle stehn — gerührt
Bei dieser stummen Huldigung
Von Königsherzen, alt, so jung.
Den König schonend, ging er leis,
Ließ ruhn ihn sanft, noch eine Nacht,
Noch einmal ihm die Sonne scheinen!

Doch wie die Gnadenfrist verstrich,
Wie Licht und Finsternis sich stritten
Und schon des Tages Wange blich,
Erbrauste jäh ein Wettersturm. —
Welch ein Geheul! Der Regen goß,
Daß Bächen gleich das Wasser schoß:
Es zitterte das feste Schloß.
Die Königsflagge riß am Turm! —
Drin senkte sel'ger Friede sich.
Die Gattin nahm des Schläfers Hand —
Schwach, noch ein Druck — sein Atem schwand:
— Der Dulder hatte ausgelitten.

[141]) Unter den überaus zahlreichen und kostbaren Kränzen, die von nah und fern, von den Kaisern von Deutschland und von Österreich, von Fürstlichkeiten, Körperschaften und Personen als stille Zeichen ehrfurchtsvoller Liebe am Sarkophage König Alberts niedergelegt worden waren, befand sich einer, dessen Aufschrift auf der weißen Schleife zu besonders inniger Wehmut und zu Tränen aufrichtiger Rührung Anlaß gab. Es war der schlichte Kranz der tiefgebeugten Witwe mit den einfachen und doch so viel, so sehr viel sagenden Worten: „Meinem einzig geliebten Manne."

den Namen des verewigten unvergeßlichen Königs auf die spätesten Generationen zu bringen.

Freilich würde dies auch ohne jenen zarten Liebesbeweis der erlauchten Königin geschehen sein. König Albert ist tot, aber er lebt. „Seine Taten in Krieg und in Frieden haben ihn", wie ein Artikel des „Dresdner Anzeiger" hervorhebt, „durch stärkere Bande mit dem Vaterlande verknüpft, als sie der Tod zu zerreißen vermag." Der verklärte König lebt nicht nur droben im Reiche des ewigen Friedens; er lebt auch in den Herzen seiner treuen Sachsen, die in hingebungsvollster Verehrung und tiefinnerster Liebe an ihm hingen; er lebt in den Herzen aller Deutschen, die sich dessen bewußt sind, daß das, was das Deutsche Vaterland jetzt ist, es nicht zum wenigsten auch durch die Taten des Kronprinzen und das Walten des Königs Albert von Sachsen geworden ist. Er lebt in der Geschichte weiter schon um deswillen, weil ein bedeutsames Stück deutscher Geschichte sich in seiner Person verkörperte; er wird in dem dankbaren Gedächtnisse ferner Generationen je mehr fortleben, je klarer es sich dem kommenden Geschlechte mehr noch wie dem gegenwärtigen enthüllen wird, was Deutschland außer seiner Kriegskunst auch seiner Staatskunst zu verdanken hat.

Auf König Albert dürften die einst dem Kurfürsten Moritz gewidmeten Worte im höchsten Maße zutreffen: „Was das Reich deutscher Nation an ihm verloren, das werden die Nachkommenden ebensowohl wie die jetzt Lebenden in seiner ganzen Schwere erst mit der Zeit empfinden."

Aber so dicke Bände man mit goldenen Lettern über die Geschichte, das Wesen und die Verdienste König Alberts schreiben könnte — und schreiben wird, denn er verdient es —, der schönste Ruhm dieses an Ruhm und Ehren reichen Fürsten ist derjenige, der in erhebender Einmütigkeit bei dem Trauergottesdienste um den heimgegangenen Landesvater von den Kanzeln aller Kirchen des Landes den trauernden Landeskindern in die Herzen gerufen worden ist mit dem kleinen und doch so erhaben großen Bibelworte: „Wer Segen säet, der wird Segen ernten."

Herrlich ist dieses Wort des Apostel Paulus gerade an unserem geliebten Herrn und König in Erfüllung gegangen. Trauernd stand ein ganzes Volk an seiner Bahre, und jeder einzelne desselben hatte die gleiche Empfindung: er hat Segen geerntet, weil er Segen gesäet hatte.

Das Organ der von den Geheimen Räten Schober und Mehnert (wie früher von dem opferfreudigen Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Friesen auf Rötha) trefflich geleiteten Konservativen, die Wochenschrift „Das Vaterland", welches, wie alle Zeitungen des Königreiches, beim Tode des ruhmreichen Königs Albert warme und herzliche Artikel brachte[141]), spricht das aus, was alle guten Sachsen denken, indem es folgendes schrieb:

---

[141]) Sämtliche Preßstimmen nicht nur Sachsens und Deutschlands, sondern auch des gesamten Auslandes waren einig im Wiedergeben herzlicher Sympathien und ehrfurchtsvoller Anerkennung des Sachsenkönigs, als die Trauerkunde von dessen Ableben durch die Welt zitterte. Allüberall fühlte man mit den treuen Sachsen, die als engere Familie ganz be-

„Der Vater des Vaterlandes hat die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen. Der Besten und Größten einer, die auf deutscher Erde erstanden, ein trefflicher Herrscher, ein unvergleichlicher Feldherr, ein wahrhaft edler Mensch ist aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Aber sein Andenken wird fortleben unter uns und den kommenden Geschlechtern, ‚soweit die deutsche Zunge klingt'; denn seine Verdienste um unser Sachsenland und das große Deutsche Reich sind unsterblich, und unvergänglich bleibt die herzliche Dankbarkeit und die kindliche Verehrung, mit der unser Volk allezeit des königlichen Greises gedenken wird, der sein Leben einzig dem Wohle seines Landes widmete und selbst auf dem Sterbebette den Pflichten seines erhabenen Herrscheramtes gerecht zu werden nicht müde wurde. Das Wettiner Geschlecht hat manche Helden geboren, Helden, die mit starker Hand in den Gang der Weltgeschichte eingriffen und mehrfach bestimmenden Einfluß auf die Geschichte Deutschlands auszuüben berufen waren, aber weder ein Albrecht der Beherzte, ein Friedrich der Weise, ein Friedrich der Streitbare, noch Kurfürst Moritz oder einer der Johann George reichen an den geschichtlichen Ruhm hinan, der den König Albert bereits zu seinen Lebzeiten umstrahlte und immer umstrahlen wird, als der eines Helden und Herrschers, eines Schlachtenlenkers und Schlachtendenkers, eines kraftvollen Mitarbeiters bei der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches."

„Nachdem durch Gottes unerforschlichen Ratschluß des Allerdurchlauchtigsten Königs und Herrn Albert, Königs von Sachsen, Unseres vielgeliebten Herrn Bruders Königliche Majestät zum größten Schmerze Seines Hauses, wie Seiner gesamten Untertanen aus diesem Leben abgerufen worden ist, haben Wir die Regierung des Königreiches Sachsen vermöge des nach der verfassungsmäßigen Erbfolge an Uns geschehenen Anfalls der Krone übernommen." Mit diesen Worten, denen der Erlauchte Herr und König außerdem den Ausdruck der bestimmten Zuversicht hatte folgen lassen, daß ebensowohl er sich von allen Untertanen und Einwohnern des Königreiches der schuldigen Dienstpflicht, Treue und Gehorsam versichert halte, als andererseits er seine unausgesetzte landesväterliche Fürsorge immer und allezeit auf die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit sowie zur Förderung der Wohlfahrt und des Besten des Landes gerichtet halten werde, trat König Georg am 19. Juni 1902 die Regierung von Sachsen an.

„Zagend ergreife ich", sagte er des weiteren seinem treuen Volke, „die Zügel der Regierung; denn eines solchen Fürsten wie König Alberts Nachfolger zu sein ist schwer — zögernd, aber auch mit festem Vertrauen auf Gottes Beistand und auf die Liebe meiner Sachsen. Denn wie ich gelobe, immer im Sinne und Geiste meines verewigten Bruders meines Amtes zu walten, so bin ich auch der festen Zuversicht, daß mein Volk,

sonders ergriffen, um ihren abgerufenen Vater trauerten. Von allen Seiten her streckten sich wohlmeinende Brüderhände in warmer Anteilnahme uns entgegen, die wir in einer Person, in seiner Person, so viel verloren haben und die wir von Tausenden und Abertausenden um unseren König beneidet wurden.

das mich ja kennt, die Liebe, die es dem teuren Entschlafenen gewidmet hat, auch auf mich übertragen wird."

Ein solches Vertrauen muß und wird wieder Vertrauen erwecken. Eine solche Sprache ist die eines Herrschers, der sich seines Fürstenamtes von Gottes Gnaden im vollen Umfange dessen schwerer Pflichten voll bewußt ist, ist die Sprache edler Bescheidenheit, die mit festem Willen und stolzer Tatkraft sich vereinigt. Wer in dieser Sprache mit diesen Worten in solchen Momenten redet, dem müssen die Herzen entgegenschlagen, denn es ist die Sprache heilig frommen Ernstes und reiflicher Überlegung, reiflicher Überlegung im Anblicke der hergehohen Verantwortlichkeit.

Le Roi est mort! Vive le Roi! Dieser Satz ist zwar französischen Ursprunges. Aber das, was er sagt: „Der König ist tot. Es lebe der König!" ist die Quintessenz jeglichen monarchischen Gedankens. — Sehr richtigerweise betont König Georg in dem Erlasse an sein Volk, daß dasselbe ihn ja schon kenne. Und in der Tat, des neuen Königs Person und Verdienste haben schon längst einen festen Platz im Herzen seines Volkes.

Ein abschließendes Urteil aber, selbst über die bedeutendsten Männer kann dennoch nicht bei deren Lebzeiten gefällt werden, ganz abgesehen von der Arroganz, die vielfach in einem derartigen Unterfangen liegen würde. Ein solches Urteil über eine Erscheinung der Gegenwart vermag nur dann erst ausgesprochen zu werden, wenn die Gegenwart ihr Kind an die Vergangenheit abgegeben hat. Daß diese Zukunft im vorliegenden Falle noch recht lange auf sich warten lassen möge, ist das Gebet und der Wunsch aller treuen Sachsen. — Sie kennen ihren König. „Heil dem Volke, dessen Thron ein Nestor, nicht nur an Jahren, sondern auch an Weisheit bestiegen" — so begrüßt Oldwig von Uechtritz im Deutschen Adelsblatte den König Georg. „Wohl dem Volke, das sich mit solcher Zuversicht wie das sächsische der Leitung hingeben kann, unter welche Gottes Ratschluß es gestellt."

Gottes Gnade wird das Gebet eines treuen Volkes erhören und den Fürsten, der sein siebenzigstes Lebensjahr damit beginnt, die Aufgaben eines Herrschers zu übernehmen, mit jener Kraft aus der Höhe ausrüsten, die nur er, der König der Könige den Lenkern der Völkergeschicke zu verleihen vermag.

Kein leichtes Amt fürwahr ist des Königs Amt in diesen gegenwärtigen Tagen, in denen der Same der Zwietracht und der unbedingten Unzufriedenheit aufzugehen beginnt, den die in jeder Gestalt auftretenden Verführer im verderblichen Banne teuflischer Lüge auszustreuen eifrig beflissen gewesen sind. Gott schütze Deutschland, Gott schütze Sachsen. Den König segne Gott.

Geboren zu Pillnitz am 8. August 1832, bei seiner Thronbesteigung also nur wenige Wochen von der Erreichung des 70. Lebensjahres entfernt, genoß König Georg gleich seinem erlauchten Bruder die ausgezeichnetste Erziehung; trat im Alter von 17 Jahren als Leutnant bei

dem damals in Dresden garnisonierenden 2. Linien-Infanterie-Regiment „Prinz Maximilian“ ein (dem jetzigen 5. Infanterie-Regiment Nr. 104 „Friedrich August“, welches jetzt „Kronprinz“ heißt) und lernte nach und nach den Dienst aller Waffengattungen kennen, bis er im Jahre 1863 das Kommando der 1. Reiterbrigade erhielt, die er im Feldzuge 1866 mit Auszeichnung führte. An der Neuorganisation der sächsischen Truppen als Glieder des Norddeutschen Bundesheeres nahm Prinz Georg eifrigsten und wirksamsten Anteil, führte bei St. Privat die 23. Division und (da Kronprinz Albert mit der Befehligung der Maas-Armee betraut worden war) bei Sedan und Nouart das XII. Armeekorps zum Siege. Er war kommandierender General desselben von der Thronbesteigung seines verewigten Bruders 1873 bis zur Schaffung eines zweiten, XIX. (sächsischen) Armeekorps. Bei seiner Rückkehr aus Frankreich ernannte den damaligen Prinzen Georg sein Königlicher Vater zum General der Infanterie und verlieh ihm das Schützenregiment, welches sich bei Villiers so ganz besonders heldenmütig geschlagen hatte. Kaiser Wilhelm I. machte ihn zum Chef des durch seine Beteiligung an dem sogenannten Totenritt in weiten Kreisen bekannten altmärkischen Ulanenregimentes Nr. 16. Eine der ersten Handlungen des jungen Kaisers Wilhelm II. aber nach seinem Regierungsantritt war, in dankbarer Hochhaltung der Feldherrneigenschaften des Prinzen Georg von Sachsen, dessen Ernennung zum Generalfeldmarschall des Deutschen Reiches. Auch übertrug ihm der Kaiser als General-Inspekteur die oberste Leitung der zweiten Armee-Inspektion des Deutschen Reichsheeres, zu welcher, außer zwei preußischen Armeekorps auch die beiden sächsischen gehören. Das Bestehen dieser Einrichtung, welche gewissermaßen gleichzeitig eine Art militärischer Personal-Union innerhalb des großen Begriffes „Vaterland“ darstellt und eine Brücke mehr zur Verbindung und Verständigung der Herzen an Elbe und Oder, Pleiße und Spree, ist nicht nur geeignet, das an sich schon starke und schöne Bundesverhältnis zwischen Sachsen und Preußen immer noch mehr zu festigen und den weitesten Kreisen zum greifbaren Bewußtsein zu bringen, sondern es gelangt hierdurch auch das so wichtige, auf uraltgermanischer Eigenart beruhende Moment des Föderalismus zur weithin merkbaren Betonung.[142])

---

[142]) Gerade das Wesen des Föderalismus gibt dem Deutschen Reiche, welches auf demselben aufgebaut ist, eine besondere Weihe und zugleich die sicherste Gewähr für dessen Festigkeit in aller Zukunft. Diesem Gedanken gibt auch eine Rede des Finanzministers Dr. Rüger Ausdruck, gehalten an dem ersten Geburtstage König Georgs, den derselbe in seiner Eigenschaft als Landesherr feierte. Der Herr Minister erkennt es in dieser Rede als eine ganz besonders glückliche Fügung im Werdegange und der Entwickelung Deutschlands an, daß für dieses unser gemeinsam vaterländisches Staatswesen eine Form gewonnen sei, die den einzelnen Stämmen Raum läßt, ihre Eigenart zu bewahren und weiterzubilden. Mit Dank sei daran zu erinnern, daß, so lange es eine Deutsche Geschichte gibt, die geistigen Bewegungen aus dem Boden des Föderalismus heraus entstanden sind, auf dem sie eifrig gepflegt wurden. „Diese Selbständigkeit des geistigen Lebens der einzelnen deutschen Stämme“ — heißt es dann weiter — „so viel sie zur Blüte deutschen Wesens beigetragen hat, birgt auf der

Das wahre Wort: „Rast' ich, so rost ich" hat ganz besondere Geltung bei der Tätigkeit und dem Zustande einer Armee, auch im Frieden. Und hierbei ist Prinz Georg allezeit im regsten patriotischen Pflichteifer unermüdlich tätig gewesen.

Viel, sehr sehr viel Arbeit wird hier getan, gerade auch in Heeresangelegenheiten, von deren eminenter Wichtigkeit und zeitraubender Anstrengung nur verhältnismäßig kleine Kreise genaue Kenntnis haben und von welcher ganz naturgemäß kein großes Aufsehen gemacht wird, da sie einfache Pflichterfüllung ist. Nicht daß nicht auch Kriegstaten — selbst die größten — etwas anderes wären, als ebenfalls Pflichterfüllung; denn der Pflichtenumfang ist schier endlos. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß dort mehr und sofortige in die Augen springende und daher bejubelte Erfolge zu sehen sind als hier. Doch si vis pacem, para bellum. „Willst Du den Frieden, so bereite dich auf den Krieg."

Eine Armee ist das Schwert in der Hand des Feldherrn, die Deutsche Reichsarmee dasjenige in der Hand des Bundesfeldherrn — des Kaisers; derselbe soll ein Genius des Friedens sein, aber auch ein Drachentöter, gleich dem ehernen Siegfried. Ein starker Teil des Damascenerdrahtes, aus dessen Zusammenschweißung die stahlharte Klinge geschaffen wird, ist das sächsische Heer. Die Fortentwickelung und stete musterhafte Kriegsbereitschaft desselben, mit welchem Namen wie Alster, Gersdorff, Hausen, Holleben, Treitschke, Tschirschky, Montbé, Planitz, Carlowitz, Schimpff, Schmalz, Schubert, Vitzthum, Wagner, Senfft, Broizem, Rabenhorst, Zezschwitz, Zeschau, Richter und andere mehr aufs innigste verbunden sind, ist in erster Linie dem Erlauchten Wettiner Bruderpaare zu danken, dem verewigten König Albert und dem nunmehrigen König Georg, — den edlen Dioskuren.

Wie in der Armee, so hat sich aber König Georg auch auf allen Gebieten des Staatslebens, insbesondere des Parlaments, bereits vor seinem Regierungsantritte glänzend betätigt. In der ersten Ständekammer nahm derselbe seit über 40 Jahren eine — ganz abgesehen von seiner hohen Geburt — bedeutende Stellung ein. Seit langem war er Vorsitzender der Finanzdeputation, und hat es mit diesem überaus arbeitsreichen Amte stets ganz besonders ernst genommen. „Fleiß und Pflichtgefühl kennzeichnen

---

anderen Seite Gefahren in sich, und es hat Zeiten gegeben, in denen die Entwickelung des Einzellebens den Gedanken an die Einheit des deutschen Volkes zu verdunkeln drohte. Daß es anders gekommen, daß wir ein Reich besitzen, das jedem Einzelstaate neben der Mitwirkung an den gemeinsamen Angelegenheiten ein reiches Feld selbständiger staatlicher und wirtschaftlicher Betätigung gewährt, ist der Staatskunst der Männer zu danken, die das Deutsche Reich gründeten und ihm seine jetzige Verfassung gaben. Der große Anteil, den unser erhabenes sächsisches Königshaus an der Gründung des Deutschen Reiches gehabt hat, steht in den Büchern der Geschichte verzeichnet." — Noch sei, da einmal die Aufmerksamkeit auf diese bedeutsame Rede gelenkt worden ist, eine weitere Stelle derselben angeführt. Kurz und treffend sagt dieselbe: „Unsere Staatsform ist monarchisch und ein rechter Bürger und Diener des Staates kann und darf nicht anders gesinnt sein als monarchisch."

sein bisheriges Leben, Gerechtigkeit ist ihm Lebensbedürfnis.“ Sein Volk kann also überzeugt sein, daß von den Aufgaben, die in seinem neuen Amte an den hohen Herrn herantreten, keine ihm fremd ist. Er weiß, was seinem Lande not tut, er weiß dies aus eigener Erfahrung, aus seiner persönlichen Betätigung an den Staatsgeschäften heraus, aus dem gründlichen Studium der Bedürfnisse, der Kraftquellen und der Gesamtlage der sächsischen Monarchie. Nicht minder groß und stark darf die Überzeugung im großen Deutschen Reiche sein, daß — wie berechtigt König Georg stets für Sachsens politische und wirtschaftliche Selbständigkeit eingetreten ist und eintreten wird — derselbe auch ein warmes Herz für Deutschlands als seines gleichzeitigen Vaterlandes Größe und Herrlichkeit, für Deutschlands Ehre, Wohlfahrt und Einigkeit hat.

Die schon an anderer Stelle erwähnten Worte, welche König Georg bei seinem Regierungsantritte an sein Volk gerichtet hat, zeugen derartig von der warmen Aufrichtigkeit seines landesväterlichen Herzens, daß ein jeder Gutgesinnte voller Rührung und mit dem Erneuern des Gelübdes der Treue ihm zujubeln muß. Abtrünnigen aber — sofern dieselben nicht allen und jeden Gefühles beraubt sind — müssen, sollte man denken, solche Vaterworte eines von Gott eingesetzten Landesherrn eine Mahnung zur Einsicht sein, zur Einkehr und Umkehr. Schweres hatte dieser besonders edle Fürst gleich im Anfange seiner Regierung zu erleben; bitteres Familienleid, welches der geliebte König und sein treues Volk mit ihm als etwas unendlich Schmerzliches empfunden hat.[143])

Leider hatte das Verhalten der jetzigen Gräfin von Montignoso in denjenigen Schichten oder Kreisen der Bevölkerung, die sich gewöhnt haben, ihr Gewissen zu ertöten, nicht die Beurteilung gefunden, die es verdiente; ja, dasselbe war — weil zur tiefsten Betrübnis aller Königstreuen im ganzen Sachsenlande — vielfach der Ausgangspunkt häßlicher Kundgebungen. Um so höher und dankbarer sind daher dem von hohen Idealen getragenen, in den schweren Pflichten seines hohen Berufes nie wankenden Monarchen die Worte anzurechnen, die derselbe am 3. Juli 1903 in Meißen nach der feierlichen Begrüßung des dortigen Bürgermeisters Dr. Ay ausgesprochen hat: „Man wird mitunter irre an seinem Volke, aber ich bin es noch nicht geworden.“ Aber nicht allein nur die erhabene Person des edlen, treuen und gerechten Königs, dessen königliche Gedanken, dessen menschliches Fühlen und vorzüglichen Charaktereigenschaften seinen Sachsen längst bekannt waren, geben die Gewähr für ein glückliches Gedeihen des engeren wie des weiteren Vaterlandes. Solche Zuversicht wird noch gesteigert durch die anerkannte Tüchtigkeit des sächsischen Staatsschiffes in allen Fugen seiner Organisation und Verwaltung, sowie durch

[143]) Derartige Unbegreiflichkeiten werden in jeder Familie, welche auf religiösen und sittlichen Grundlagen errichtet ist, voll Trauer und innerstem Schmerze empfunden. Wie viel mehr muß dies an Stellen der Fall sein, deren mustergültiges Verhalten vorbildlich wirken soll für ein ganzes Volk.

die Fähigkeiten von Herz und Verstand der Männer an Steuer und Auslug, die nächst ihrem eigenen Gewissen dem Führer auf der hohen Kommandobrücke des Thrones verantwortlich sind, bevor sie der Volksvertretung Rechenschaft abzulegen haben. Wenn der Minister des Innern, von Metzsch, von treuesten Absichten geleitet, Gesetze eingebracht hat, wegen deren er — weil dieselben gegen das Überhandnehmen und gegen die Übergriffe der Sozialdemokratie gerichtet sind — von vielen Seiten arg befehdet wird und manche sein Vorgehen als nicht glücklich ansehen, so hält derselbe sich gewiß an das alte Wort: „Viel Feind, viel Ehr.“ [144]) Der Tätigkeit des Ministers des Kultus von Seydewitz ist bereits gedacht worden.[145]) Als Minister des Krieges ist Freiherr von Hausen, General der Infanterie und bisheriger kommandierender General des XII. Armeekorps nach dem Tode des Kriegsministers Edler von der Planitz an diese erledigte hohe Stelle berufen worden. Dieser General hat sich schon seit langem als ein Vorbild für das Heer erwiesen.[146]) Justizminister Dr. Otto, insonderheit aber der neuernannte Minister der Finanzen Dr. Rüger, welcher vorher dem Ministerium der Justiz vorgestanden hatte, sehen sich großen Aufgaben gegenüber. Dieselben werden von deren Tüchtigkeit gewiß ebenso gut gelöst werden, wie es unter ihrer Mitwirkung dem Generaldirektor der Staatseisen-

---

[144]) über das geeignete oder ungeeignete, richtige oder unrichtige der Abänderung des sächsischen Landtagswahlrechtes ist nachgerade eine ganze Literatur entstanden. Ein besonders treffendes Urteil in dieser Sache dürfte aber wohl das „Vaterland“ geben, wenn diese Zeitung in ihrer Nummer vom 18. Juli 1903 den Satz ausspricht (der wiederum selbst vielleicht den Ausgangspunkt von Erörterungen geben kann), daß „Leute, welche dem Reich den Krieg erklärt haben und die Grundlage der Verfassung nicht anerkennen, in den Reichstag nicht gehören. Die Sozialdemokratie sollte Objekt, nicht aber Subjekt der Gesetzgebung sein.“

[145]) Im Rahmen der vorliegenden Betrachtungen, welche Stärkung des vaterländischen Gefühles und alles dessen bezwecken, was hierzu und zur Gesundung der Verhältnisse überhaupt beitragen kann, sind bereits mehrfach Äußerungen auf hoher Warte stehender Persönlichkeiten angezogen worden. An dieser Stelle möchte noch eine solche Platz finden, welche der sächsische Kultusminister gelegentlich der 8. Lehrerinnenversammlung in einer sehr zu beherzigenden Rede getan hat. Nachdem hier der Herr Minister betont hatte, daß auch er es für richtig halte, wenn gegen eine einseitige Pflege des Gemütes angekämpft werde und Vertiefung der Bildung (und zwar auf beschränkteren Wissensgebieten) angestrebt werden solle, spricht er die Worte aus: „Wir werden uns aber davor hüten müssen, daß etwa die schönen Seiten der weiblichen Natur ins Männliche verzerrt werden.“ Die höhere Töchterschule habe wohl eine Vertiefung der allgemeinen Bildung sich zum Ziele zu nehmen (mit Betonung der religiös-sittlichen, nationalen und ästhetischen Seite, wie mit besonderer Rücksicht auf diejenigen Kreise, aus denen die Schülerinnen stammen). Daneben aber müsse diese Schule auch eine feste Basis für eine spätere selbständige Erwerbstätigkeit vermitteln und zu hauspraktischer Tüchtigkeit miterziehen.

[146]) Leider nicht immer mit Unrecht wird jetzt vielfach die Klage erhoben, daß ein undeutscher Luxus mit samt seinen Konsequenzen (Verteuerung der Lebensführung usw.) den Versuch mache, sich im deutschen Heere einschleichen zu wollen. Der „Reichsbote“ in einer Nummer vom August 1903 spricht sich über die Gefahr dieser drohenden Mißstände besonders aus. Gerade solchen Erscheinungen gegenüber sind Generale am Platze, welche mit der idealen Gesinnung des Deutschen und den kriegerischen Tugenden des Römers, die abhärtende Einfachheit des Spartaners vereinen.

bahnen von Kirchbach gelingen möge, die neuerdings unter erschwerten Verhältnissen aufgetauchte Eisenbahnfrage zum besten des Vaterlandes zu regeln. Während als Präsidenten der ersten und der zweiten Kammer der Ständeversammlung des Königreiches die Herren Wirklicher Geheimer Rat Dr. Graf von Könneritz und Geheimer Hofrat Dr. Mehnert ihres Amtes walten; die Kreishauptmannstellen sich in den Händen der Herren von Ehrenstein, von Schlieben, Schmiedel, Forker-Schubauer und von Welk befinden, leuchten als Stützen und Spitzen der evangelisch-lutherischen, sowie der katholischen Kirchengemeinschaften, Oberhofprediger Ackermann (Nachfolger des würdigen Meier) und Bischof Wahl voran — unterstützt, was die evangelische Kirche betrifft, durch das weltliche Konsistorium mit dem Präsidenten von Zahn und die in evangelicis beauftragten Staatsminister. An der Spitze derjenigen hochwichtigen Behörde, die im Jahre 1707 als erste dieser Art in Deutschland ins Leben gerufen worden ist, die Superrevision und Schlußjustifizierung aller Rechnungen des Staatshaushaltsetats in letzter Instanz bewirkend und in ihrer Beamtenschaft gewissermaßen den Extrakt, die Quintessenz strengsten Verantwortlichkeitsgefühles bergend — der Oberrechnungskammer — aber steht der Präsident Edler von der Planitz. Oberhofmarschall Graf Vitzthum, Hausmarschall von Carlowitz, Oberhofjägermeister von dem Busche, Kämmerer von Schimpff, Oberstallmeister von Haugk und Hofmarschall von Haugk bilden die Spitzen der oberen Hofchargen. Den wichtigen Posten als Chef der Kabinettskanzlei hat Geheimer Rat von Baumann inne und Geheimer Rat Dr. Hassel ist Direktor des Hauptstaatsarchives. — Dies nur einige Beispiele. — So sind im ganzen Lande die wichtigsten Posten mit tüchtigen Männern besetzt. Möchten sich dieselben alle immer bewußt sein, im Dienste ihres irdischen wie ihres himmlischen Herrn gleichzeitig zu stehen.

Neben einer hoch, ja höchst entwickelten Industrie und einem überaus blühenden Handel, an deren Seite eine tüchtige, obwohl mit schweren Sorgen kämpfende Landwirtschaft steht, haben, wie bekannt, auch Künste, Wissenschaften und Gelehrsamkeit im schönen Sachsenlande eine bevorzugte Heimstätte. Auch diejenigen Männer, die hier führende Rollen bekleiden, geben die Gewähr einer trefflichen Weiterentwickelung. Auch hier aber, wie überall, ist es aufs allerinnigste zu wünschen, daß wie einst dem Belsazar das „Mene tekel", so den Gelehrten und den Ungelehrten von heute in Flammenschrift die Worte des wahrhaft edlen, christlichen und patriotischen Erzbischofs Ketteler von Mainz als Leuchte dienen: „Je länger die moderne Wissenschaft es verschmäht, von jenem Lichte sich erleuchten zu lassen, das in die Welt gekommen ist, um die Wissenschaft des Lichtes zu verbreiten, desto mehr wird sie jener Fluch treffen, der die Baumeister in Babylon traf. Um so mehr wird die Verwirrung und zwar in dem Grade zunehmen, wie der Umfang der Erkenntnisse wächst. Kein anderes Fundament kann für die Wissenschaft gelegt werden, als welches von Gott gelegt ist: Christus Jesus."

Wohl uns Sachsen, daß unser König von ganz derselben Überzeugung durchdrungen ist. Dabei ist König Georg nicht nur Soldat, Feldherr und Staatsmann, auch Künste und Wissenschaften sind ihm vertraute Genossen. Diejenigen Herren und Damen, denen es vergönnt war den wohltönenden Gesang und das meisterhafte Klavierspiel[147]) des bisherigen Prinzen Georg anhören zu dürfen, haben sich stets mit Begeisterung und Entzücken geäußert, nicht nur weil ihnen ein hoher künstlerischer Genuß geboten wurde, sondern auch weil ihnen das Herz warm geworden war. Das Interesse König Georgs für alle Wissenschaft ist ein hervorragendes, besonders hat die Pflege der Landesgeschichte einen Förderer an ihm. Die Liebe zur Kunst hatte ihn von früher Jugend an weite Reisen unternehmen lassen.

Auf einer solchen Reise kam Prinz Georg im Jahre 1858 nach Lissabon, wo er sich mit der jugendschönen Infantin Donna Maria Anna, der Schwester des Königs von Portugal, verlobte. Ein Jahr darauf führte „Prinz Sonnenschein", wie die sympathische Erscheinung des jugendlichen Fürstensohnes im Lande genannt wurde, seine Braut als Gemahlin heim.

Wenige Wochen vor der Feier der silbernen Hochzeit ward ihm die teure Lebensgefährtin durch den Tod entrissen; ein überaus harter Schlag für den treuen Gatten und Vater, dessen so sehr glückliche Ehe stets als ein musterhaftes Vorbild innigen deutschen Familienlebens weithin strahlend in die Lande geleuchtet hat. — Auch hierin können Fürsten ihren Völkern zum Segen werden. „Beispiele sind Riesen."

Der durch einen schweren Typhus am 5. Februar 1884 erfolgte Tod der edlen Prinzessin, der Südländerin, die in den Herzen der Nordländer sich einen dauernden Platz erobert hatte und ihnen galt, als sei sie durch Geburt eine der ihrigen, wurde vom ganzen Sachsenlande aufs innigste betrauert. Der aller Orten mitfühlende Schmerz war um so größer, als

[147]) Auch in der ausgesprochenen Liebe zur Musik und dem oft staunenerregenden Verständnis für alle Erscheinungen und Einzelheiten derselben herrschte eine große Ähnlichkeit zwischen den beiden königlichen Brüdern Albert und Georg. Gewährt es nicht einen wohltuenden, ja rührenden Einblick in die friedliche Stimmung des sterbenden Helden Albert, wenn man erfährt, daß ihm eine der letzten Freuden dieser Erde, der auf seinen Wunsch angestimmte Gesang einiger Hofdamen und eines seiner Leibärzte (des Stabarztes Dr. Hoffmann) gewesen ist? — Von ihrem hochseligen Vater, dem so gelehrten Könige Johann, ist dem erlauchten Bruderpaare die „musikalische Ader" freilich nicht vererbt worden, hat derselbe doch selbst öfters mit vielem Humor Witze darüber gemacht, daß ihm Euterpe nicht so hold sei, wie die anderen Musen. Wohl aber zieht sich sonst ausgeprägte Vorliebe und hervorragend in die Erscheinung tretender Sinn für Musik seit Heinrichs des Erlauchten Tagen durch die Reihen der Wettiner. Von letztgenanntem Markgrafen waren zwei geistliche Gesänge zu Ehren der Jungfrau Maria komponiert worden, die in einer Bulle Papst Innocenz des Vierten vom Jahre 1254 besonders ehrende Erwähnung finden. Kurfürst Moritz legte in der von ihm begründeten „Kantorei", welche dann allen folgenden Herrschern ebenso warm an die Herzen gewachsen war, den Grundstock zu der heutigen hochberühmten Königlichen Kapelle. Kurprinz Friedrich August aber, der nachmalige König Friedrich August der Gerechte, ist der Komponist jenes weihevollen Salve Regina, das zuerst bei seiner Bestattung gesungen wurde und seitdem bei jeder Beisetzung eines Mitgliedes des königlichen Hauses zur Aufführung gelangt.

durch diesen Tod eine fröhliche Kinderschar von dem härtesten Geschick getroffen wurde, was es für Kinder gibt — mutterlos zu werden. Noch einmal muß an dieser Stelle der Königin-Witwe Carola gedacht werden. In der liebevollsten und aufopferndsten Weise nahm sich die hohe Frau der mutterlosen Kinder an, und hat als Christin wie als nächste Verwandte das ihre dazu beigetragen, jenes schmerzliche Geschick zu mildern.

Die Kinder König Georgs sind folgende:

1. Prinzeß Mathilde, geboren am 19. März 1863,
2. Kronprinz Friedrich August, geboren am 25. Mai 1865,
3. Prinzeß Maria Josepha, geboren am 31. Mai 1867,
4. Prinz Johann Georg, geboren am 10. Juli 1869,
5. Prinz Max, geboren am 17. November 1870,
6. Prinz Albert, geboren am 25. Februar 1875.

Von denselben ist folgendes zu berichten:

Kronprinz Friedrich August, Chef des 5. Infanterie-Regiments, à la suite des Königl. sächsischen Leibgrenadier- und 1. Husaren-Regiments sowie Oberstinhaber des K. K. österreichischen Infanterie-Regiments Nr. 45 wie auch des Königl. preußischen Garde-Schützen-Regiments und der Kaiserl. Marine-Infanterte,[148]) Generalleutnant und seit 26. August 1902 kommandierender General des XII. Armeekorps, vermählte sich am 21. November 1891 mit Prinzeß Louise von Toskana, Erzherzogin von Österreich, deren Ehe im Februar 1903 geschieden worden ist.

Prinzeß Maria Josepha ward die Gemahlin des Erzherzogs Otto von Österreich, des Bruders des in morganatischer Ehe verheirateten österreichischen Thronerben Erzherzog Franz Ferdinand. Der älteste Sohn der genannten sächsischen Prinzeß und jetzigen Erzherzogin wird also, menschlicher Berechnung nach, dermaleinst berufen sein, den Kaiserthron von Österreich zu besteigen.

Prinz Max ist in den geistlichen Stand übergetreten und hat sich dem Dienste der katholischen Kirche gewidmet.

---

[148]) Die Stellung des sächsischen Kronprinzen à la suite der Marine-Infanterie erfolgte am 3. Juli 1902 angesichts der deutschen Kriegsschiffe an Bord der „Hohenzollern" in der Kieler Förde, als derselbe dem Kaiser, der gerade dort sein Hoflager hatte, die offizielle Notifikation von der Thronbesteigung König Georgs überbrachte. Durch diese Ernennung (bei welcher übrigens die schönen Worte Kaiser Wilhelms II. fielen, „er werde dem verewigten Könige Albert, seinem väterlichen Freunde und Berater, stets eine herzliche und ehrerbietige Dankbarkeit bewahren") hat des Kaisers Majestät von neuem eine Beziehung mehr zwischen der vaterländischen Marine und den Fürstengeschlechtern des Reiches geschaffen. In Anknüpfung an diese Bemerkung möge daran erinnert werden, daß während der Regierungszeit König Alberts drei stolze neu erbaute Kriegsschiffe Namen erhalten haben, durch welche Sachsens Volk und Herrscherhaus mit der deutschen Reichsmarine ideell verbunden worden sind: Im Jahre 1877 das bedeutende Linienschiff „Sachsen", 1885 die Kreuzer-Korvette „Carola" und 1901 das Hochsee-Schlachtschiff „Wettin".

Prinz Johann Georg, Chef des 8. Infanterie-Regiments Nr. 107 und als Oberst Kommandeur des Schützen-Regiments, hat sich am 5. April 1894 mit Prinzeß Isabella von Württemberg vermählt.

Prinz Albert aber mußte nach Gottes unerforschlichem Willen im jugendlichen Alter von 25 Jahren am 16. September 1900 infolge eines Unglückes mit dem Wagen seinen Geist aufgeben. Tief und aufrichtig empfand das ganze sächsische Volk den harten Schlag mit, der durch diesen jähen Todesfall das Königshaus getroffen hat. Denn wie eine große Familie stehen Fürst und Untertanen im Sachsenlande zusammen, in guten wie in bösen Tagen.

Daß dies auch ferner und immerdar so sein und diese gegenseitige Treue niemals wanken möge, das walte Gott!

Kulturgeschichtliches.

VI.

Wie die mit einer Art internationaler Generalvollmacht versehene Mode nicht aufhört, Veränderungen dieser oder jener Art, auffällige wie unauffällige, häßliche wie schöne, praktische und unpraktische dem staunenden Menschengeschlechte vorzuführen — die Begriffe „männlich“ und „weiblich“ verwechselnd oder auch in einen Brei stampfend, Röcke kürzend, Haare brennend, Bärte drehend oder rasierend — so gebot diese Weltbeherrscherin in einer ihrer Launen, indem sie ihre Macht nicht nur im parfümierten Boudoir, sondern auch auf dem staubigen Exerzierplatz ausübte, die Weiterentwickelung des kurzen, breiten, zum langen, schmalen Uniformsfrack und die Verwandlung dieses Monturstückes schließlich zum heutigen Waffenrock. Diese Metamorphosen, die einem Ovid zur Ehre gereicht haben würden, sind auf unserem Wandgemälde deutlich zu ersehen. Sie haben — wie alles, was in dieses Gebiet einschlägt — verschiedene Etappen auf ihrem Wege gehabt. Erst verhältnismäßig recht sehr spät (nämlich viel nach den Befreiungskriegen) kam man auf den Gedanken, durch Wegfall der Weste ein einheitliches Kleidungsstück für den Oberkörper herzustellen. Man verkürzte nicht nur die bisherigen Hinterschöße des Frackes, sondern schnitt sie ganz ab, setzte dafür aber einen, den Unterleib ringsum zweckmäßig bedeckenden Unterabschluß an den koupierten Frack und der Waffenrock entstand — enganliegend und vorn zum Knöpfen. Dieser Waffen- oder Uniformsrock ist zum Universalstück für das gesamte „Militär“ geworden

(mit welchem Namen man begann, den Soldatenstand, im Gegensatz zu den bürgerlichen Kreisen, dem „Zivil“ zu belegen). Der in die Augen springende Vorteil des Waffenrockes besteht erstens darin, daß er mit einem Ruck an- und ausgezogen werden kann — ein Moment der Schnelligkeit von durchaus nicht hoch genug anzurechnender Bedeutung. Zweitens darf auch der große gesundheitliche Vorteil nicht verkannt werden, der darin liegt, in dem Rocke ein den Oberkörper für alle Verhältnisse der Temperatur und Witterung schützendes Bekleidungsstück zu haben. Mit dem Fracke zugleich fielen die Gamaschen und die Zweiteilung der Beinkleider überhaupt. Auf Kosten allerdings des Schönheitsgefühles ist der Vorteil erreicht, daß auch der untere Teil des menschlichen Körpers (abgesehen von der „Unterabteilung“ des Anziehens der Stiefeln) gewissermaßen in „einem Tempo“ und eventuell mit der beliebten von den Exerziersergeanten so genannten „affenartigen Geschwindigkeit“ seiner Hülle anvertraut werden kann; jener Geschwindigkeit, die in der vermehrten Schrittzahl des Marsches, in dem Mehrladesystem der Gewehre und der Geschütze ihren neuerlichen Ausdruck gefunden hat. Dafür gelangten diejenigen bis auf die Knöchel herabreichenden unschönen Röhren von Tuch zur allgemeinen Einführung, welche heutigen Tages ein jeder Staatsbürger und Steuerzahler trägt, er sei Soldat oder nicht.

Vorgespukt hatte diese Art des Beinkleides, welche eben bequemer anzulegen ist als die „culotte oder Kniehose“ des ancien régime (aus deren Verlängerung sie hervorgegangen ist) schon ziemlich lange. Aber bis König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (durch eigenes Tragen derselben) sie hoffähig machte, galten die „Pantalons“ ihrer höfischen Vorgängerin gegenüber als mindestens unfein[149]), trotzdem bereits zwei Jahrhunderte vorher kein geringerer als Richelieu — der doch sonst gewohnt war alles durchzusetzen, was ihm beliebte — vergeblich bestrebt war, jenem aus den italienischen Maskenbällen stammenden Kleidungsstücke Eingang bei Hofe zu verschaffen.

Ja, wie der „Bundschuh“ der aufrührerischen Bauern einstmals ein symbolisches Zeichen der gemeinsamen Zugehörigkeit zu einer Sache und einer Partei gewesen ist, so waren es in ganz ähnlichem Sinne zur Zeit der französischen Revolution die culottes geworden, wenn auch in nega-

---

[149]) Lenbach, der berühmte Maler und unbestrittene Kunstkenner, hat einmal Anfang des Jahres 1902 bezüglich der heiklen Frage, ob die Kunst im Zurückgehen begriffen sei, sehr bezeichnender- und richtigerweise auf die röhrenartigen modernen Beinkleider zeigend (deren Tragen natürlich auch er sich nicht zu entziehen im stande ist) mit der ungefähren Gegenfrage geantwortet: „Läßt sich hiermit etwas Künstlerisches erzielen? Ist die Hose nicht ein scheußliches Kleidungsstück? — Daß wir heute keine große Kunst haben, etwa wie die antiken Griechen und Römer, liegt in der Natur der Sache. Betrachten Sie bloß einmal, wie wir gekleidet sind.“ Soweit Franz Lenbach. Diesem gottbegnadeten Künstler steht Reinhold Begas zur Seite, der — weil er wahrhaft künstlerisch empfindet und ein Feind der „Sezession“ ist, welche die wahre Kunst mehr oder weniger zu schädigen angetan sein dürfte — in einer Besprechung mit dem Wiener Redakteur Melbourne ein ver-

tiver Auffassung, nämlich durch den Nichtgebrauch jenes als „aristokratisch“ verfemten Kleidungsstückes.

Jetzt hat sich freilich Geschmack und Sinnesart gewaltig geändert und die moderne Welt ist zu einem großen Teile bestrebt, sich immer mehr zur Anhängerin der Sansculotten herauszubilden, geistig wie körperlich. Ist auch die allzu wörtliche landläufige Übersetzung jener zu einem Begriff gewordenen Bezeichnung in „Ohnehosen“ nicht richtig, so dürfte doch diejenige von „Ohne — Manieren“, „Ohne — Form“, „Ohne — Erinnerung“ und „Ohne — Ideale“ weniger falsch sein.

Was das physische Tragen der langen Röhrenbeinkleider anlangt, so hat dies allerdings um so mehr seine Vorteile, seitdem mit dem Anbruche des 19. Jahrhunderts die Hosenträger erfunden worden sind. — Hony soit qui mal y pense!

Abgesehen von einzelnen besonderen Truppengattungen, bei denen, wie bei Kürassieren und Husaren, eine eigenartige Bekleidung der Beine Vorschrift ist, tragen jetzt in Deutschland sämtliche Offiziere in kriegs- und feldmäßiger Ausrüstung hohe Stiefeln, wie dies hier die beiden letzterscheinenden Wettiner zeigen.

Wie das blinkende scharfkantige Kristall des Eises unter der Einwirkung fortwährend herabglühender Sonnenstrahlen schließlich zu einem winzigen Stücklein zusammenschmilzt, von welchem der achtlos Vorübergehende nicht ahnt, daß es einst ein Berg gewesen, so war unter Einwirkung von Pulver und Blei das einstmals die Glieder umhüllende Stahlgewand in seiner ersten Abschwächung zum Brust- und Rückenstück der letzten Panzerreiter, der Kürassiere geworden. Die leichten, wenn auch martialisch wirkenden Plastron-Eisen, in denen sich hochgeborene Offiziere porträtieren ließen, um der Mit- und Nachwelt ein möglichst imponierendes Bild ihrer Ritterlichkeit zu geben, müssen im Grunde genommen als ein Spielzeug der Effekthascherei angesehen werden. Dagegen verblieb als Überrest des Brustharnisches, ohne den vor Zeiten kein Edelmann in den Kampf gezogen war, insonderheit der „Halsberge“, ein erst ziemlich großer, dann allmählich kleiner werdender Ringkragen von blankem Metall als Abzeichen auf der Brust der Offiziere.

Im dänischen bez. schleswig-holsteinischen Feldzuge 1849 wurden erwiesenermaßen (und vom objektiven Standpunkte aus sehr vernünftigerweise)

---

nichtendes Urteil über das Widerliche der neuen Richtung gefällt hat, für welches ihm die natürlich und tief empfindende Volksseele von Herzen dankbar ist. Parallel aber wiederum mit der Lenbachschen Auffassung über die Bekleidungsart des männlichen Geschlechtes der Jetztzeit bewegt sich diejenige des Professors van de Velde über die Art der Umhüllung des Frauenkörpers, bei welcher vor allen Dingen der weiche, tiefe, künstlerisch wirkende Faltenwurf früherer Zeiten zu vermissen sei. Seine beherzigenswerten Ansichten gipfeln in dem Ausspruche, daß die vielbewunderten und vielbegehrten „Pariser Toiletten“ mit ihren Korsetts das Gefühl von Eiseskälte verbreiten, was doch eigentlich keine Empfehlung für ein weibliches Wesen ist. — Unwillkürlich und unmerklich ist da der Verfasser auf ein Gebiet geraten, welches er sogleich wieder verlassen will. Daß es gestreift worden, hält er indessen nicht für unangebracht.

die blitzenden Ringkragen der sächsischen Offiziere als hochwillkommene vortreffliche Zielpunkte benutzt, wodurch sich auch der sehr hohe Prozentsatz an verwundeten und gefallenen, jedenfalls also „getroffenen" sächsischen Offizieren erklärt. So fiel denn nachher der Ringkragen den stichhaltigen Gründen praktischer Erfahrung zum Opfer. Neuerdings ist derselbe als Erkennungszeichen bei der Feldgendarmerie wieder aufgetaucht. Nur Epauletten und Achselstücke stellen nun noch den Überrest des von Panzerrüstung und Harnisch abstammenden Küraſſes dar. „Ach wie bald, ach wie bald schwinden Schönheit und Gestalt." — Aber nicht nur jene Überreste sind gefährdet der Welt gegenüber, die es liebt, das Strahlende zu schwärzen, sogar davon ist die Rede, daß auch den blanken Knöpfen, in denen sich jetzt noch die bunte Welt widerspiegelt, ihr Stündlein schlagen solle. — Möchte dann wenigstens nicht mit dem letzten blanken Knopfe der letzte Gedanke an Erinnerungen verloren gehen, die, blank und strahlend, bisher ihre Aufgabe erfüllt haben. Wie Küraß und Ringkragen für die Kämpfenden gefallen sind aus triftigen, richtigen Gründen, wie der historische „Schimmel von Bronzell" keinen Nachtraber mehr finden wird, weil Pferde mit auffallenden Farben im Kriege nicht mehr geritten werden dürfen, und wie aus gleichem Grunde die berühmte französische Schimmelbatterie von Sedan, die im vollsten Maße „ihre Schuldigkeit getan hat", obwohl das Gegenteil vom schwarzen „Mohr" doch „gehen kann", um nie wieder aufzutauchen, wie die Mäntel auch der deutschen Truppen die graue Farbe des fahlen Erdreiches angenommen haben, und weder Vauban noch Carmontaigne mehr zu Rate gezogen werden, wenn Befestigungen aufgeworfen werden sollen, die sich vom Gelände gar nicht abheben, so scheint der Tag nicht allzuweit mehr, an dem der Offizier auch das letzte Zeichen ablegen wird, welches an die Zeiten des Rittertums gemahnt — die Schärpe. Und es fragt sich, ob bei dem nicht nur berechtigten, sondern hochwichtigen und notwendigen Festhalten an dem auch äußeren Ansehen der Armee gegenüber dem Anstürmen neuer Verhältnisse denselben immer genügende Festigkeit entgegengesetzt werden kann. Die Möglichkeit erscheint nicht ausgeschlossen, über kurz oder lang alles, was mit dem „roh gewaltsamen Handwerke" des Krieges zusammenhängt — Fußvolk wie Reiterscharen, Geschützbedienung wie Generalstab, Luftschiffer wie Brückenschläger — in eine weit mehr noch wie bisher uni-formierende (das heißt eine Form gebende) Farbe eingehüllt zu sehen, eine Farbe, welche als ein Gemisch des „Grau" der Theorie und des „Grün" des aus der Praxis des Lebens herauswachsenden „goldenen Baumes" sich darstellt. Der indirekte Schutz, den Staub- und Erdfarbe gewährt, läßt sich nicht leugnen und hat überdies in Afrika wie in China die Feuerprobe bestanden. (Die mit dem geschmackvollen Namen Khaki belegte Farbe, welche an einen der ungerechtesten Kriege erinnert, welche die Weltgeschichte kennt, hatte nicht nur das helle Rot der Waffenröcke abgelöst, sondern auch vielfach das dunkle Erröten der Träger derselben im Keime erstickt. Im Nebelgrau der Ferne aber tauchen „Litewken"

auf — eine Art gut deutscher „Ärmelwesten", durch deren sehr fremdländischen Namen dem längst eingebürgerten „Tambour" die Gewähr geleistet werden dürfte, nicht zum „Trommler" zu werden.) Allen jenen Bestrebungen, die Truppen gewissermaßen mit einer Tarnkappe zu versehen und gegen Gesehen- wie gegen Getroffenwerden nach Möglichkeit zu schützen, kann und darf die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Dieselbe ist um so größer, je teurer und wertvoller lebendes wie totes Material der Heere in ethischer wie materieller Beziehung von Tag zu Tag mehr wird. Doch aber bewahre der Gott „der Eisen wachsen ließ", der den Völkern und Menschen das Gefühl des Ruhmes und der Ehre, des Stolzes sowie der Freude an großer Vergangenheit in die Herzen gelegt hat, die Leiter der Heerwesen davor, diesen Momenten der Unscheinbarkeit, und wenn sie noch so berechtigt sind, einen allzu großen Wert beizulegen. — „Es liegt ein tiefer Sinn gar oft im kind'schen Spiele" Zwar meist ganz unbewußt, doch aber dabei im instinktiven Gefühle innerer Berechtigung schmückt sich schon das Kind, das etwas Großes darstellen will. Und trägt nicht ein reich geschirrtes aufgezäumtes Roß den Kopf und Nacken höher? Der überaus hohe — Idealismus und Begeisterung fördernde — ethische Wert bunter Farben und glänzender Abzeichen wird sich nicht aus der Welt bringen lassen, so lange es Menschen gibt, die am Schönen Gefallen haben, und die das Schmücken von höherem Standpunkte als von dem der Eitelkeit aus ansehen. Tradition und Korpsgeist insbesondere werden durch jene äußerlichen Momente, welche die inneren festhalten, ja oft versinnbildlichen, mächtig gehoben. Es ist also ebenso wünschenswert wie notwendig, daß sich ein Mittelweg finde, welcher gestattet, den Anforderungen entgegenzukommen, die von neuen Verhältnissen gebieterisch verlangt werden, ohne die Integrität des Heeres zu verletzen und ruhmreiche Überlieferungen aufzugeben, die — wenn einmal zerstört — nicht von heute zu morgen wieder aufgebaut werden können.

Die Generalität führt übrigens, wie ebenfalls an jenen vorhin genannten beiden fürstlichen Personen ersichtlich ist, neben den schweren Raupen-Epauletten ein leichtes Geflecht von zartem Goldgespinnst, verbunden mit goldgeflochtenen Achselschnuren. Die besonders zum schmückenden Abzeichen der Flügeladjutanten gewordene Zierat, die an der rechten Schulter getragenen Achselschnüre hatten ursprünglich einem ähnlichen Zwecke gedient, wie die bei den Ulanen noch jetzt üblichen Fangschnüre, welche — die Kopfbedeckung mit Hals oder Schulter verbindend — ein Verlorengehen derselben bei sehr scharfer Gangart verhindern soll. Sie, wie die vorerwähnten Achselschnüre finden ihren Ursprung in der stets bereit zu haltenden Fouragierleine, welche gegebenenfalls auch dazu diente, Gefangene zu machen. Meist befand sich zu noch größerem Nutzen eine sogenannte Raumnadel zum Räumen und Säubern etwa verstopfter Zündlöcher an jener Leine oder Schnur angebracht. (Seitdem die Achselschnüre Hof- und Salonstücke geworden sind, bedarf es streng genommen eigentlich dieser Vorrichtung nicht. Indessen

ist sie von Gold und erfüllt nun dadurch ihren Zweck, die Bedeutung des Trägers zu erhöhen.)[150])

Auch in den Trutzwaffen, soweit dieselben — aus dem Rahmen ihrer eigentlichen Bestimmung heraustretend und mehr oder weniger zum militärischen Kostüm gehörend — hier vorkommen, traten Veränderungen ein. Während der Degen, vermöge seiner ganz geraden Form, nur zum Stoß, diejenige blanke Waffe aber, welche die Reitervölker des Ostens führen und die als krummer Säbel in die Husarenbewaffnung überging, lediglich zum Hieb tauglich ist, der Pallasch indessen, vermöge seiner Schwere immer eine Eigentümlichkeit der Kürassiere bleiben wird, hat man jetzt eine Waffe hergestellt, welche beiden Anforderungen, dem Hieb wie dem Stich gleichermaßen entspricht. Sachsen und Rußland waren die ersten Staaten, die diese mustergültige Probe eines universalen Säbels einführten. Wo es lediglich auf Gala-Zwecke ankommt, ist übrigens auch der Degen vielfach noch in seinem alten Rechte.

Eine Begleiterscheinung des modernen Degens beziehentlich Säbels (nach den Dienst-Vorschriften „Offiziersseitengewehr" genannt) ungefähr gleichzeitig mit den Kokarden auftretend — welche Kinder der französischen Revolution sind — ist das Portepee, eine Degenzierde, die bis dahin unbekannt war. Hervorgegangen ist diese Zutat — welche einen solch französischen Namen hat, unter demselben aber in Frankreich, wo sie dragonne heißt, gar nicht bekannt ist — aus dem Faustriemen der Reiter. Am Gefäße der Hiebwaffe befestigt und um die „Schwertfaust" das heißt die rechte Hand gewickelt, dient dieser lederne Riemen dazu, daß die Waffe nicht aus der Hand geschlagen werden kann, wie auch dazu, diese Hand anderweit benutzen zu können, ohne die augenblicklich losgelassene Waffe zu verlieren.

Aus je zahlreicher werdenden Mengen von Unterabteilungen die modernen Heere zusammengesetzt sind, um so wichtiger ist die Herbeiführung von immer mehr verschiedenen Abzeichen, und letztere sind ein wesentlicher Faktor zur Erhaltung der Ordnung. Sie ermöglichen es ferner, jedes einzelne Individuum einer unendlichen Heeressäule aus der Farbe des Rockes, der Knöpfe, des Kragens und der Aufschläge, aus Nummer und Namenszug, aus Zeichen da und Zeichen dort bis auf die kleinste Zugehörigkeit zur kleinsten taktischen Einheit zu klassifizieren.[151])

[150]) Als historisches Kuriosum möge hier erwähnt sein, daß bei der in der ersten Woche des August 1902 auf der Rhede von Reval stattgefundenen Zusammenkunft des deutschen Kaisers und des Kaisers von Rußland diese beiden Monarchen die Fangschnüre (Aiguiletten) ihrer Uniformen gegenseitig austauschten, zum Zeichen intimer persönlicher Freundschaft. Daß Offiziere verschiedener Armeen zu gleichem Zwecke ihre Degen oder Säbel ausgetauscht haben, ist früher oftmals vorgekommen und bekundete dann immer auch die Verbrüderung der betreffenden Heere. Als Seitenstück kann der noch heutigentags bei wilden Völkern übliche Gebrauch gelten, daß „Blutsfreundschaft" dadurch besiegelt wird, daß je eine Ader aufgeritzt und das Blut gegenseitig aufgesaugt wird.

[151]) Das um den Hals zu hängende Täfelchen gibt zu guter Letzt sogar den Namen des Mannes an. Auch die Richtigkeit und Wichtigkeit dieser Maßregel ist nicht zu unterschätzen, wenn auch mehr im Interesse der Menschlichkeit als der Kriegführung.

Als eine willkommene Bereicherung jener gleichzeitig schmückenden orientierenden Abzeichen ward daher die Einführung des entsprechend anders gestalteten und modifizierten Faustriemens mit anhängender verschiedenfarbiger Troddel oder Quaste auch bei den Fußtruppen begrüßt. Den Offizieren aber, die innerhalb ihrer Waffen und Truppen, obwohl einer bestimmten Abteilung derselben zugeteilt, doch gleichzeitig über diese Einteilungen erhaben sind, weil sie jederzeit auch andere Abteilungen zu befehligen in der Lage sein müssen, konnte diese farbige Troddel nicht zugemutet werden. Sie erhielten anstatt dessen eine zumeist aus Silber- oder Golddraht mit Einwebung entsprechend farbiger Seide gesponnene Quaste in den Landesfarben.

Welche wehmütige Bedeutung das Knieholz im Hintergrunde und der Zweig Edelweiß sowie die Alpenrose unter König Friedrich Augusts II. Füßen haben, welche traurigen Erinnerungen durch diese stimmunggebenden einfachen Symbole heraufbeschworen werden — das weiß jeder Sachse. Wahrlich, der Künstler verdient volles Lob, dessen feste und geübte Hand in dem Sgraffitofries solch' Meisterwerk der Figurenkomposition bei steter Innehaltung historischer Treue geschaffen hat, der aber auch voll tief empfindenden Gemütes und ebenso patriotisch schlagenden Herzens, keine Gelegenheit hat vorüber gehen lassen, die Gefühle anzudeuten, von denen diejenigen Beschauer des Fürstenzuges durchbebt werden, die an der Geschichte ihres Vaterlandes wie ihres Fürstenhauses liebevollen Anteil nehmen. Die Menschen, die nicht gedankenlos in den Tag hineinleben und die nicht nur für die Wucht der Tatsachen Interesse haben, sondern auch für die dieselben begleitenden Nebenumstände (welche oft recht bezeichnend sind), werden mit Genugtuung die Art begrüßen, in welcher Professor Walther den Fürstenzug zur Darstellung gebracht hat. Das sind die Menschen, die den Patriotismus nicht im Hochrufen allein und im Herausstecken von Flaggen erblicken und die in der Weltgeschichte mehr suchen und mehr finden als das bloße Aneinanderreihen nackter Daten, und diese Menschen fühlen unwillkürlich durch das Versenken ins Studium der Geschichte ihre Vaterlandsliebe wachsen. Diese Menschen aber, die auch auf Bescheidenes achten, die an Sachen Freude empfinden, an denen andere kalt vorübergehen und die mithin verstehen, aus kleinen äußerlichen Momenten Stoffe für große Erinnerungen zu schöpfen — die sind es, an welche der Schreiber dieser Zeilen sich in erster Linie wendet, in der Hoffnung, patriotisch-historisch anzuregen. Dabei möchte derselbe wiederholen, daß sein Bestreben dahin geht, den Schilderungen ein pragmatisches Gepräge zu geben, in der Absicht, zu zeigen, wie das Neue sich aus dem Alten entwickelt.

Sinnig ist die Königskerze angebracht, hoch und schlank vor König Johanns Pferde in die Höhe sprießend. Ja, eine leuchtende Kerze unter den Sterblichen sowohl auf den Thronen der Fürsten wie auf den Kathedern der Gelehrten war dieser König. Ein leuchtendes Vorbild der Gottergebenheit und Pflichttreue, der Duldsamkeit und Nächstenliebe war

dieser Weise im königlichen Purpur, dieser Gerechte im weißen Kleide der Unschuld. Wie ihm, dem Friedfertigen und doch jederzeit für das Rechte und Gute mit seiner vollen Person und seiner ganzen Herrscherwürde Eintretenden die Palme gebührt, die vor ihm niedergelegt ist, so gebührt seinem Sohne und Nachfolger, Albert, dem unverzagten Helden von Königgrätz, dem geschickten Strategen von St. Privat, dem genialen siegreichen Heerführer von Beaumont und Sedan der Lorbeer, über den sein edles Roß kourbettiert. In der Rechten hält König Albert das Abzeichen eines Generalfeldmarschalls des Deutschen Reiches — den Marschallstab. So lange diese Auszeichnung bestehen wird, dieses Sinnbild höchster Feldherrntüchtigkeit, so lange werden die Jünger des Mars jenem herrlichen Ziele zustreben. Sie werden es tun, so lange — hervorschimmernd aus dem hoffnungsfreudigen Grün taufrischen Lorbeers, gleich Edelsteinen in Königskronen — Worte wie „Virtuti in bello", „Pour le mérite" und „Verdienst um das Vaterland" die[152]) Blumen des Kranzes bilden, der seit dem „Kampf der Wagen und Gesänge" den Helden vorschwebt. Der Marschallstab, den Kronprinz Albert beim Einzuge der sächsischen Truppen in Dresden aus der Hand seines königlichen Vaters entgegennahm, ist derjenige seines berühmten und gleich ihm besonders kriegstüchtig gewesenen Vorfahren Johann Georg III., den derselbe 1683 vor Wien von Johann Sobieski verehrt erhalten hat. Er ist aus Gold und hat die Form eines Morgensternes. Der Polenkönig hatte ihn vorher selbst geführt. Aufbewahrt wird er im historischen Museum. Erst später erhielt der erlauchte Herr den zu seiner Ernennung gehörigen Marschallstab der preußischen Generalfeldmarschälle (mit blauem Sammet bezogen, in welchen goldene Kronen und Adler[153]) eingelassen sind). Einen etwas weniger kostbaren verehrten dem geliebten Führer die Offiziere der Maas-Armee. Auch Kaiser Alexander II. von Rußland gab seiner bewundernden Anerkennung der Feldherrneigenschaften des Kronprinzen Albert dadurch Ausdruck, daß er demselben den russischen Feldmarschallrang verlieh. Kriegerehre und Kameradschaft sind international, sind an keine Grenzen gebunden. Die Ehrung ihres geliebten Führers durch den ritterlichen Kriegsherrn eines fremden Heeres hat daher dankbaren Widerhall im Herzen der sächsischen Armee gefunden. Diese selbst aber — wie König Albert mit eigenem Munde sie bezeichnet hat — seine „erste Liebe", gab ihrer aufrichtigen Verehrung für den so innig mit ihr verwachsenen Monarchen, außer durch ihr stets mustergültiges Verhalten als eins der bestausgebildeten und wohldisziplinierten Heeresteile Deutschlands und der Welt, dadurch noch einen ganz besonderen äußerlichen Ausdruck, daß sie eine kostbare Ordenskette für den

---

[152]) Auf dem sächsischen Heinrichsorden, dem preußischen Orden Pour le mérite und der dem Heinrichsorden gleichwertigen Heinrichsmedaille, welche an Unteroffiziere verliehen wird.

[153]) Der zum 50jährigen Militärjubiläum verliehene ist mit Diamanten reich besetzt. Einen gleichen erhielt Graf Moltke an seinem 90. Geburtstag.

Großkreuzträger des St. Heinrichsordens anfertigen ließ, welche demselben am Tage seines fünfzigjährigen Militärjubiläums übergeben wurde.

Dem jungen Artilleriemajor von Gersdorff war es vergönnt, dem greisen König und Kriegsherrn diese Kette umlegen zu dürfen. Daß dessen Herz in diesem historischen Momente zum Zerspringen klopfte, ihm bei dieser, in den Annalen der Geschichte ungewöhnlichen Handlung vor Freude und Stolz die Hände zitterten, läßt sich begreifen. Jenes Gefühl ist dasselbe ungefähr, welches den packt und zu Großem begeistert, dessen glühende Wange beim Vormarsch gegen den Feind vom wehenden Fahnentuche seiner Truppe gestreift wird, oder ähnlich wie es den überkommen mag, der — zum Tode getroffen — inmitten jubelnder Fanfaren seinen Feldherrn als Sieger begrüßen darf, während das, irdische Hoffnungen in sich schließende, Dankgebet der Kameraden sich mit seinem eigenen letzten Gebete um ewiges Seelenheil verschmelzend, verbindet.

Mit der soeben besprochenen Kette des Heinrichsordens, dessen blaugelbes Band den Tapferen, die damit ausgezeichnet sind, die Hausfarben von Wettin vor Augen hält, hat der fürstliche Träger auf dem Fürstenzuge nicht dargestellt werden können, weil die Überreichung jenes Armeegeschenkes erst mehrere Jahre nach Fertigstellung des Sgraffitofrieses erfolgt ist. Wohl aber zieren die höchsten Kriegsorden Sachsens, Österreichs und Preußens die Brust des königlichen Feldherrn, schmückt ihn das nur an sehr wenige verliehene Großkreuz des Eisernen Kreuzes — jenes in Gestalt, in Material und Farbe echt deutschen Zeichens deutscher Hingebung, deutscher Tapferkeit und deutscher Treue.

Deutsch ist auch die wachsende Eiche neben König Alberts vielgeliebten Bruder Georg, des jetzt regierenden Königs Majestät. Treu steht auch dieser Wettinsche Fürst und Palladin, und treu stehen dessen erlauchten Söhne in aufrichtiger Bundesbrüderschaft zum deutschen Reiche, das Trennende vergessend, das Einende anstrebend. Auch König Georg, der über ein Vierteljahrhundert als kommandierender General an der Spitze des sächsischen Armeekorps gestanden hat[154]) und als Generalinspekteur der II. Armee-Inspektion die verehrende Anerkennung und Beliebtheit seiner gewinnenden Persönlichkeit auch auf Schlesier und Märker zu übertragen verstanden, bekleidet den Rang eines Generalfeldmarschalls des Deutschen Reiches. Das Abzeichen dieser Würde konnte dem damaligen Prinzen Georg auf dem Sgraffitogemälde nicht in die Hand gegeben werden, weil derselbe diese Würde zu der Zeit, als an demselben gearbeitet wurde, noch nicht innehatte.

Auch hatten damals die Söhne König Georgs, die ihren Dienst am Vaterlande direkt der Armee widmen, als in allzujugendlichem Alter stehend,

---

[154]) Seit 1897 sind aus dem bisherigen einen königlich sächsischen Armeekorps, dem XII. des deutschen Bundesheeres, deren zwei geworden: das zwölfte, kommandiert von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich August, Nachfolger des Generals Freiherrn von Hausen, und das neunzehnte Armeekorps mit dem General der Infanterie von Treitschke als kommandierender General an der Spitze.

noch keine Kommandostellen inne, waren überhaupt damals noch wenig an die Öffentlichkeit getreten und sind auf dem Sgraffitofries nicht angebracht. Im April 1900 schied Prinz Georg aus dem engeren (wohlverstanden nur dem engeren) Verbande des sächsischen Heeres, indem er seine Stellung als kommandierender General aufgab; hatte aber mit demselben außer durch seine Eigenschaft als königlicher Prinz und Chef zweier Regimenter dienstlich immer noch Fühlung als Generalinspekteur, bis ihn der Tod seines königlichen Bruders auf den Thron seiner Väter berief. Nun ist er Sachsens König und Kriegsherr geworden. Den beiden preußischen Armeekorps (V. und VI.), welche außer den zwei sächsischen (XII. und XIX.) zur II. Armee-Inspektion des Deutschen Reiches gehören, an deren Spitze seinerzeit Prinz Georg am 4. Juli 1888 berufen worden war, hat König Georg in einer Ordre vom 15. Juli 1902 warm empfundene Worte des Abschiedes zugerufen, nebst dem Ausdrucke vollster Anerkennung über den allezeit tüchtigen und musterhaften Zustand der Inspektion, von dem es ihm vergönnt gewesen sei, während der Dauer von 14 Jahren dem kaiserlichen Oberfeldherrn Bericht erstatten zu dürfen.

Den zwischen Federhut und Helm, das heißt zwischen den beiden Königen Friedrich August einerseits und dem König Johann mit seinen Söhnen andererseits, und man kann wohl sagen: zwischen neuerer und neuester Geschichte marschierenden Soldaten liegt es ob, die einzigen Repräsentanten der sächsischen Armee während eines ganzen ereignisschweren Säkulums bis zum Jahre 1866 zu sein. Aus einer stattlichen Menge und reichen, ja überreichen Fülle farbenprächtiger Uniformen, aus einer imponierenden Anzahl verschiedenartigster Truppenteile konnten leider nur diese wenigen herausgezogen werden. Aufrichtig und wahrhaft betrübten Herzens muß man bedauern, daß des leidigen, aber freilich hier maßgebenden Platzmangels wegen es nicht anders anging, als einen solchen großen Sprung in der Darstellung von Gestalten des heimatlichen Heeres machen zu müssen. Dem Zwange der Umstände ebenso unterworfen wie ihr Kriegs- und Landesherr, dem sie Treue und Gehorsam geschworen hatten, war es ein tragisches Verhängnis für die sächsischen Truppen, während der Napoleonischen Kriege schließlich denen gegenüber stehen zu müssen, die am Ende jener ereignisschweren Zeit für dieselbe Sache des gemeinsamen Vaterlandes kämpften, welche auch ihnen heilig war. Wenn aber auch Sachsen dem korsischen Eroberer länger Heeresfolge zu leisten sich gezwungen sah, als die meisten übrigen deutschen Staaten (denen es möglich gewesen war, das Joch eher abschütteln zu können), so ist doch jene Periode, während welcher Sachsens Söhne, unter ihren eigenen Fahnen zwar, doch aber den Adlern Napoleons folgen mußten, eine Zeit voll an Kriegsruhm und Heldengröße. —

Die „Bärmütze" der „roten Garde", welche hier in die Erscheinung tritt und ihren Träger durch Anbringung des Wappenschildes mit den drei Kannen als Känneritz-Könneritz charakterisiert (Conrad von Konriz 1190,

Dietrich v. K. 1370), erinnert an andere Bärmützen, an die Bärmützen des Grenadierbataillons von Winkel in der Schlacht bei Jena. Alle Berichte und Darstellungen jenes Unglückstages sagen übereinstimmend: „Während alles in wilder Flucht sich befand, war nur **ein** Punkt unerschüttert geblieben — das sächsische Grenadierbataillon von Winkel." Außer seinem umsichtigen und unerschrockenen Brigadier, General von Cerrini, hatte das Bataillon auch den Fürsten Hohenlohe in seiner Mitte aufgenommen und deckte den Rückzug der aufgelösten preußischen Scharen wie den der eigenen Truppen. In Tat und Wahrheit ein Rocher de bronce, dicht geschlossen und zum Karree formiert, sah das Grenadierbataillon den Angriffen der französischen Reiter entgegen. Im Galopp kommt ein Regiment jener stolzen französischen Kürassiere mit wehenden Helmschweifen angesprengt, wie deren in Erz gehüllte Reckengestalten der Pinsel Meissoniers so greifbar deutlich der Nachwelt überliefert hat. Ruhig genießen die Grenadiere diesen imposanten Anblick — Gewehr bei Fuß. Im Sonnenschein glänzen die herrlichen Eisenreiter; dumpf dröhnt die Erde von dem Hufschlag der Rosse. Da gibt der sächsische Kommandeur, Oberstleutnant Aus dem Winkel, in der Mitte seiner Braven haltend, das Kommando — — — nicht etwa zum Feuern — nein, das Kommando, welches sonst nur bei Paraden ertönt, wenn die Grenadiere vor ihrem Kriegsherrn sich im schönsten militärischen Schmuck zeigen sollen: das Kommando „Bärmützenkappen ab!"

Musterhaft ruhig wird der Befehl befolgt. Die feldmäßigen Schutzkappen von dünnem Leder werden abgenommen. Die Parade ist fertig. — Still und feierlich steht das Karree, dem Feinde ins Auge schauend, dessen Schwadronen mittlerweile zur schnellsten Gangart der Attacke übergegangen sind. Nun erst ertönt das Kommando „Feuer". Und in der allerkürzesten Entfernung, auf wenige Schritte getroffen, wälzen Rosse und Reiter sich am Boden.[155])

Kurze Zeit nach den Tagen von Jena und Auerstädt traten, wie bekannt, die Sachsen als Verbündete auf die Seite Napoleons. So kam es, daß durch Zufall jenes französische Kürassierregiment an dem am Rande

---

[155]) Der preußische Oberst von Höpfner, aus dessen Darstellung der Schlacht bei Jena wahrlich keine Sympathie oder gar Voreingenommenheit für die verbündeten Sachsen hervorblickt, kann doch nicht anders als das ruhmwürdige Verhalten jener sächsischen Grenadiere in Worten wärmster Begeisterung zu schildern. Nur einige Worte Höpfners (Seite 405 seines Werkes) hierauf bezüglich seien hier angeführt: „In diesen schrecklichen Augenblicken, wo überall Flucht und Verwirrung sichtbar war, gewährte das sächsische Grenadierbataillon Winkel einen herzerhebenen Anblick. Mitten unter Fliehenden, mitten unter der wildesten Unordnung so vieler Tausende, die keinem Führer mehr gehorchten, vom Feinde unablässig angegriffen, ging es in voller Ordnung in gemäßigtem Schritt und mit klingendem Spiele zurück. Es hatte ein offenes Quarree gebildet und bot dem Feinde immer aufs neue die Spitze. Nicht die Kavallerie, die mehrmals attackierte, nicht das unausgesetzte Feuer der Tirailleurs konnten seine Festigkeit erschüttern. So wie es Luft hatte, ließ es Trupp schlagen und zog mit seiner Musik wie auf dem übungsplatze ab. Sowie der Feind wieder nahe kam, wurde gewirbelt und es stand zu seinem Empfange bereit."

einer Chaussee stehenden sächsischen Grenadierbataillon vorbei reiten mußte. Voll Hochachtung und Sympathie sahen die beiden Truppenteile einander wieder, und der französische Oberst besann sich keinen Augenblick, die ehemaligen Feinde durch Neigen der Standarte salutieren und Fanfare blasen zu lassen, als wenn die Ehrung dem Kaiser gelte. Wahrlich, eine schönere, von wahrhaftem Hochgefühl für Kriegertugend eingegebene Antwort auf solch heroische, zur Bewunderung hinreißende Begrüßung des Feindes auf dem Schlachtfelde konnte nicht gegeben, eine ritterlichere Anerkennung ritterlichen Benehmens nicht erteilt werden!

Nur einige wenige der zahlreichen glänzenden Perlen aus der ewig strahlenden Lebenskrone der Treue, nur einige wenige der unverwelklichen Blätter aus dem von Freund wie Feind neidlos anerkannten Ruhmeskranze der Tapferkeit sächsischer Soldaten seien hier noch erwähnt. So ist die Erstürmung der großen Schanze an der Moskwa, des Kernpunktes der russischen Stellung in der Schlacht von Borodino am 7. September 1812 durch die beiden Kürassierregimenter des Generals von Thielemann eine der glänzendsten Waffentaten überhaupt. Erhöht noch wird die Großartigkeit dieser Leistung durch die Tatsache, daß seit langem schon die härtesten Entbehrungen auf die Krieger wie ihre Pferde eingewirkt hatten und durch Krankheiten der Bestand jener stolzen Schar sich bereits bedenklich gelichtet sah. Nichtsdestoweniger waren Mut und Ausdauer unerschöpflich, und die Worte, die im ärgsten Gedränge des Handgemenges ein Leutnant dem anderen zurief: „Hier sind wir in der Quetsche, ich möchte, wir wären in Vetsche!“ (Vötschau, Garnisonstädtchen der Lausitz), geben Zeugnis von dem ungebrochenen Humor dabei. Leutnant von Minckwitz war der erste, der, den Graben übersetzend, auf der russischen Brustwehr Fuß faßte. Von 450 Mann des Regiments Garde du corps blieben 344, von 400 des Regiments Zastrow-Kürassiere 264 auf dem Platze. Geradezu plastisch tritt hier der Todesmut uns entgegen. (Gardedukorps- und Zastrow-Kürassiere, eigentlich je 786 Mann stark, waren — seit 1809 durch fortdauernde Verluste geschwächt — in den Feldzug von 1812 mit je 628 Mann gerückt.) Und wenn bei dem blutigen Ringen an den Ufern der Lesna am 11. Oktober die Korporale Gerstenberg und Kreuter (bevor sie ihrer Truppe zu anderweitem Eingreifen in die Schlacht folgten) ihrem an ihrer Spitze gefallenen Führer, dem Major von Metzsch, trotz und während des heftigen Feuers, welches eine feindliche Batterie gerade auf diesen Punkt richtete, mittelst ihrer Seitengewehre ein Grab gruben, um den geliebten und verehrten Offizier zur Ruhe zu bestatten, so erfüllten, wie Oberst von Cerrini in dem Werke über 1812/13 sagt, „diese Braven und Getreuen die letzte Ehrenpflicht gegen den Mann, der ihnen stets ein leuchtendes Vorbild gewesen war und übertrafen damit alles, was Künstler und Dichter zur Verherrlichung einer Totenfeier irgend erdenken können.“ Ein kleines, aber erschütterndes Wort ist es auch, und mehr als starke Bände redend, daß von dem ganzen Infanterieregiment „von Rechten“ nur 6 Mann

nach Sachsen zurückgekehrt sind, vom Regiment „von Low“ 10; von der der Kavalleriedivision des Korps „Latour“ zugeteilten Artillerie unter dem Major von Hiller aber kein einziger! Es konnte nicht fehlen, daß die hervorragende Disziplin und Tüchtigkeit des sächsischen Kontingentes, welches unter dem Oberbefehle des anerkannt tüchtigen und ehrenwerten Generals Grafen Reynier das VII. Armeekorps der großen französischen Armee bildete, von Napoleons Scharfblick sehr bald erkannt werden mußte. Zu wiederholten Malen hat dieser große Meister des Krieges, sowohl in Gesprächen wie in Tagesbefehlen es ausgesprochen, daß er sich auf die Sachsen stets ganz besonders verlassen könne. Der großen Eitelkeit der Nationalfranzosen wegen, mit welcher der Kaiser rechnen mußte und rechnete (ja sehr stark rechnete), waren undankbarerweise die offiziellen Kriegsberichte geflissentlich bemüht, die Tätigkeit der verschiedenen Hülfsvölker herabzusetzen, ja Napoleon selbst geriet mit Bernadotte in eine Art Zerwürfnis, als letzterer nach der Schlacht bei Wagram den unter seiner Führung gestandenen Sachsen, die er in ihrer Festigkeit als Granitsäule bezeichnete, allzu uneingeschränktes Lob gezollt hatte.

Das Urteil des Mannes, der die fleißige Biene als sein Lieblingstier bezeichnete, des Feldherrn, der, noch bevor er Kaiser wurde, einer ganzen Zeit den Stempel seiner gewaltigen Persönlichkeit aufzudrücken verstanden hatte und dessen scharfes Auge ebenso die Erdkugel überblickte, wie es die Vorteile einer Schlachtstellung erkannte und die kleinsten Fehler eines Regimentes gewahrte, dürfte an sich viel zu klar gewesen sein, als daß es nicht im Stillen gar oft den Stimmen derer Recht gegeben hätte, die der Empfindlichkeit seiner Landsleute wegen, sowie aus Gründen egoistischer Zweckmäßigkeit im Keime erstickt werden mußten. Wirklich legt auch die Kriegsgeschichte an vielen Stellen Zeugnis dafür ab, daß Napoleon gerade die Sachsen mittels unmittelbaren Spezialbefehles an diese oder jene Punkte beorderte, die er für besonders wichtig ansah. Aus dieser unumstößlichen Tatsache, ist z. B. auch der kaiserliche Befehl vom 15. Juli 1812 und der Umstand herzuleiten, daß den Sachsen der äußerste rechte, am meisten gefährdete Flügel der großen Armee anvertraut wurde. Auch den Befehl zum Sturm auf die große Schanze bei Borodino überbrachte dem sächsischen General von Thielemann ganz direkt ein Adjutant Napoleons, der — von seinem erhöhten Standorte aus — wie dem Gesamtgange der Schlacht so auch dem unerschrockenen und kühnen Nehmen der verschanzten Höhe von Semenovskoye seitens eben jener Reiterbrigade mit Aufmerksamkeit gefolgt war. Stets wird von einem erfahrenen Feldherrn die Truppe, der Armeeteil, das Heer am meisten geschätzt werden, dessen kriegerische Eigenschaften von der Begeisterung entflammt, von der Manneszucht im Zügel gehalten, von der Geschicklichkeit geleitet und von der Tapferkeit besiegelt, sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen in Taten umsetzen. Solche Truppen aber sind die sächsischen immer gewesen. Der unverrückbar feste Wille jedes mit Freudigkeit und Geschick sich unter einsichtsvolle und

entschlossene Führung unterordnenden Einzelnen, an seinem Teile an der Ruhmwürdigkeit, der Schlagfertigkeit, dem guten Zustande des Ganzen beizutragen und die Überzeugung aller, daß diese redliche Absicht erreicht sei; das wechselseitige Vertrauen der Offiziere und Mannschaften, edler Korpsgeist und ein in den Schranken der Selbstzucht und Bescheidenheit bleibendes Bewußtsein des eigenen inneren Wertes — diese Tugenden wolle der Gott der Schlachten, der auch der Gott friedlicher Segnungen ist, wolle der Allmächtige, dessen Weltordnung selbst dazu auffordert, den Krieg vorzubereiten, um den Frieden zu wahren, dem sächsischen Heere allezeit erhalten. Eine jede junge Generation sehe mit Stolz auf die Taten, auf das Verhalten der älteren und alten und eifere ihnen nach. Gleichen doch stehende Heere (und das dürfte eines der allerwichtigsten Momente von deren Werte sein) einer niemals aussterbenden Familie, deren Angehörige in jeder Generation sich beeifern, auch ihrerseits ihren Nachkommen leuchtende Vorbilder zu sein; im Sinne Ciceros, der „keinen für einen ehrliebenden Mann hielt, der nicht auf seine Väter stolz sei". Und schon oft ist, wie Aster sehr richtig sagt, „in den Stunden der Gefahr durch eine rechtzeitige Mahnung an den früher erlangten Ruhm eines Regiments dasselbe zu ungewöhnlichen Anstrengungen und zu wiederholten heldenmütigen Handlungen angefeuert worden, wodurch es den alten Ruf von neuem bewährte und vermehrte." — Deshalb: Vivat Saxonia! —

Der Tschako des vor König Johann einherschreitenden Infanteristen ist diejenige Kopfbedeckung, welche die sächsische Armee, ihrem Hauptbestandteile nach, vor deren Aufgehen in das norddeutsche Bundesheer trug. Ins Feld haben indessen die sächsischen Truppen den Tschako 1866 nicht mit genommen. Sie rückten in der ihrer Form nach scherzweise „Zündhütchen" genannten Mütze aus, welche nicht allzu lange vorher die nach französischem Muster gefertigten sogenannten „Kaffeesäcke" verdrängt hatte. Noch viele Jahre nach den Napoleonischen Kriegen war eine leichtere Kopfbedeckung als Hut oder Helm als Dienstgegenstand ein unbekannter Begriff. Nur ganz ausnahmsweise war es im Lager den Offizieren nachgelassen, als „Negligé" eine Art Zipfelmütze tragen zu dürfen, deren Form und Beschaffenheit in das Belieben jedes einzelnen Individuums gestellt war. Auch als dann einzelne Offizierkorps sich zusammentaten, innerhalb ihrer Kreise eine gewisse Übereinstimmung der sogenannten „Pudelmütze" herbeizuführen, war letztere absolut kein ordonnanzmäßiges Stück. Nicht nur im großen wie im kleinen Dienste, sondern auch außer Dienst, auf Straße und Promenade, durfte Offizier und Gemeiner nicht anders erscheinen als im großen schweren Hute oder Helm, deshalb muten uns Kindern von heute die Bilder von damals ganz eigentümlich an.

Auch war das Tragen von bürgerlicher Kleidung — das heutigen Tages eine so große Rolle spielende „Civil" — seitens derer, die sich dem Soldatenstand gewidmet hatten, etwas total Unbekanntes. Ja, auch der verabschiedete Offizier behielt als ständige Kleidung seinen Interimsrock bei.

Welche Bequemlichkeiten sind seitdem eingetreten! Wie viel schwerer, aufreibender und anstrengender ist allerdings auch der Dienst geworden, so daß Erleichterungen gegönnt werden müssen, damit die, mit unsterblichen Seelen versehenen Maschinenteile des oft überhastig arbeitenden Räderwerkes nicht allzu früh und allzu bald abgenutzt und unbrauchbar werden. Welche unendliche Gefahr liegt in dem übermäßigen Anspannen der Kräfte, nicht nur in ganz direkt praktischer, physischer, sondern auch in indirekter, moralischer und ethischer Beziehung. Es werden schließlich Erholungen gewährt, die an sich gar keine sind und am Ende begibt sich der Vorgesetzte, absichtlich oder unabsichtlich, der außerdienstlichen Beobachtung seiner Untergebenen. Der Wert gerade dieser Pflicht der Vorgesetzten aber, welche strengste Auffassung des Dienstbetriebes mit den Rücksichten von Billigkeit und Menschlichkeit harmonisch zu vereinigen wissen muß, ist für jede „Armee von Christen" ein großer, welche keine Kapuzinerpredigt auf sich angewendet sehen will. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß der unsichtbare Feind im eigenen Lager schon manche Position genommen hat, daß von dem unseligen Geiste des Egoismus und Materialismus, der schließlich zum Atheismus führt, schon manche Glieder auch derjenigen Kreise angesteckt sind, deren ganz besondere Ehrenpflicht es ist, gerade hiergegen, gegen diesen unsichtbaren, immer weitere Drachen gebärenden Drachen ebenso tapfer und mutig anzukämpfen, wie gegen die Feinde in Fleisch und Bein, vor denen sie keine Furcht kennen.

Unritterliche, unsoldatische Genußsucht und undeutsches Protzentum bedrohen mit ihrem Einbruche um so mehr auch diese Reihen, je mehr die Religion vernachlässigt wird und das alte Wort in Vergessenheit gerät: „Der frömmste Soldat ist der beste Soldat." Für die Wahrheit dieses Wortes gibt Weltgeschichte wie Kriegsgeschichte zahlreiche Beispiele. Man denke nur an York von Wartenburg und dessen Worte der Demut, des Vertrauens und der Zuversicht, mit denen er am 16. Oktober den Vormarsch zur Schlacht bei Leipzig (von Schkeuditz aus) antrat: „Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott zum besten wende." Man denke besonders auch an Zieten, denke an Gneisenau, Scharnhorst und Kaiser Wilhelm I. Nicht minder mögen uns, was Gottesfurcht und Tapferkeit anlangt, die unglücklichen Buren vorschweben, wenn auch andererseits das Ergebnis von deren Kriegführung den Beweis befestigt, daß auch für Taktik und Strategie eine gründliche Schulung erforderlich ist. Was aber den unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. betrifft, so wolle Gott geben, daß dieses edlen Monarchen Wunsch und Wille, der dem Kern des deutschen Volkes aus der Seele gesprochen ist, nachhaltig in Erfüllung gehe: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben."[154])

[154]) Wohl dem Volke, des König ein frommer Mann ist, und wohl dem Heere, in dessen Reihen ein gleiches Gefühl herrscht! Die bedauernswerten Franzosen freilich sollen jetzt eine andere Denkart eingeimpft erhalten und man könnte meinen, nicht am Anfange des 20., sondern am Ende des 18. Jahrhunderts zu stehen, wenn man die Rede des franzö-

Doch zurück zum Tschako. Derselbe war, als er zur Zeit des böhmischen Krieges von der sächsischen Infanterie und Artillerie getragen wurde (wobei die Bemerkung eingeflochten sei, daß in den Feldzug selbst die Fußtruppen in Mütze ausgerückt waren), bereits eine verhältnismäßig leichte Kopfbedeckung geworden, der heutigen eleganten Käppiform sich nähernd. Der Infanterist auf dem Sgraffitogemälde ist ein Herr von Metzsch; er trägt den Sparrenschild seiner Familie (welcher auch denen von Brühl und von Pöllnitz gemeinsam ist) auf dem linken Oberarm.[155])

Bei seinem von der französischen Armee des ersten Kaiserreiches entlehnten ersten Auftreten in den europäischen Truppenteilen war diese Kopfbedeckung von Filz mit hartem Lederdeckel nach oben unverhältnismäßig breit ausladend gewesen. Eingeführt ist dieselbe, ebenso wie der Grundtypus des modernen Helmes, von Napoleon. Dieser ehemalige Leutnant der Artillerie, der es verstanden hatte, sich zum Cäsar emporzuschwingen, war — bei aller Herzensroheit als Mensch — doch unzweifelhaft ein imposant denkender Tyrann und gewaltiger Herrscher, ein beinahe beispiellos genialer Feldherr und weitblickender Staatsmann. Mit diesem scharfen Blick in die Ferne verband er aber wie schon einmal angedeutet, gleichzeitig eine durchdringend richtige Beobachtung der Nähe, er war schlau auch in verhältnismäßig kleinen Kniffen und Effekten ein Menschenkenner, der sich alles zu Nutzen machte. Den schmucken Hut der alten Régiments Royaux in seiner zuletzt stabil gewordenen Form verbannte der zum Monarch gewordene Konsul als monarchischen Anklang ebenso wie es die Schreckensmänner und sonstigen brüderlichen Bürger getan hatten, auf deren Schultern er in die Höhe gekommen war. Die stolzen republika-

---

sischen Kriegsministers André vernimmt, die derselbe im Frühjahr 1902 an einen Kreis höherer Offiziere richtete. Diese Worte des Führers einer ritterlichen Armee, die einstmals den „Roi très chrétien", den „Allerchristlichsten König" zum obersten Kriegsherrn gehabt hat, bilden einen zu furchtbaren Schlag gegen christliches Empfinden, ja gegen jede Religiosität überhaupt, als daß sie nicht, der gläubigen Welt zum Schauder, hier Platz finden sollten. Sie lauteten, nach dem Adelsblatte vom 25. Mai 1902, folgendermaßen: „Meine Herren, die Idee von der Existenz eines Gottes ist eine absurde. An ein höchstes Wesen, einen bewußten Lenker des Universums zu glauben ist ein veralteter Glaube, mit dem Sie sich den Kopf nicht zerbrechen werden. Doch genügt es nicht, selbst frei zu sein von derartigen Vorurteilen, sondern es ist hohe Pflicht, auch andere, die unter Ihrem Kommando stehenden Soldaten, hiervon zu befreien. Es ist dies Ihre Pflicht als Offiziere. Was mich betrifft, so werde ich bis zum letzten Atemzuge nicht aufhören, diesen Aberglauben zu bekämpfen." — Daß sich in der also bevormundeten Armee nicht ein großer Protest gegen diese frivolen Zumutungen erhoben hat, muß selbst trotz der Erwägung Wunder nehmen, daß die Franzosen an vieles gewöhnt sind. Einzelne Rücktritte französischer Offiziere ähneln schließlich der einen Schwalbe, die noch keinen Sommer macht.

[155]) Die Familie von Metzsch ist eine der ältesten und angesehensten des Vogtlandes und ließ, ähnlich wie die Pflugk, das Adelsprädikat „von" vielfach absichtlich weg. Burkhard Mehest lebte 1206, Ritter Dietrich Mezze 1316. Konrad Maitzsch war 1400 Amtmann zu Mila und Kaspar Metitz saß einige Jahre später auf Wolkenstein. Alle diese verschiedenartig geschriebenen Persönlichkeiten gehören einer und derselben Familie an. Der „Sparrenschild" von dem Ludovika Hesekiel erzählt, ist der der Familie von Witzleben.

nischen Gemüter, auf Äußerlichkeiten als auf die Wesenheit sehend, wurden durch Äußerlichkeiten beruhigt. War es doch auch nicht die alte Krone Dagoberts und des heiligen Ludwig, die der Gewalthaber sich aufsetzte. „Trostreicherweise" war ja das legitime Königtum vernichtet, wenn auch ein ganz unberechtigter Usurpator auf dem „ersten Throne der Christenheit" saß. Die königlichen Gardes du corps und Gens'darmes waren gefallen, gefallen als die verabscheuenswürdigen Träger eines „gegen die Freiheit der Nation verstoßenden" Gedankens an Feudalwesen, Vasallentreue und Aristokratie. Dafür wurden erst die unverfänglichen Guiden ins Leben gerufen, die beileibe nicht etwa als Ehrenwachen und Ehrung, sondern lediglich zum Zwecke der besseren Befehlsvermittelung ganz harmlos hinter dem alles beherrschenden Konsul und Feldherrn postiert waren und denselben als Eskorte begleiteten. Dann entstanden die Chasseurs à cheval der Kaisergarde, deren dunkelgrüner Waffenrock dadurch besondere Ehrung fand, daß Napoleon ihn als sein tägliches Kleidungsstück erkor und dann — der Konsulargarde entstammend — die Alte Garde, welche „stirbt, aber sich nicht ergibt". Die goldenen Lilien, die sich einst so stolz vom blauen Grunde abgehoben hatten, lagen zur Wonne und Genugtuung der einst so ritterlichen Landsleute Bayards unter den Füßen der als gallische Hähne einherschreitenden Citoyens. Daß dieselben Freiheitsschwärmer sich zu Tausenden auf den Wahlstätten des Korsen hinschlachten ließen, um dessen Ehrgeizes willen, war ja ganz etwas anderes. Dieses Verhalten brauchte ja nicht an das verpönte Gefühl monarchischer Treue zu erinnern. Adler und Trikolore, triumphierend über die Oriflamme und das Weiß der Legitimität, waren ja ganz etwas anderes als die Feldzeichen der Bourbons und Valois. Es tat der „so geheiligten Menschenwürde" durchaus keinen Abbruch, vom Empereur sich en canaille behandeln zu lassen, hatte man doch dabei die erhebende Genugtuung, sich vor keinem *Könige* beugen zu müssen. Le Roy est assassiné — (denn „mort" schlechthin kann es wohl nicht gut heißen) — Vive l'empereur! Bevor der letztere Ruf gelernt war, mußte er, nach Absolvierung des Vive la republique, an dem Vive le premier consul! gelernt werden. Und er war gelernt worden. So trug auch erst die Konsular-Armee die neuen Kopfbedeckungen, bevor die Armee des Kaisers mit ihnen geziert wurde. Mit dem kleinen Hute des „Petit caporal", der als Phönix aus der Asche der Hüte des ancien régime erstanden war und mit dem Tschako, jener Erfindung der Neuzeit, welche den Zweck verfolgte, das Alte und Bisherige vergessen zu lassen, ging der Helm der *Antike* Hand in Hand. Jene Epoche der Götter Griechenlands und der Göttinnen Roms war nämlich seitens der Durchgangs-Republikaner als goldenes und vorbildliches Zeitalter gefeiert worden und alles, was an sie erinnerte, ward als an das zurückerwünschte Heidentum anklingend und eine vermeintliche „goldene Freiheit" atmend stürmisch begrüßt. Wie die als Heldinnen der republikanischen Idee sich aufspielenden Damen der Pariser Salons sich à la grecque und nach dem Muster der

ersten römischen Republik kleideten, oder vielmehr „entkleideten“,[158]), so sollten auch die männlichen Gestalten an Hektor und Achilles, an Kastor und Pollux oder andere Helden des „freien“ Altertums erinnern.

Aus der eben erwähnten Idee antiken Heldentums und der Begeisterung für die trojanischen Kämpfer samt deren kammgezierten Helme entsprang der mit einem Kamm versehene Helm der republikanischen Dragoner und dann — durch mancherlei kleine Abänderungen verschönt — derjenige der kaiserlichen Kürassiere. Aus diesem wiederum hat sich der Helm der österreichischen und der der sächsischen Reiter entwickelt. Des letzteren Kamm war, wie dies auch auf dem Sgraffitofries zu ersehen, nachdem ihn erst eine volle Raupe von schwarzem Pelzbehang und dann ein vergoldeter Aufsatz geziert hatte, vor seiner gänzlichen Abschaffung mit einer nur ganz schmalen Raupe bedeckt. Jetzt führen die sächsischen Reiterregimenter, soweit sie als schwere Kavallerie den Kürassieren entsprechen, den Stahlhelm der preußischen Kürassiere. Dieser aber und insbesondere sein „lederner“ Vetter von den Dragonern — aus der Kopfhaube des Napoleonischen Helmes unter Wegfall des antikisierenden Heroenkammes und Ersetzen desselben durch eine den Abschluß in einem „Pickel“ bildende Spitze entstanden — ist der intellektuelle Vater der gefürchteten und berühmten „Pickelhaube“. Auch in der preußischen Armee war der Tschako eingeführt gewesen. Friedrich Wilhelm IV. ersetzte denselben (ebenso wie der Kaiser von Rußland) durch jenen soeben erwähnten Helm von Leder mit Metallbeschlägen und metallener Spitze. Neuerdings ist die ursprünglich abnorme Höhe desselben, die eine ganz außerordentlich unschöne Form abgab, bedeutend moderiert und bildet die charakteristische Kopfbedeckung der überwiegenden Mehrzahl deutscher Soldaten.

Mit weißen Reiherfedern geschmückt erscheinen die Generalshelme, die von des Königs Albert Majestät, dessen hochseligen Vater und erlauchten Bruder getragen werden.

Als Paradestück sind für die Garde- und Grenadierregimenter Haarbüsche auf den Helmen eingeführt, wovon der hier auftretende Grenadier[159])

---

[158]) Die tonangebende, auch der Politik nicht fernstehende Madame Tallien (eine bildschöne Spanierin, die ihr wechselvolles Leben damit krönte, daß sie — von ihrem ersten Gemahl, dem Baron de Fontenay getrennt und von dem Manne ihrer zweiten Ehe, dem Konventsmitgliede Tallien geschieden — den Fürsten von Chimay heiratete) erschien unter allgemeiner Begeisterung bei einem offiziellen Balle auf dem Stadthaus derartig als klassische Göttin und Personifizierung des ungebundenen Altertums, daß nur eine zarte, äußerst dünne Schicht Seide ihren Körper umschloß und ein Diamantkopfputz, halb Athene-Helm, halb Juno-Diadem, ihre Haare zierte. Andere wetteiferten ihr nach und diese ganze Bewegung galt als für die Stärkung der Republik und deren Grundgedanken äußerst verdienstlich.

[159]) Wie schon an anderem Orte erwähnt, waren die stärksten und längsten Leute eines Infanterieregiments, in bestimmter Anzahl, zum Werfen mit Hand-Grenaden bestimmt und ausgerüstet. Schließlich, als sie gleiche Bewaffnung erhalten hatten, wurden diese „Grenadiere“ aus ihren Truppenteilen herausgezogen und bildeten selbständige Grenadierbataillone. In Sachsen stellten die je zwei, zu einer Brigade gehörenden, in der Farbe ihrer weißen Uniformierung und der farbigen „Doublüre“ einander gleichen, indessen

ein Beispiel gibt, der mit dem berühmten Zündnadelgewehr bewaffnet ist. Wie der am Ärmel der Uniform angebrachte Pfahl-Balkenschild zeigt, ist diese Persönlichkeit ein Graf von Vitzthum, während der Kanonier[160]) hinter ihm, dessen Wappen mit den Rauten man an seinem Kragen angebracht sehen kann, einen Herrn von Metzradt darstellt. (Die Vicedome gehören einem der ältesten thüringisch-meißnischen Rittergeschlechter an, dessen Name von ihrem Amte, dem Vizedominial d. h. Vertretung des Landesherrn — hier speziell in Bezug auf die Stadt Erfurt — abgeleitet ist. Schon seit dem 13. Jahrhundert bestehen zwei Familien, die V. von Apolda und die V. von Eckstedt. Berthold V. v. E. lebte 1320. Im Jahre 1711 wurden die V. v. E. in den Grafenstand erhoben. Die alte lausitzer Familie von Metzradt (ursprünglich Metzenrode) stiftete mit anderen zusammen 1224 das Minoritenkloster zu Budissin und hundert Jahre später die Kirche zu Milkel. Friedrich v. M. saß 1460 auf Melneckel.) Daß der Artilleriehelm anstatt mit einer Spitze mit einem Knopfe versehen ist, um beim Geschützbedienen und anderen Handgriffen in bückender Stellung ein Verletzen auszuschließen, läßt sich hier deutlich erkennen. Czapka heißt die, dem nationalen Hute der Polen, eben dem czapka, nachgebildete Kopfbedeckung der — den altpolnischen Reiterschaaren, den Ulanskis gleich — mit Lanzen bewaffneten Ulanenregimenter der verschiedenen Armeen, in Frankreich Lanciers genannt. Die letzteren sind nach dem Feldzuge von 1870 abgeschafft worden und auch in Rußland sind alle (bis auf zwei der Garde angehörige) Ulanenregimenter in Dragonerregimenter ohne Lanze umgewandelt worden. Im denkbar schroffsten und direktesten Gegensatze hierzu ist neuerdings auf Befehl Kaiser Wilhelms II. die gesamte deutsche Kavallerie, ja selbst die Truppe der Husaren (als deren Lebenselement die absolut leichte, unumschränkte Beweglichkeit gilt) mit Lanzen ausgerüstet worden. Der Ausspruch Montekukulis: „Die Lanze ist die Königin der

durch gelbe resp. weiße Knöpfe von einander unterschiedenen Linien-Infanterieregimenter ein Grenadierbataillon. Des Grenadierbataillons von Winkel ist bereits gedacht worden. Es gehörte zu den Regimentern Prinz Maximilian und von Rechten. Andererseits ist die Leibgrenadier-Garde, aus welcher die im 19. Jahrhundert eingegangene sogenannte „Rote Garde" entstand, 1729 gegründet worden. Die heutigen Grenadierregimenter sind 1867 aus der damaligen Leibbrigade formiert worden.

[160]) Die sächsische Artillerie, welche schon vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges aus den sogenannten Hauskompagnien der Kurfürsten hervorgegangen ist und bis auf den heutigen Tag keine andere Farbe als dunkelgrün mit rot getragen hat, fand in der ersten Zeit vorwiegend im Festungsdienst Verwendung, erhielt aber sehr bald eine Erweiterung in dem Feldartilleriekorps, dessen erster Kommandeur der Oberst von Klengel war. Eine reitende Artilleriebrigade wurde bei Beginn der Napoleonischen Feldzüge aufgestellt. Die außerdem ein jedes Infanterieregiment begleitenden je vier Geschütze gehörten, als Regimentskanonen, taktisch vollkommen zu dieser Truppe und standen unter Befehl von deren Kommandeuren. „Gordian, die Stiefel!" (zu seinem Burschen gewendet), „Herr Leutnant, Kartätschen!" (zum Führer der Regimentsgeschütze) war der bekannte erste Ausruf des Obersten von Göphardt, Kommandeurs des Infanterieregiments von Oebschelwitz bei einem plötzlichen Überfall. Die Namen Birnbaum, Aster und Richter, Köhler, Schubert und Funke sind für immer mit der sächsischen Artillerie und dem Ingenieurkorps verbunden.

Waffen“ ist demnach gewissermaßen zum Mittelpunkte einer großen Streitfrage zweier Prinzipien geworden. Auf beiden Seiten werden unzweifelhaft triftige Gründe und Erfahrungen aus der Praxis vorliegen, denn so kurzer Hand trifft man nicht so einschneidende Bestimmungen. Gelöst aber ist die Frage noch nicht. Welch hoher Wert der Lanze und der Kampfesart mit derselben, von tüchtigen Reiterführern zu allen Zeiten beigelegt worden ist, beweist unter anderem die Tatsache, daß im Herbst 1756 der Kommandierende der intakten sächsischen Kavallerie, General Graf Nostitz, die ersten Glieder der Regimenter mit dieser Waffe ausrüsten ließ. Von allzu langer Dauer ist diese Einrichtung freilich nicht gewesen. Also schon damals Widerstreite in der Wertbemessung. Die beiden in der militärischen Schlußgruppe erscheinenden Vertreter der sächsischen Kavallerie sind, mit Fug und Recht, beritten dargestellt. Der kleine Wappenschild auf der Ulanka gibt die Zugehörigkeit zu der altlausitzischen Familie von Nostitz zu erkennen, welche sich zeitig in verschiedene Linien teilte. Der Grad der Verwandschaft des Lanzenträgers auf dem Wandgemälde, welcher vor kurzem als Generalleutnant z. D. gestorben ist, mit dem Lanzenverehrer vor hundert Jahren ist dem Verfasser nicht genau bekannt. Durch den Löwenrumpf am unteren Teile des genestelten Waffenrockes erkennt man den Gardereiter als einen Herrn von Posern. (Von dem gleichnamigen Stammhause bei Weißenfels ausgegangen, lebte Conradus de Poserne 1283. Seit einiger Zeit bekleiden die Sprossen dieses Geschlechtes das Amt eines Klostervogtes von Marienstern.)

Der nebenherschreitende Schütze (mit dem hier freilich nicht ersichtlichen gelben Metallbeschlägen) stellt mit seiner Figur ebenso eine Art Personalunion zwischen dieser Truppe und den „weißknöpfigen“ Jägern dar, wie der Gardereiter eine solche zwischen seinem (weißen) Regimente und den „schwarz aufgeschlagenen“ Karabiniers. Über dem Rockpassepoil jenes Schützen sind die beiden Streitsicheln der von Lüttichau eingelassen. (Heinrich von Luttichawe saß 1370 auf Kmehlen.) Der Fähnrich Kurt von Lüttichau vom Schützenregiment starb den Heldentod vor Paris. Die Porträtähnlichkeit desselben auf dem Sgraffitogemälde sei hier ebenso ausdrücklich hervorgehoben, wie die nochmalige Erwähnung, daß eine solche bei sämtlichen Persönlichkeiten vorhanden ist, welche hier ihren Fürsten folgen.

Die Waffengattung der Ulanen bildet eine Mittelart zwischen leichter und schwerer Kavallerie. Festgehalten muß diese Grundeinteilung, der Verschiedenheit des Pferdematerials wegen, auch in Armeen werden, welche für die verschiedenen Arten ihrer Reiterei keine besonderen Namen und keine besonderen Uniformen haben. Das letztere war innerhalb der sächsischen Armee der Fall von der Reduktion nach den Napoleonischen Kriegen bis zum Eintritt in das norddeutsche Bundesheer, mithin während eines Zeitraumes von gerade fünfzig Jahren. Die Gründe lagen in der weisen Sparsamkeit, welche es zum Wohle des Landes vermeiden wollte, eine allzu große Verschiedenheit in der Bekleidung und Ausrüstung walten zu lassen. Wenn nun die neueren sächsischen Ulanen erst im Jahre 1867

und die neueren sächsischen Husaren erst acht Jahre darauf errichtet worden sind, so haben nichtsdestoweniger Regimenter dieser Art und dieses Namens neben den Kürassieren, Chevauxlegers, Karabiniers und Dragonern in der früheren großen sächsischen Armee bereits bestanden. Von Anbeginn ihres Entstehens aber hat sich die herrliche sächsische Kavallerie auf das allerrühmlichste ausgezeichnet. (Ihre Grundfarbe war in der Hauptsache rot, wenn auch vielfache Abweichungen vorkamen. Es sei nur an das Paillegelb der Kürassiere erinnert.) Eigentümlich mutet es dabei an, daß in den frühesten Zeiten die Trompeter ohne Rücksicht auf die Uniform ihrer Regimenter in die Hoffarbe gekleidet waren, also gelb-schwarz und gelb-blau. Später trugen die Trompeter sogenannte Kontrefarben, das heißt die Farbe des Regimentswaffenrockes bildete bei ihnen die des Aufschlages, die Doublüre (Aufschlag) des Regiments aber ihre Rockfarbe. Bei den Kürassieren waren die Trompeter rot uniformiert und diese Farbe hat sich später auf Raupen und Haarbüsche gerettet.

Daß es der sächsische Oberstleutnant von Benkendorff gewesen ist, der mit seinem Chevauxlegers-Regimente Prinz Karl am 18. Juni 1757 die Schlacht bei Kolin gewonnen hat, welche österreichischerseits bereits verloren gegeben war, wurde schon an anderer Stelle angedeutet. Hier sei nur noch nachgetragen und als ein ganz besonders seltenes Beispiel von Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit angeführt, daß lediglich Benkendorffs unbegrenzte Ehrlichkeit und in diesem Falle geradezu peinliche Treue der Grund gewesen ist, weshalb jener Brave nicht den Maria-Theresia-Orden erhalten hat, der doch von der Kaiserin speziell im Nachhall an den glänzenden Sieg ins Leben gerufen worden war, der sich — von allen anerkannt — als sein Verdienst darstellte. Seine Patenschaft und das Vorschlagen zu dieser Auszeichnung hatten mehrere österreichische Generale, wie Laudon, Nadasdy und andere sofort freiwillig übernommen, allein die zweite Vorschrift der Ordensstatuten, niemals gegen das Haus Österreich zu dienen, erklärte (wie Rittmeister von Oppell in der Geschichte des leichten Reiterregiments Prinz Clemens berichtet) Benkendorff als ein zu großes Gebundensein in der unbedingten Treue gegen seinen kurfürstlich-königlichen Herrn. Es sei doch nicht unbedingt ausgeschlossen, daß derselbe nicht möglicherweise einmal seine Waffen gegen Österreich wenden könne.

Da jenes — nach dem Muster des Regimentes Sybilski leichte Dragoner — als Prinz Karl leichte Pferde oder chevaux-legers vom Oberst von Milkau im Jahre 1734 errichtete Regiment mit kurfürstlicher Genehmigung nur gestutzte Pferde ritt, so wurde diese Besonderheit dem Regimente zur Erinnerung an Kolin als Auszeichnung verliehen.

Aus diesem Chevauxlegers-Regimente, erst Prinz Karl, dann Herzog von Kurland, ist 1811 das Ulanen-Regiment Prinz Clemens, 1820 das 1. leichte Reiter-Regiment, und 1875 das Königs-Husaren-Regiment hervorgegangen.

Als einen Beweis von todesmutigem Reitergeist, verbunden mit aufopfernder Anhänglichkeit und Verehrung zu seinem Vorgesetzten stellt sich

das Verhalten des Ulanen Reiß im Gefechte bei Telaticze am 1. November 1812 dar. Major von Seydlitz, einer der verdienstvollsten Offiziere der Armee, sank hier tödlich getroffen vom Pferde. Da sprang mitten im blutigsten Handgemenge jener tapfere Ulan von dem seinen, trug unter den größten Schwierigkeiten den schwer Verwundeten an einen ruhigeren Ort und bestieg dann sofort ein Beutepferd, um sich von neuem an dem Kampfe zu beteiligen.

Solche Beispiele der Aufopferung sowohl für eine Person wie für ein Ganzes zeigt die Geschichte der braven sächsischen Armee an vielen Stellen.

Der aufopfernde Angriff des Generals von Zezschwitz mit den Resten der Regimenter Kochtitzky-Kürassiere und Polenz-Chevauxlegers bei Jena, durch den die französische Kavallerie-Reserve zersprengt und aufgehalten wurde, ist ein Lichtblick in der traurigen Geschichte dieser Unglücksschlacht. Mit den Grenadieren von Winkel haben die Reiter von Kochtitzky und von Polenz die sächsische Krieger-Ehre und Soldatentugend hell erstrahlen lassen. (Des berühmten Angriffes der Kürassierbrigade Thielmann mit den Regimentern Garde du corps und von Zastrow und Erstürmung der großen Redoute an der Moskwa (auch Rajewski-Schanze genannt) ist schon Erwähnung getan.)

Generalleutnant von Gutschmid, einer der hervorragendsten, befähigtesten und kühnsten Reiterführer, dem eine große Zukunft offen gestanden haben würde, erlag zu Anfang des russischen Feldzuges 1812 zu Pulawi einem schweren Fieber. Er war 1809 zum Chef des 1791 errichteten Husaren-Regiments ernannt worden, eine Auszeichnung, die seiner Person und dem Regimente in gleichem Maße galt. Namen wie die des Grafen Bellegarde, der Generale von Zezschwitz und von Gablenz aber, von Funke, von Feilitzsch, von Mangold, Senfft von Pilsach und andere legen Zeugnis davon ab, in welch glänzender Weise der sächsischen Kavallerie Führer gegeben waren, deren vorbildliche Tüchtigkeit die schönen Regimenter zu Taten des Ruhmes und der Ehre hingerissen und deren Ausbildung auf eine so hohe Stufe der Vollendung gebracht hat. — „Der Geist, der im ganzen Korps tut leben, Reißet gewaltig wie Windesweben Auch den untersten Reiter mit."

„Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Derartigem Geiste entspringen alle die Waffentaten, welche — die Grenzen des direkt Befohlenen und der reglementsmäßigen Vorschriften weit hinter sich lassend — dem begeisterten Zusammenwirken der kriegerischen Tugenden von Mut, Gehorsam und Tapferkeit mit den rein menschlichen Empfindungen der Hingebung, Treue und Hülfsbereitschaft ihr Entstehen verdanken. Hierher gehört die Befreiung beziehungsweise Rettung des Obersten

von Engel während des heißen Gefechtes bei Wolkowysk am 15. November 1812. In siegreicher Attacke hatte nämlich das sächsische Husarenregiment ein Regiment Kosaken durchbrochen, als es sich urplötzlich von zwei frischen Regimentern russischer Dragoner in der Flanke angegriffen sah und zum Rückzuge gezwungen wurde. Mitten aus dieser Bewegung kehrte dasselbe aber sofort um, als der Ruf erscholl: „Unser Oberst ist gestürzt und wird gefangen!“ Den Leutnant von Kracht an der Spitze, gelang es den Braven wirklich, ihren geliebten Kommandeur den Händen der Russen zu entreißen, obwohl derselbe aus sieben Wunden blutete.[161])

In den Schlachten von Villiers und Brie-Champigny, 30. November und 2. Dezember 1870, war es den Sachsen, Schulter an Schulter mit den Württembergern fechtend, unter großen Opfern gelungen, den mit eminenter Wucht ins Werk gesetzten und mit hartnäckiger Zähigkeit durchzuführen versuchten Ausfall der französischen Armee aus Paris zurückzuschlagen. Bezugnehmend auf diese Tage, an denen alle beteiligten Truppen im vollsten Maße ihre Schuldigkeit getan haben, einige von ihnen aber sich besonders auszuzeichnen die Gelegenheit gehabt hatten, erließ der kommandierende General, Prinz Georg, einen Korpsbefehl, in welchem derselbe die Haltung der Truppen lobte, „die mit großer Tapferkeit und seltenem Mute ihren alten Ruhm bewährt und der sächsischen Kriegsgeschichte ein neues ruhmvolles Blatt hinzugefügt haben“. Speziell ward dem 8. Infanterie-Regimente Nr. 107 wegen des Sturmes auf Brie sur Marne und dem Schützen-Regiment wegen seines glänzenden Gefechtes gegen vielfach überlegene Kräfte Bewunderung und volle Anerkennung ausgesprochen. Nur einige Daten seien hierauf bezüglich angeführt. Das Regiment 107[162]) verlor hier von den nach den mörderischen Kämpfen von St. Privat und Sedan überhaupt nur noch vorhandenen 17 Offizieren 12, und auch beim 104. Regimente führten Fähnriche und Feldwebel die Kompagnien aus dem Gefechte. Vom 1. Schützenbataillon wurden gleich beim Beginn des Vorgehens der Kommandeur Major Schlick und sämtliche Hauptleute schwer verwundet, so daß der Premierleutnant Freiherr von Hammerstein, obwohl

[161]) Der damalige Leutnant, der im Alter von nahezu 90 Jahren als Rittmeister a. D. in Dresden verstorbene Herr von Kracht, hob, wenn er dieser Episode Erwähnung tat, immer hervor, daß Oberst von Engel gewiß nicht am Leben geblieben wäre, wenn derselbe nicht, der starken Kälte wegen, den Pelz eines Trompeters über den seinigen angezogen gehabt hätte. Die Russen würden ihre Beute noch weit hartnäckiger umstritten haben, wenn sie geahnt hätten, daß der vermeintliche Trompeter oder Husar der Oberst des Regimentes sei.

[162]) Erfreuend und ermutigend, sowie wert, überall bekannt zu werden, ist des Königs eingehendes Verständnis für Tradition und Geschichte. Die während des französischen Feldzuges noch jugendliche Offiziere gewesenen Söhne zweier hervorragender Kommandeure des 107. Regiments wurden zu gegebener Zeit auf den gleichen Posten berufen wie ihre Väter, wurden Obersten dieses Regimentes. Der Sohn des als Generalleutnant verstorbenen einstigen Obersten von Schulz (gegenwärtig selbst Generalleutnant z. D.) und der Sohn des an der Spitze des Regiments gefallenen Obersten von Schweinitz (gegenwärtig Generalmajor und Kommandeur der 45. Brigade).

selbst verwundet, die Führung des Bataillons schon kurz nach dem Eintritte ins Gefecht übernehmen mußte. Daß aber auch Nichtkombattanten sich durch besonderen Mut und Tapferkeit hervortun können, beweist unter anderem das Verhalten des Büchsenmachers Kubitz vom Regiment 104, der seiner fortwährend im heftigsten Feuer liegenden Truppe, die nahe daran war, sich vollständig zu verschießen, aus dem von ihm im Karriere herbeigeholten Patronenwagen Patronen bis in die vordersten Linien zutrug und die Neufüllung desselben mehrere Male wiederholte.

Zu den Figuren des Wandgemäldes selbst zurückkehrend, so wird jedermann nicht umhin können, zu bemerken, wie der kleine käppiartige Tschako mit dem kokett zur Seite gebundenen Haarschweif den sächsischen Jägern und Schützen in ihrer tiefdunkelgrünen, beinahe schwarzen Uniform, welche unwillkürlich an die „wilde verwegene Jagd" der Lützower erinnert, etwas ungemein Flottes, man möchte sagen zierlich Rauhes, anmutig Kriegerisches verleiht. Indessen nicht aus diesem äußerlichen Grunde allein, sondern besonders auch wegen ihres allezeit hervorragend tüchtigen Verhaltens von der Zeit ihrer Gründung an — von den blutigen Waffentänzen an der Lesna, wo Major von Metzsch rufen mußte: „Deckt Euch, Kinder! Eure Köpfe sind nicht Pudelmützen!", vorbei dann an dem „Horniſten von Düppel" und dem Karree des 3. Jägerbataillons, in dessen Mitte Kronprinz Albert das Schlachtfeld von Königgrätz verließ, erinnernd an glorreiche Tage und schwere Stunden — ist diese Truppe in Sachsen außerordentlich volkstümlich, ähnlich den Bersaglieris in Italien und den Kaiserjägern in Österreich. Ihre Beliebtheit steigerte sich noch, nachdem im französischen Feldzuge die Schützen unter ihrem allverehrten, in der Armee wie im Volke gleich beliebten Kommandeur Freiherrn von Hausen, dem „eisernen Obersten der Schwarzen", mit anderen Regimentern Wunder der Tapferkeit vollbracht hatten.

Diesem Offizier wurde an dem einen Schlachttage bei Villiers zu drei Malen das Pferd unter dem Leibe erschossen, und hätte er zu Zeiten etwa Wallensteins gelebt, so würden seine Braven, die ihm mit Leib und Leben ergeben waren und den Geist respektierten, der von seiner vorbildlichen Soldatennatur ausging, sicherlich von ihm dasselbe gesagt haben wie die Schillersche Soldateska von ihrem Friedländer: „Der steht unter besonderen Mächten."

„Denn unter des heftigen Feuers Blitzen
Ritt er auf und nieder mit kühlem Blut,
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut.
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen; man sah die deutlichen Spuren.
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe tät schützen."

Der Furor teutonicus ward bei seinen Leuten zur unwiderstehlichen Glut gerechter Empörung, als ihr Oberst infolge tückischen Verrates der

gegenüber stehenden Franzosen seine ritterliche Kaltblütigkeit beinahe hätte mit dem eigenen Leben bezahlen müssen. Den mit weißen Tüchern und mit ihren Kopfbedeckungen winkenden, das Feuern einstellenden Feinden ritt nämlich Oberst von Hausen für seine Person allein entgegen, ward aber auf kürzeste Entfernung mit einem Hagel von Geschossen empfangen. Ein Wunder in der Tat, daß das Zielobjekt so vieler aus nächster Nähe abgegebener Schüsse mit dem Leben davon gekommen ist. Ohne etwa annehmen zu wollen, daß von anderen Truppenteilen nicht ähnliche den Korpsgeist belebende Lieder gesungen werden, möchte hier ein Vers des von Kurt Moser gedichteten „Schützenliedes" Platz finden:

„Und ging's zu blut'gem Tanze und ging's zu hartem Strauß,
Da sprengt mit Heldenmute der Oberst uns voraus.
Wo seine Schützen stritten wohl um des Sieges Ziel,
Sah man den Oberst Hausen im dichten Kampfgewühl:
Die Treue und die Ehre, Pflicht, Vaterland und Mut
Sind fest ins Herz geschrieben dem jüngsten Schützenblut.
Das ist die hohe Tugend; wißt ihr nicht, wie sie heißt?
Man nennt mit einem Worte sie nur den Schützengeist."

Nach dem Wehrstande folgt auf dem Bilde der Lehrstand und der Nährstand.

Bevor von dem ersterwähnten Abschied genommen werden soll, darf die Betrachtung nicht unterdrückt werden, daß im Deutschen Reiche jeder einzelne Staatsangehörige durch das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht zum großen allgemeinen Wehrstande gehört, den die Nation bildet. Diese auf uralt germanischer Auffassung und Volksverfassung beruhende Wehrpflicht jedes Einzelnen drückt im Lande der Ger-Manen einem jeden waffentüchtigen Manne den Ger in die Hand, sobald die heilige Mutter Erde oder das geheiligte Herdfeuer, oder aber Ruhe, Gesetzmäßigkeit und Ordnung der Verteidigung bedürfen.

In übertragener Bedeutung stellt sich die Waffe des Ger oder Langspießes, des Fram oder Wurfgeschosses und des Sax oder Streithammers als die kriegsgemäße Ausbildung dar, die ein jeder Sohn des Vaterlandes während seiner Dienstzeit im Heere genießt. Leider hat diese Ausbildungszeit neuerdings nur die Dauer von zwei Jahren. Aber hoffentlich verliert durch diese Maßregel jene erwähnte Waffe — die Erziehung nämlich zu Disziplin und Gehorsam, zu Entsagung und Aufopferung, Geschicklichkeit und Kriegsbereitschaft — nicht an ihrer Schärfe. Niemals darf sie aufhören, jeden Augenblick ein für den Feind verderbliches Instrument in den Händen der Führer und der Heeresleitung zu sein: „Allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit." Trotzdem nun aber nach dem Gesetze der allgemeinen Wehrpflicht jeder Deutsche in einem mehr oder weniger direkten oder indirekten Verhältnisse zur Armee steht, so muß und darf nichtsdestoweniger doch das alte Wort von den drei Berufsständen aufrecht

erhalten werden. Denn trotz des Begriffes „Volk in Waffen“ bildet das deutsche Volk kein Milizheer, wie beispielsweise die Schweiz, und jeder Gedanke an die Einführung eines solchen muß im Interesse des Vaterlandes weit weggewiesen werden. Eine noch so große Masse ganz gut bewaffneter und ausgerüsteter, aber nicht genügend eingeübter und nicht disziplinierter Leute ist noch immer kein kriegsbrauchbares Heer. Ja selbst Begeisterung vermag am letzten Ende Manneszucht und Erfahrung nicht zu ersetzen. Aufgabe der zum stehenden Heere einberufenen oder dessen Reserven angehörigen Söhne des Vaterlandes ist es, Geist, Erziehung und Wesen kriegerischen Denkens und Fühlens gewissermaßen als einen Sauerteig ins Volk zu bringen, durch den die ganze Nation sozusagen militärisch durchwirkt wird. Aber trotzdem die gesamte wehrfähige Bevölkerung — man verzeihe den trivialen Ausdruck, er ist durchaus ernst und edel gemeint — zu ethischen Kommißbrotessern gestempelt erscheint, ist doch der Soldatenstand immer noch ein Stand für sich. Noch immer gilt unseres idealsten Dichters Wort: „Der Soldat muß sich können fühlen“, noch immer der Ausruf Scribe's: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ Und wenn des Dienstes mitunter vielleicht gar zu drückende Schwere den letzteren Ausruf vielleicht da oder dort etwas zu dämpfen geeignet sein sollte, so bleibt selbst *dann*, selbst in den schwierigsten Momenten, immer es eine **Ehre,** Soldat zu sein. Es ist auch eine Ehre, Soldat *gewesen* zu sein. Des sind die Veteranen Zeuge, welche, der ruhmreichen Überlieferungen des gesamten Heeres wie der einzelnen Truppenteile und des Eides gedenkend, der sie mit jenen verbunden hat, in schlichtem bürgerlichen Kleide eine nach innen glänzende Garde um die Person ihres Fürsten, um die hohe sittliche Idee von Ordnung und Gesittung, von Religion und Vaterland bilden.[163]) Manneszucht pflegend in Herz und in Haus, in Gemeinde und Staat, treten sie zu Kriegervereinen zu-

---

[163]) Die Umstürzler und Sozialdemokraten freilich, denen — wie ihr Genosse Liebknecht sagt — das Wort „Vaterland“ keinen Zauber hat, sondern ein überwundener Standpunkt, ein reaktionärer, feindlicher ist, denen in Bezug auf das Panier, welches die alten Soldaten aufwerfen, „das Pentagramma Pein macht“, in den Militärvereinen instinktiv ein Bollwerk gegen die Überflutung der bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Ansichten und Bestrebungen sehend, bemühen sich, diese Vereine und deren Organisation mit Hohn und Spott zu verfolgen. „Hurra-Kanaillen“ und „Kriechervereinler“ nennen sozialdemokratische Zeitungen die Männer, welche ihre Anhänglichkeit an den Kriegerstand mutig bekennen und Vereinen angehören, die gegründet sind „zur Wahrung und Förderung ehrenhafter Gesinnungen für Ordnung und Sittlichkeit, der Treue für König und Vaterland, Kaiser und Reich sowie Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit.“ Mögen die alten Krieger sich durch solche Beschimpfungen nicht irre machen lassen, sondern nach wie vor Ehre und Gewissen als Richtschnur ansehen. Mögen sie nach wie vor die Fahne der Treue hochhalten. Mögen sie stets gerüstet und gefechtsbereit sein, den *guten Kampf zu kämpfen*, der Verheißung hat; noch in ihren alten Tagen, ja in denen erst recht. Und mögen sie immer Waffen zu diesem Kampfe blank halten, es sind keine äußerlichen greifbaren Waffen, es sind die unsichtbaren geistigen Waffen, die aus dem Zeughause der Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe stammen. Mögen die braven Veteranen allezeit bereit sein, mit Ehren zu bestehen, wenn der Herr der Heerscharen sie zur großen Revue vor sein heiliges Angesicht ruft.

sammen, deren Motto das Bibelwort ist: „Fürchtet Gott, ehret den König, habet die Brüder lieb!“ Getragen werden ihre Gedanken und Bestrebungen von dem Kampfruf „Deutschland“, von der Parole „König und Vaterland“ und von dem Feldgeschrei „Christus“. Hut ab vor den Alten, die jung gekämpft haben, vor denen, die unter dem im Sturm gebleichten Silberhaar sich ein warmes Herz erhalten haben für alles Gute und für alles Edle.

Wie hoch auch des einsichtigen und weitsichtigen Königs Georg Majestät das Element der alten Krieger ehrt, welches in den vaterlandsfrohen und königstreuen Militärvereinen und deren Bestrebungen seinen vorbildlichen Ausdruck findet, geht unter anderem daraus hervor, daß der hohe Herr durch Vermittelung des Kriegsministeriums (im September 1902) eine altsächsische Bestimmung beziehungsweise Ehrung oder Vergünstigung hat wieder ins Leben treten lassen. Nach derselben dürfen beim Begräbnis eines ehemaligen Feldzugteilnehmers (sofern die ehrenvolle Führung des Betreffenden nachgewiesen werden kann und falls der Tod in einer Garnisonstadt erfolgt ist) auf Wunsch der Angehörigen durch das Garnisonkommando zwölf aktive Soldaten als Träger gestellt werden. Nicht nur der einzelne Mann und dessen Familie, auch Heer und Vaterland werden dadurch geehrt. Die Bedeutung des Standes wird vor Augen geführt, dessen Angehörige in erster Linie Gesundheit und Leben für das Gemeinwohl dahinzugeben bereit sind, der durch die Schärfe des Schwertes die gedeihliche Tätigkeit und das ruhige Wirken der anderen Stände gewährleistet.

Schwert, Laute und Pflug gehören zusammen. Alle drei Stände, die durch diese Attribute symbolisiert werden, haben gleiche Berechtigung im Staatsleben und haben die gleiche Aufgabe, zum Wohle des Ganzen erfolgreich zu wirken. Keiner von ihnen könnte dieser Aufgabe auf die Dauer gewachsen sein, wenn er nicht an den Geschwistern jederzeit kräftige Anlehnung hätte. Gegenseitige Unterstützung, Achtung und Liebe sind Elemente, welche allenthalben segensreich wirken. Sie sind zum gedeihlichen Zusammenwirken der einzelnen Stände und ihrer Berufsarten von eminentester Wichtigkeit.

„Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last“ singt Gellert. „Nach ewigen ehernen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden“ sagt Goethe und meint damit ohne Zweifel nicht nur das Dasein als Mensch, sondern auch als Berufserfüller.

Angefrischt von dem kräftigen Erdgeruch der heimatlichen Ackerscholle, über welche seit tausenden von Jahren der gleiche Himmel sich wölbt, sind die Saaten ausstreuenden und Ernte einbringenden Landleute unter den sengenden Strahlen der reifenden Sonne wie im strömenden Naß des befruchtenden Regens jahraus jahrein Zeugen der unmittelbarsten Einwirkung von Gottes Walten. — Unter dem Donner und Getöse verderbenbringender Feuerschlünde, die in blutiger Feldschlacht den Boden erzittern lassen, halten Tausende aus, für Vaterland und Ehre eintretend, obwohl im heißen Gewoge des in Pulverdampf gehüllten Kampfes die Herzen

selbst der Mutigsten nicht unbewegt bleiben. — Von dem rußenden Schwalch der Fabriken, bei der Glut der Hochöfen und in der Luft der Gebläse werden unter dem betäubenden Geräusche von Schlegel und Eisen, Hammer und Pochwerk Gestalten nerviger Männer geschwärzt, die, an Cyklopen und Titanen erinnernd, das Härteste erweichen und das Sprödeste in Formen zu bringen verstehen. — Am Ambos der Schmied, an der Presse der Drucker, arbeitet jener für das Fortkommen von Pferd und Wagen, dieser für dasjenige von Reitern auf dem Pegasus. — In Künstlerateliers von dem Staube der Gyps- und Marmorabfälle, in den Mühlen und Backstuben vom Mehle aus Roggen und Weizen werden die Emsigen in schneeiges Weiß gehüllt, die zu geistiger und leiblicher Nahrung schaffen. — Der Jünger von Hans Sachs, bei lustigem Pfeifen des sangesfrohen Nürnbergers gedenkend, fertigt Schuhe und Stiefel, während „der Schneider mit der Nadel" seiner Aufgabe mit derselben Ehre gerecht wird wie „mit Schild und Schwert der Adel." — Meister und Gesellen suchen in fleißiger Arbeit die Wahrheit des ewig neuen Wortes „An Gottes Segen ist alles gelegen" mit dem alten in Einklang zu bringen „Handwerk hat goldenen Boden." — Kaufleute aller Art ordnen im Austausche mit den Erzeugnissen des Inlandes Ballen und Säcke, Kisten und Kasten, welche die Produkte fernster Länder bergen: Alle diese Erscheinungen haben ihre große, unleugbare Wichtigkeit; jede einzelne dieser Beschäftigungen hat ihre weite Kreise ziehende Bedeutung.

Nicht vergessen werden oder hintangestellt über der Arbeit fleißiger und geschickter Hände oder über den Leistungen physischer Kraft darf der geistige Hauch, der als Lebensodem für das ganze Volk aus den Studierstuben gläubiger Gelehrter, Dichter und Denker hinausdringt ins ganze Land; ebenso wie der reiche Segen eines vielleicht äußerlich armen, aber innerlich um so reicheren, im Christentum echten wie im Deutschtum rechten Pfarrhauses.

Bildung und Erziehung der Jugend, einen Kulturzweig, der gerade in Sachsen zu höchster Blüte entfaltet ist, repräsentieren auf dem Sgraffitofries die drei Jünglinge mit den Fahnen 1. der von Friedrich dem Streitbaren im Jahre 1409 gegründeten Universität Leipzig, 2. der Schule zum Heiligen Kreuz in Dresden, welche bereits Anno 1300 urkundlich erwähnt wird und somit wohl eins der ältesten Gymnasien Deutschlands sein dürfte, sowie 3. der Technischen Hochschule, welche im Jahre 1871 aus dem (Anfang des 19. Jahrhunderts errichteten) Polytechnikum zu ihrem jetzigen Grad erhoben worden ist.

Der Korpsbursche im studentischen Wichs, mit dem Cerevismützchen (welches seinen Namen bezeichnenderweise von der lateinischen Übersetzung des „Urstoffes" Bier ableitet) und der dem Polentum entnommenen Pickesche ist ein Herr von Erdmannsdorff. Sein Wappen erscheint auf der breiten Verbindungsschärpe. (Wernherus de Ertmaristorf lebte 1206. Johannes von Erdmanstorf und seine Söhne waren um 1280 im Altenburgischen

begütert.)[164]) Professor Walthers Sohn hält, als Primaner der Kreuzschule, die Fahnenwacht jenes akademischen Palladiums, dem auch Theodor Körner gefolgt ist, als er hier den Grund zu dem Wissen legte, welches seinen feurigen Dichtergeist befähigte, ihn auf die allseitig neidlos anerkannte Höhe der Volkstümlichkeit zu bringen, welche dieser patriotische Poet und poetische Patriot mit Recht genießt. Daß jenem Helden, dem Freunde

---

[164]) Wenn bei den Vertretern der ritterlichen Lehensmannschaft, oder wie das Lehensbuch sagt „erbarn Mannschaft", also adliger Familien, genealogische Notizen haben beigegeben werden können, so liegt das in der historischen Tatsache begründet, daß in den frühesten Zeiten nicht die Schicksale aller Menschen und nicht die Geschichte aller Familien aufgezeichnet werden konnten. Vielmehr beschränkten sich zu einer Zeit, in welcher die Kunst des Schreibens in der Hauptsache nur hinter Klostermauern eine Heimstätte hatte, jene Aufzeichnungen naturgemäß auf solche Personen oder Geschlechter, die durch besondere Taten oder hervorragende Stellungen bekannt waren. Wenn auch die Gleichheit aller Freien als Grundlage galt, so gab doch schon in den alten Zeiten germanischer Volksverfassung der Besitz eines Hofes, der bald zum Edelhofe wurde, ein von der Allgemeinheit anerkanntes Übergewicht. Grund und Boden konnte nicht ohne weiteres von Vater auf Sohn vererbt werden, vielmehr gehörte hierzu die Einwilligung und Übereinstimmung der ganzen Sippe (Adel), hierdurch die Gewähr gebend, nur wirklich Tüchtige auf jenen Plätzen zu sehen. Auch durfte nur ein Sohn in den Besitz des freien Hofes (Alod) gelangen, dessen Unteilbarkeit den Grund zu steigender Macht legte. An die Grundgesessenen gliederte sich, aus deren jüngeren Söhnen und den Mannen der Gefolgschaften sich rekrutierend, der Berufsstand der Ritter, der später unter dem Namen Adel zum Geburtsstand wurde. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß (durch die historische Entwickelung der politischen und sozialen Verhältnisse im Laufe von Jahrhunderten bedingt) mancher westfälische Bauer mit größerem Rechte dem Uradel angehört, als mancher Edelmann, der dies für sich in Anspruch nimmt. Jedenfalls aber muß die Geschichte mit dem Adel rechnen und ihn anerkennen als einen wichtigen Faktor auf dem Wege der Entwickelung, der vieles Große und Edle vollbracht hat, dessen Führerschaft der Volksgemeinde zumeist zur Wohlfahrt gedient hat, wenn er seines hohen Berufes der Vorbildlichkeit gewaltet. Ja, die Existenzberechtigung des Adels kann nicht geleugnet werden, so lange derselbe seine Pflichten als seine Rechte ansieht, so lange sozialaristokratisches Denken und Fühlen in wirksamer Weise von ihm ausströmt und er vorbildlich zu wirken beflissen ist, in Ausführung des Wortes „Adel verpflichtet".

Die Geschichte, und Forscher wie Betrachter der Geschichte, müssen ferner damit rechnen, daß in den früheren Zeiten zumeist Nachrichten adeliger Geschlechter in den Chroniken Aufnahme gefunden haben. Hierbei möge noch die Bemerkung eingeflochten werden, daß vom Standpunkte der Ethik aus ein nicht edel denkender Adel kein Adel ist und wenn ihn der Fürstenmantel ziere. Im übrigen haben adelige wie nicht adelige Familien ihre Geschichte. Und die Bestrebungen des neuerdings von dem Professor Dr. Unbescheid ins Leben gerufenen Vereins für Stammeskunde verdienen volle Anerkennung. Nicht nur auf Burgen und Schlössern (sofern dieselben und ihre Archive Plünderungen und Zerstörungen überdauert haben), sondern auch in manchem Schreine und in manchen Folianten manchen Bürgerhauses sind ethische Schätze enthalten, die noch des Hebens harren. Jede Familiengeschichte stellt in ihrer selbstverständlichen Tendenz der Anregung zum Guten einen wertvollen Schatz dar, durchweht vom anspornenden Geiste der Ahnen, wertvoller als Schätze, die von Motten und Rost gefressen werden. Solchen Schatzes sich für seine Person und seine Familie erfreuen zu können, ihn aus dem Wust von Pergamenten und Papieren ans Tageslicht sowie zur Nachachtung zu fördern, muß sich ein jeder angelegen sein lassen, der über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft seiner selbst wie seines Geschlechtes und der Seinigen überhaupt nachdenkt.

Schillers und dem Verehrer Goethes, den wir nach mehr als einer Richtung hin mit Stolz zu den Unseren zählen dürfen, in Dresden ein besonders pietätvolles Gedenken bewahrt wird, ist außer dem undefinierbaren instinktiven Volksempfinden, welches Körners Gefühle als die seinigen anerkennt, aus des Volkes wie aus des Dichters Seele gleichermaßen hervorgegangen, dem rastlosen Eifer des Hofrat Peschel zu danken, der aus eigenen Mitteln den Grundstock zum Körnermuseum gelegt hat.[165])

Es folgen nun im Zuge auf dem Sgraffitofries der Architekt Nikolai sowie die Maler Peschel und Hübner. Letztere zwei sind in Betrachtung der von ihnen ausgedachten Entwürfe zum Wandgemälde des „Fürstenzuges" vertieft. Wie Eingang dieser gegenwärtigen Arbeit berichtet ist, hat die von des Königs Johann Majestät zur Prüfung der vorgelegten Skizzen und Entwürfe eingesetzte Kommission von Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden nach eingehender Beratung denjenigen des Historienmalers (jetzigen Professors) Walther den Vorzug gegeben. Die Peschel-

---

[165]) Das einst Körners Eltern gehörig gewesene Haus in Loschwitz, in welchem Schiller sowohl wie der junge Körner gelebt und gedichtet haben, befindet sich jetzt im Besitze der Gutschmidschen Erben (Familien von Göphardt und von Koppenfels). Im Weinbergsgarten dieses Grundstücks spenden noch heute die „große Kastanie" und der „alte Nußbaum" Schatten, unter deren Blätterdache so manches herrliche Gedicht jener gottbegnadeten Sänger seine Entstehung gefunden hat. Ein besonderes Empfinden pietätvoller Wehmut aber erwecken die beiden schlanken Kiefern, welche je am Tage der Geburt des Sohnes Karl Theodor, den 23. September 1791, wie vorher an dem der Tochter Emma, den 19 April 1788 von deren Vater eingepflanzt worden sind. Schon kurze 22 Jahre nach dem Einpflanzen des Kiefernbäumchens — zu welcher Größe hätte sich der ausgezeichnete Dichter noch weiter entwickeln können — ward die irdische Hülle des entseelten Helden (am 26. August 1813) auf Feldmark des Dorfes Wöbbelin unter einer knorrigen Eiche gebettet und dessen Schwester Emma einige Jahre darauf. Wie jene „Lebensbäume" auf Körnerschem Grund und Boden weiter wuchsen, so sollte das auch die Totenwacht haltende Eiche tun können. In hochherziger Gesinnung nämlich machte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die seitdem mit „Leier und Schwert" verzierte und mit einer Mauer umfriedigte geweihte Stätte dem Vater Theodors zum Geschenke. Im „Zrinyi", dem deutschen Gefolgsmann und ungarischen Leonidas, hat Körner mit Lapidarschrift die Hoheit der Begriffe Ehre und Vaterland festgehalten. Im „Gebet vor der Schlacht" ist es kindliche Frömmigkeit und männliche Tapferkeit, die uns das Herz noch jetzt höher schlagen lassen, ebenso wie seinen Waffengefährten vor beinahe hundert Jahren. In seinem Tode, den er so fand, wie er ihn so oft in seinen Liedern begeistert gepriesen hatte, gibt er uns eine neue Probe des Ausspruches von Horaz: Dulce et decorum est pro patria mori. Körners bekannte Lützow-Strophe „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein", vom Tonkünstler Karl Maria von Weber im Musik gesetzt, ist, zur freudigen Genugtuung historischen Sinnes, zum Regimentssignal des preußischen Ulanenregiments Nr. 6 geworden, welches aus dem Lützowschen Freikorps entstanden ist. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß von jenem in Pillnitz heimisch gewesenen Komponisten die Signale stammten, welche die sächsische Armee bis zu ihrer Organisation nach preußischem Muster geführt hat — wie auch auf die nicht allen bekannte Tatsache, daß Weber den Klang, den Tonfall und die Melodie dieser, durch Horn und Trompete geblasenen Kommandos den Stimmen der Waldvögel unserer Heimat entnommen hat. Der Wohlklang derselben war denn auch ein allgemein anerkannter.

Hübnerschen Pläne sind nicht zur Ausführung gelangt. Demjenigen Künstler, dessen Projekt endgültig angenommen und ausgeführt worden ist, gereicht es daher entschieden zur Ehre, seinen geistigen Konkurrenten — sine ira et studio — einen Platz gegeben und deren Andenken an dieser Stelle gesichert zu haben.[166])

Als weitere Vertreter des huldigenden Volkes, welches in einer Gruppe zusammengefaßt, voll anhänglicher Treue und Verehrung freudig dem Zuge der Fürsten sich anschließt, gelangen nunmehr drei Persönlichkeiten zur Darstellung, deren Gesichtszüge allen Dresdnern als diejenigen liebenswerter und berühmter Mitbürger, allen Sachsen als diejenigen hervorragender Landsleute, allen Deutschen aber als solche großer Söhne ihres Volkes bekannt sind: Schilling, Hähnel und Ludwig Richter.[167])

Johannes Schilling, 1828 zu Mittweida geboren, Hofrat und Professor, Schüler Rietschels und Hähnels, hat seit 1857 sein ständiges Domizil in Sachsens Hauptstadt. Diese verdankt ihm einige hervorragende Meisterwerke, wie z. B. die Gruppen der Tageszeiten an der großen Freitreppe der Brühlschen Terrasse, das Panthergespann mit Bacchus und Ariadne am Hoftheater, das Reiterdenkmal König Johanns und andere mehr. Von allen Werken des Meisters das bedeutendste aber ist das herrliche Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

---

166) Hier möchte auch der beiden Söhne des Lehrers Schmidt gedacht werden, welche mit Eifer bei den Vorarbeiten zur Reproduktion der Bilder des Fürstenzuges behülflich gewesen sind. Die Genehmigung zur Reproduktion hat die Hof-Kunsthandlung Ernst Arnold (Inhaber A. Gutbier) in dankenswerter Weise erteilt. Bei dieser Kunsthandlung (Dresden, Schloßstraße) sind noch jetzt Exemplare der von derselben vor einigen Jahren herausgegebenen, von A. Stern mit Notizen versehenen Abbildungen zu haben. Das stimmungsvolle Bild des Innenhofes ist von der Kunsthandlung Köhler, Große Meißnergasse.

167) Wenn auch nicht alle schönen Künste durch Repräsentanten hier vertreten sind und die Jünger der Musen nicht eine besondere Abordnung bilden, so berührt es doch sehr angenehm, unter den schaffenden Künstlern so hervorragende hier anzutreffen, deren schöne Seelen schön empfunden haben und deren Werke — von ihrer meisterhaften Technik aus den Gedanken in die Tat umgesetzt — so „trefflich und vollkommen" sind. Sie haben hohes erreicht, sind aber auch stets des Dichterwortes und der hehren Mahnung eingedenk geblieben:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch. Mit Euch wird sie sich heben."

Und hieran — jene drei Männer als Vorbilder zur Besserung aufstellend — möchte ganz bescheidentlich die Hoffnung angeknüpft werden, daß da, wo nicht nur das Leben, sondern auch die Kunst — voll starrer Ableugnung ihres himmlischen Entstehens — in den erstickenden Banden des öden Naturalismus und der Leugnung Gottes wie alles Edlen befangen ist, eine baldige Umkehr zum Besseren eintreten möge. Wie Gewitterschwüle lasten Sittenlosigkeit und Verrohung auf dem Menschengeschlecht. Moderne Künstler helfen vielfach in unbegreiflicher Verblendung dazu, das Modern allgemein zu machen, anstatt ihren hohen Beruf zu erkennen und als solchen aufzufassen, durch welchen Gottesfunken in die Welt entsendet und der Menschheit geboten werden sollen. Möchte doch die Kunst, gerade weil sie frei und göttlich ist, sich selbst und dem gesunden Sinne der noch nicht entmenschten Menschheit zum Aufschwingen in reinere Luft verhelfen, ehe ein verderbendrohendes Gewitter die Welt von den Miasmen der Gottentfremdung reinigen muß.

Ernst Hähnel, geboren 1811 zu Dresden, gestorben daselbst im 80. Lebensjahre, ist im In- und Ausland als der Schöpfer hervorragend künstlerischer Bildhauerwerke bekannt, unter denen wiederum die Standbilder historischer Personen die bedeutendsten sind. In seiner Vaterstadt sind Zeugen dessen die Statue Friedrich Augusts II. auf dem Neumarkt und diejenige Theodor Körners vor der Kreuzschule. Auch rührt der heilige Georg auf dem Brunnen neben der Sophienkirche von ihm her, der in seiner Schönheit und Bedeutsamkeit viel zu wenig gewürdigt wird. Die berühmten Skulpturen am alten, leider durch Feuersbrunst vernichteten Hoftheater waren ebenfalls Meisterwerke von Hähnels Hand.

Ludwig Richter, am 28. September 1803 zu Dresden geboren — von den Kindern, die seine liebenswürdige Greisengestalt fröhlich umhüpften, wenn er in seinem Lieblingsaufenthaltsorte Loschwitz weilte, nur immer schlechthin „der gute Mann" genannt —, ist bekanntlich der Schöpfer jener gemütvollen Radierungen, in denen Poesie und Idylle mit der technischen Meisterschaft des Malers und Stechers verbunden sind. Außerdem atmen sie sämtlich den Hauch einer kindlich reinen Seele. Dieselben bergen eine willkommene Unterstützung der Ethik, des Idealismus und der Gemütstiefe in ihren künstlerisch geführten Strichen. Vom technischen Standpunkte aus brachten sie Richter den Ruhm, den Holzschnitt nach dem Vorbilde Dürers auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgeführt zu haben. Seine Bilder, in denen er (als einer der Ersten) Landschaft mit Genre innigst verbindet, stellen mit Vorliebe das deutsche Volk in dessen häuslichen Beschäftigungen dar, wobei Kinder und Haustiere fast niemals fehlen. Sie zeugen von einer wahren, heiter-religiösen Innigkeit des Gemütes und jedes einzelne von ihnen mutet an wie ein Gebet. Man hat vielfach gefabelt von „Rembrandt als Erzieher" (welches Buch in 45 Auflagen erschienen sein soll). Ohne die vortrefflichen künstlerischen Eigenschaften und guten Absichten jenes berühmten Holländers leugnen zu wollen, muß doch festgestellt werden, daß Ludwig Richter nicht nur als Maler, sondern auch als Mensch vorbildlich gewesen ist. Er kann in der Tat als Erzieher gelten. Seine „Lebenserinnerungen" bilden einen kostbaren Schatz für jedes Haus. Wollte Gott, daß alle Deutschen, ja alle Menschen sich an Ludwig Richters echt christlicher Frömmigkeit, seinem natürlichen Frohsinn, seiner kindlichen Bescheidenheit und Mildtätigkeit, an dessen positivem Können und Wissen, sowie an seiner rastlosen Schaffensfreudigkeit, mit ernster Überlegung Vorbild und Beispiel nähmen. Am Morgen seines Todestages, des 19. Juni 1884, mit dessen untergehender Sonne des Altmeisters Seele Abschied nahm von der Erde, um zum ewigen Leben einzugehen droben beim Vater, hat der stets von unsichtbaren Ranken zarter Poesie umwoben gewesene deutsche Mann nachstehende Worte in sein Tagebuch geschrieben — dasselbe schließend:

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein.
Freue dich in Gott allein."

Hofkaplan Klein hielt dem teuren Entschlafenen eine tief empfundene Leichenrede.[168])

Die drei blumengeschmückten Kinder, die ihm auf dem Sgraffitofriese folgen, sind Richtersche Gestalten, von Walther pietät- und verständnisvoll hierher gesetzt. Denn gleichwie dieselben den „guten Mann" umdrängen, dessen Herzensgüte aus seinen milden Augen leuchtet, so gibt die Anwesenheit von Kindern im Gefolge der Fürsten die Anhänglichkeit auch dieser Kleinsten und Jüngsten des Volkes für das angestammte Herrscherhaus zu erkennen. Und — wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.

Als erster auf der rechten Seite der jetzt kommenden Reihe schreitet der gelehrte Germanist Geheimer Hofrat Dr. Förstemann, ein echter Mann der Wissenschaft. Sein beinahe 25jähriges Wirken als Königlicher Oberbibliothekar ist nach allen Richtungen hin ein segensreiches gewesen und sein Name hat in der Gelehrtenwelt besonders durch seine von tiefer Wissenschaftlichkeit zeugende Erläuterung zu der berühmten Dresdner „Maya-Handschrift", dem ehrwürdigen altmexikanischen Hieroglyphen-Kodex, einen Klang von Bedeutung errungen. Er sowohl wie sein Nachfolger in der Vorstandschaft der königlichen öffentlichen Bibliothek, Dr. Schnorr von Carolsfeld, haben keine Mühe gescheut, durch Katalogisieren der großartigen Bücherschätze derselben die Benutzung dieser Fundgrube im Bereich der Wissenschaften zu erleichtern, welche ihr Entstehen den sächsischen Fürsten verdankt. Die goldenen Worte „Usui publico patens" am Hauptgiebel des Japanischen Palais, in dessen schönen Räumen außer der großartigen Bibliothek der Wettiner früher auch die ebenso weltberühmte Porzellansammlung untergebracht war, geben Kunde von fürstlicher Fürsorge und königlichen Gedanken. Sie laden zum Besuche einer Stätte ein, an welcher wissenschaftliche Weiterbildung als eine edle Erholung betrieben werden kann, wo ernste Studien auf tausenden von Regalen, in Manuskripten wie in Drucken ihren Mentor finden.[169])

Als Mittelgestalt der Herrengruppe ist diejenige des sprachengewandten Geheimrates Wiesner aufgefaßt (gestorben 1898, 67 Jahre alt), Abteilungskommissar und Dezernent für die schönen Künste im Ministerium; während

---

[168]) In einer liebevoll geschriebenen Biographie im Sächsischen Volkskalender von 1903 setzt Geheimer Rat Roscher der Persönlichkeit Ludwig Richters ein verdientes literarisches Ehrendenkmal, während ihm ein solches aus Erz von seinen Verehrern und Mitbürgern bereits vor einigen Jahren auf der Brühlschen Terrasse errichtet worden ist. Die Bewohnerschaft von Loschwitz, einschließlich der dort lebenden zahlreichen Künstler, beging den hundertsten Geburtstag des Altmeisters, der so gern in dem idyllischen Orte sich aufgehalten hat, unter Beteiligung weiter Kreise, in sinnig feierlicher Weise.

[169]) Wie im schattigen Walde unter moosigem Steine die Quellen des mastentragenden Stromes entspringen, so ist hier — kann hier wenigstens sein — der aus Quellen schöpfende Ausgangspunkt von Forschungen und Arbeiten, deren Wert und Einfluß viel weiter zu gehen im stande sind, als Schiffahrt und Weltverkehr es je vermögen. Denn der Geist beherrscht die Materie.

links neben demselben der Kunsthistoriker und Archäolog Professor Freiherr von Weißenbach schreitet, der immer so tapfer und begeistert für die ethische Bedeutung der Gotik wie deren majestätische Formenentfaltung eingetreten ist. Und er hat Recht! Kann es doch kaum etwas Erhabeneres geben als einen gotischen Dom mit seiner himmelanstrebenden Spitzbogengliederung, in welcher jeder einzelne Teil voll gleicher Harmonie eine Summe von Schönheit in sich birgt. Diese Schönheit aber ist um so wirkungsvoller, weil sie im Grunde genommen einer edlen Einfachheit entspringt. Engel, Heilige und Tiere, Laubwerk und allerhand Symbole beleben die schlanken Fialen, Rosetten schmiegen sich schmeichelnd in die Reihen des Dreipaß, und der künstlerische Eindruck des gefälligen Maßwerkes wird noch erhöht durch die glühenden Farben der Glasmalerei, mit welcher die Fenster geschmückt sind. Freiherr von Weißenbach, 1847 geboren, ist einer von denjenigen Kunstverständigen, die durch ihren Einfluß zur Hebung des Kunstgewerbes wesentlich beigetragen haben. Er lebt jetzt vorzugsweise auf seinen Gütern in Ungarn. Von dem kunstsinnigen Herzog von Altenburg zum Professor erhoben, ist derselbe unablässig bemüht gewesen, den Kunsthandwerkern die Notwendigkeit des Studiums der Stilgesetze früherer Kulturperioden ans Herz zu legen in der sehr richtigen Erkenntnis, daß nur durch eine solche aus pietätvollem Verständnis für das Schöne des Alten hervorgehende Kenntnis und deren richtiger Verbindung mit den Errungenschaften wie den technischen Vorteilen der Neuzeit ein Emporheben sämtlicher Zweige des Kunstgewerbes auf die Höhe der Vollendung möglich ist. Das Wappenbild seiner Familie — der Ochsenkopf — ist (gleichzeitig eine Moderichtung andeutend) auf Herrn von Weißenbachs Hemdkragen angebracht. (Heinrich von Wizinbach lebte 1217, Conradus de Wizzenbach 1270. Derselbe wird als Ritter des deutschen Ordens Wisbach geschrieben.[170])

Bergmann und Bauer sind ebenfalls zur Stelle. Das ist Recht. Sie versinnbildlichen die ehrliche Arbeit *auf* der Erde und *unter* der Erde; sie verdienen Ehrung und höchste Anerkennung. Wie in der dunklen Tiefe des Schachtes bei unsicherem Grubenlichte der *Bergmann* die metallenen Schätze hebt — die bei guter Benutzung so reichen Segen, bei schlechter und unrechter Benutzung so entsetzlichen Unsegen über das Menschengeschlecht zu bringen vermögen — so arbeitet der *Landmann* vom frühesten Hahnen-

---

[170]) Als Kuriosum möge die Notiz hier Platz finden, daß Christine von Weißenbach die Stamm-Mutter des jetzigen russischen Kaiserhauses geworden ist. Verheiratet mit Georg von Zeutsch, Burggrafen und Hofmarschall der Grafen von Mansfeld, hatte jene Christine eine Tochter Christine Eleonore, welche sich 1687 mit dem Fürsten Johann Ludwig von Anhalt vermählte. Der Sohn dieses fürstlichen Paares, Friedrich August von Anhalt-Zerbst, hatte die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp zur Ehe, und aus dieser entsprang Prinzessin Sophie Auguste, die unter dem Namen Katharina 1745 sich mit Großfürst Peter, dem nachmaligen Kaiser Peter III. von Rußland, vermählte. Nach dem Ableben dieses ihres kaiserlichen Gemahls hatte sie den russischen Kaiserthron als Katharina die Große bis zu ihrem Tode 1796 inne.

schrei an unter den glühenden Strahlen sengender blendender Mittagssonne, bis fahle Dämmerung sich über Wald und Flur ausbreitet, bis die kühlende Nacht Weiler und Dörfer, Scheunen und Ställe, Mensch und Tier unter ihre schützenden Fittiche nimmt. Beide arbeiten, und Arbeit adelt das Menschengeschlecht. Ob mit Arm oder Kopf — gleichviel, es arbeitet jeder, der Nützliches schafft. Daher gelten auch für jede Arbeit Schillers Worte:[171])

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß."

Ob auf, ob unter der Erde arbeiten, gleichviel. Weder Schwerter noch Helme, weder Federn noch Schienen lassen sich schmieden, weder Zirkel noch Kompaß sich herstellen, wenn nicht des Bergmanns rastlose Tätigkeit das Erz dazu fördert. Die Pflugschar könnte nicht die Scholle ritzen, und fleißige Hände könnten keine Nadel führen, wenn jene Braven unter der Erde müßig wären. Hochöfen und Eisenhämmer müßten still stehen, die Industrie, die einen so großen Ehrenplatz im Vaterlande einnimmt und so großen Segen von sich ausgehen läßt, wäre vernichtet, wenn die Kohlen ausblieben und all das Material fehlen würde, welches zur Erzeugung der Maschinen erforderlich ist. Eisenbahn und Schiffahrt müßten den Verkehr einstellen; dem Handel, der so reichen Nutzen sich selbst und manchem anderen bringt, wäre der Lebensnerv unterbunden. Und die menschliche Gesellschaft fiele tausende von Jahren in der Kultur zurück, wenn wieder Vieh und Rohprodukte die Stelle des Wertmessers annehmen müßten, den jetzt mit Gold, Silber und Kupfer (und freilich auch Papier von Lumpen) das Münzwesen bildet.

Weit trauriger und viel folgenschwerer noch, von unabsehbaren Konsequenzen namenlosen Elendes begleitet, würde die Arbeitseinstellung des Landmannes sein. „Denn wäre nicht der Bauer, so hätten wir kein Brot!" Da ist es von nicht hoch und dankbar genug anzuschlagender Bedeutung, daß gerade in Sachsen, diesem blühenden Lande höchstentwickelter Industrie, diesem besonders wohl geordneten Staatswesen, dessen Leitung von der Wichtigkeit und Bedeutung eben dieser Industrie, wie nicht minder

---

[171]) Wie das „Dienen" so ehrt auch das „Arbeiten". Ja, beides ist im Grunde dasselbe. Das stolz-demütige Wort des blinden Böhmenkönigs und seines überwinders bei Crecy, des „Schwarzen Prinzen" — Ich dien! — würde keinen Sinn haben, wenn es nicht gleichzeitig bedeuten sollte: ich arbeite. Mit dem rechten Arbeiten aber ist das rechte Beten verbunden. Ora et labora ist eine alte Mahnung. Dienen und arbeiten geschieht in letzter Instanz immer zur Ehre Gottes und in Befolgung seiner Gebote. Für alle ehrlichen Gewerbe steigen allsonntäglich die Gebete der Christenheit aus den Kirchen empor, ebenso wie es erhebend und schön ist, daß an derselben heiligen Stelle Gott gebeten wird, dem Könige königliche Gedanken zu verleihen. Wie viel, wie unendlich viel liegt in dieser kurzen Fürbitte.

auch des Handels aufs vollständigste durchdrungen ist, der vitalen Bedeutung der Landwirtschaft derjenige Wert beigelegt wird, den sie verdient. Es berührt auf das wohltuendste sympathisch und gereicht allen Vaterlandsfreunden und einsichtigen Sozialpolitikern zur Genugtuung, daß (bei Gelegenheit der im Sommer 1898 zu Dresden abgehaltenen Ackerbau-Ausstellung) der Vertreter der Regierung, Minister von Metzsch, voll staatsmännischer Objektivität vor aller Öffentlichkeit die Landwirtschaft, den Bauernstand als denjenigen Stand bezeichnet hat, der „unleugbar die Grundveste unseres Volkes und der Urquell aller seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt ist". Mit ebensolchem großen Rechte bezeichnete bei derselben Gelegenheit Graf Könneritz, Präsident der Ersten Kammer und Vorsitzender des Landeskulturrates, die Landwirtschaft als „das älteste Gewerbe", welchem Achtung und Schutz in hohem Maße gewährt werden muß. „An alter Sitte hängt der Landmann mit alter Treue", fuhr unter donnerndem Beifall der Herr Vorsitzende fort, „das hindert ihn aber nicht, zu erkennen, daß nur die Verbindung der körperlichen Tüchtigkeit mit geistiger Bildung ihn glücklich vorwärts bringen kann". Das alles sind goldene Worte, die der große wie der kleine Bauer, der Landwirt aller Lagen mit Stolz und Genugtuung nicht nur hören allein, sondern vor allem auch beherzigen muß. Das sind aber auch ebenso Wegweiser für den Entwickelungsgang und Winke für die Denkungsart der Welt außerhalb der Landwirtschaft. Niemals darf dieselbe den hohen ethischen wie den enormen praktischen Wert dieser letzteren unterschätzen.

Aus dem subtilsten mechanischen Kunstwerke, aus Warenballen und Stoffproben, aus Maschinenteilen wie allen möglichen Patenteinrichtungen läßt sich, selbst in der vollendetsten Retorte, weder Mehl noch Brot herstellen.[172]) Schon dem Riesenfräulein Chamissos auf Burg Niedeck ist klar gemacht worden, daß der Bauer und sein Pflug kein Spielzeug sei. Und deshalb singt auch Edmund Stubenrauch, indem er von des Landmanns ehrenvollstem Attribut, dem Pfluge spricht, mit Recht:

„Erhabner Pflug, des Sängers Lied dir lohne. —
Wie du ist edler, heil'ger kein Gerät.
Im Range stehst du nach des Kaisers Krone;
Du nährst den Bettler, wie die Majestät!

---

[172]) Gewiß ist Handel und Spekulation gewinnbringend und die Industrie segensreich; und der Weltverkehr muß hohe Achtung abnötigen. Aber die Wichtigkeit der Landwirtschaft dürfte doch allen ihren übermütigen Feinden und allen denen zum Trotz, die sie der Schutzlosigkeit preisgeben wollen, die größeste sein. Derartig „absolut unter allen Umständen" und „für ewige Zeiten" ausgeschlossen, wie die Verächter von „Ar und Halm" meinen, ist es immerhin nicht, daß die Welt einmal wieder das traurige Schauspiel einer Hungersnot erleben könne, deren Wellen bis an ihre eigenen Magen schlagen könnten, und daß selbst für teure Wertobjekte das nicht in genügendem Maße erlangt werden könnte, was zur Nahrung dient. Wenn auch nicht wahrscheinlich, ja im hohen Grade unwahrscheinlich, ist eine solche Eventualität doch andererseits nicht unmöglich.

Heiliger Pflug, den uns der Herr gegeben,
Das Brot uns zu erkämpfen, in die Hand,
Was wäre ohne dich des Menschen Leben,
Was ohne dich das teure Vaterland? —
O, Heil dem Volk, das klug und fromm genug,
Als höchstes Gut zu schätzen seinen Pflug."

Die erste derjenigen Bitten des Vaterunsers, die auf irdische Dinge gerichtet sind, betrifft das „tägliche Brot".

Wenn aber irgendwo und irgendwie über den größeren oder geringeren Wert der einzelnen Berufsarten und Stände gestritten werden sollte, so würde diese müßige Frage in der lehrreichen Fabel von der Rebellion der einzelnen Glieder des menschlichen Körpers die beste Antwort finden. Es vermag das eine nicht ohne die Hilfe des anderen zu existieren und ordnungsgemäß zu funktionieren. Handel und Industrie also müssen mit der Landwirtschaft Hand in Hand gehen, soll anders nicht Volk und Staat in rückläufige Bewegung geraten. Das Dröhnen der Hammerwerke kann wohl den Taktschlag der Dreschflegel übertönen, aber ersticken darf es ihn nicht. Und die „Sirene" der Dampfmaschinen soll den Gesang der Schnitterinnen nicht betäuben. Das Herumstreifen mit den Flügeln des Merkur aber (gleichviel ob durch Dampf oder Elektrizität getrieben) muß mindestens dadurch ein Gegengewicht erhalten, daß die Füße im heimischen Boden wurzeln, der starken Eiche gleich, dem Sinnbild germanischer Treue; wurzeln wie die Linde, das Symbol der deutschen Innigkeit und Gemütstiefe.

Geschmückt mit einem Blumensträußchen an der Brust, das (als Zeichen des Berufes geltende) Winkelmaß mit bunten flatternden Bändern umwunden, wie sich's für „hohe Zeit", das heißt „Festzeit" geziemt, so schreitet auf dem Wandgemälde nunmehr der brave Maurergeselle Kern daher. Trotz des Schurzfelles — Rüststück und Ehrenattribut der Maurer, wie es der Küraß den Kürassieren ist — hat er ein „hochzeitlich" Kleid an.[173]) Wie der erste Maurer das Winkelmaß, so trägt der zweite, Pietzsch mit Namen, das andere Abzeichen des Standes — die Kelle. Diese beiden Männer sind beim Putzen und bei der Grundierung der Mauerfläche, welche zur Aufnahme des Sgraffitogemäldes vorbereitet werden mußte, dem ausführenden Künstler treulich und geschickt behilflich gewesen. Letzterer selbst, der Historienmaler Professor Wilhelm Walther, geboren zu Kämmerswalda am 18. Oktober 1826, schließt bescheidentlich den Zug der von ihm so lebenswahr, historisch treu und künstlerisch schön zur Darstellung gebrachten Gestalten.

---

[173]) Freilich machen Kleider Leute; aber nur der Oberflächliche wird sich über den Wert ihrer Träger täuschen lassen. Und nun gar der Vater im Himmel — der sieht das Herz an. Nichtsdestoweniger ist es etwas Schönes, ja mitunter Rührendes, um ein einfaches, auch äußerliches Festkleid. Sträußchen und Band geben das Gepräge der Gala. (Fröhliche Miene und fröhliches Herz gehören freilich dazu.)

Gar herrlich kann das Werk den Meister loben; doch kommt der Segen immerdar von oben.

Dem Erlauchten Hause Wettin aber, dessen mit Sachsenland, Sachsenvolk und Sachsengeschichte so eng verwachsene Vertreter auf diesem Gemälde erneute Verewigung gefunden haben, gelten die Worte, die als Abschluß der Fassade angebracht sind:

„Du alter Stamm, sei stets erneut
In edler Fürstenreihe;
Wie allezeit Dein Volk Dir weiht
Die alte deutsche Treue."

Nachtragsbemerkung zu Seite 10.

Nach erfolgter Drucklegung gegenwärtiger Schrift und unmittelbar vor deren Eintritt in die Öffentlichkeit erfährt der Verfasser, daß die Absicht bestehe, das Kunstwerk auf eine ganz neue, eigenartige Weise vor dem Untergange zu bewahren.

Das Wandgemälde soll (nach den noch vorhandenen Originalkartons Professor Walthers) in gleicher Farbe und gleichem Tone auf Meißner Porzellanfliese übertragen werden, denen durch sogenanntes Scharffeuer-Verfahren eine unbegrenzte Dauer verliehen wird.

Die Platten sollen derartig an- (beziehungsweise in-) einander gesetzt werden, daß eine vollständig einheitliche Wirkung erzielt wird. — Hoffentlich entschließt sich patriotischer Opfersinn und vaterländischer Kunstsinn für Bewilligung der Kosten.

Daß die Kunstschöpfung des „Fürstenzuges" einzig dastehe und es gar wohl verdiene, daß alle Hände über sie gebreitet werden, das haben die hervorragendsten Künstler anerkannt; einschließlich solche italienischer Nationalität, bei denen all sgraffito zu Hause ist.

Namen der vorkommenden Personen und Familien.

Seite

Abendroth, von, Major 180
Ackermann, Oberhofprediger 208
Ahnert, Grenadier 184
Alba, Herzog 71
Alberti, Mediziner 96
Albinus, Hofprediger 78, 84
Albinus, Schriftsteller 96
Allin, Musiker 40
Ammon, von, Oberhofprediger . 154, 170
André, Kriegsminister 226
Arnold, Historiker 42
Arnold, Hof-Kunsthandlung . . . 241
Arnshaugk, von, Elisabeth 45
Artois, Graf von 176
Aster, Oberst 166, 224
Aster, Familie 205
Aufseß, von, Gelehrter 177
Ay, Dr., Bürgermeister 207

Bähr, George, Baumeister 129
Banner, General 104
Barby, Graf von 61
Baumann, von, Geheimer Rat . . . 208
Baumgarten, Hauptmann 184
Bayard, Ritter 47, 92, 227
Beerwalde, von, Dietrich 87
Begas, Bildhauer 212
Bellegarde, Graf von 232
Benedek, von, Feldzeugmeister . . . 179
Benkendorff, von, Oberstleutnant 165, 231
Berbisdorff, von 102
Berlepsch, Ritter von 65
Berlichingen, Ritter von 87
Berling, Geschichtschreiber 136
Berlitt, Professor 66
Bernadotte, Marschall . . 147, 171, 223
Bernhardi, Professor 82

Seite

Beust, von, Minister 173, 178
Beutler, Dr., Oberbürgermeister . . 7
Bienemann, Geschichtschreiber . . . 130
Binnet, Hof-Perückenmacher . . . 126
Birnbaum, Oberst 229
Bismarck, Fürst von 190, 193
Böttger, Apotheker 134
Böttiger, Geschichtschreiber 44, 57, 68, [71, 84, 102, 133, 153
Boxberg, von, Oberst 180
Brandenburg, Historiker 63
Brandenstein, von, Katharina . . . 60
Brandt von Lindau, Oberst 111
Broizem, von 205
Brühl, von, Familie 226
Brühl, Graf von 6, 135
Buggenhagen, Geistlicher 66
Bünau, von, Major 150
Bünau, von, Familie 94, 176
Burdenbach, von, Feldhauptmann . . 91
Burgsdorff, von, Geheimer Rat . . 142
Burkhardt, Theolog 66
Bussche, von dem, Oberhofjägermeister 208

Carlowitz, von, Familie 53, 205
Carlowitz, von, Hausmarschall . . 75, 208
Carlowitz, von, Georg 80
Carlowitz, von, Geheimer Rat . . . 81
Cayon, Historiker 10
Cellini, Benevenuto, Ciseleur . . . 94
Cerrini, von, General 171, 221
Cerrini, von, Oberstleutnant . . . 151
Chamisso, von, Dichter 247
Chiaveri, Architekt 139
Chimay, Fürst von 228
Clausewitz, von, General 91
Cochläus, Geistlicher 76

Seite

Cosel, Gräfin von 176
Cranach, Lukas, Maler 77, 96
Craushaar, von, Generalmajor . . 182
Crell, Kanzler 81, 99
Czartoryski, Fürst von 145

Dante, Alighieri 45
Darus, Graf von, Intendant . . . 152
Daun, Graf von, Feldmarschall 138, 165
Diepenbroik, von, Kardinalfürstbischof 101
Dinglinger, Ciseleur 94
Donadini, Professor 6
Donin, Grafen von 50
Drechsler, Feldwebel 183
Druckschuh, Bürger 51
Dunger, Hofbaumeister 75
Dürer, Albrecht 8
Durant, von, Abgeordneter 83

Eck, Dr., Theolog 76
Edzard, Graf 76
Egger, Accisrat 109
Egidy, von, Major 148
Ehrenstein, von, Kreishauptmann . . 208
Ehrenthal, von, Direktor 94
Einsiedel, von, Familie 52
Einsiedel, von, Minister 152
Eisenberg, von, Kunigunde 44
Eisenbergk, Pfarrer 76
Elterlein, von, Barbara 96
Emser, Hofprediger 76
Engel, von, General 187
Engel, von, Oberst 233
Erbstein, Dr., Geheimer Rat . . . 94
Erdmannsdorff, von, Student . . . 238
Erdmannsdorff, von, Familie . . . 238
Ermisch, Dr., Geheimer Archivrat . . 2
Eschenbach, von, Wolfram 27

Fabrice, Graf von, Kriegsminister . 181
Fabrice, von, Oberst 190
Falke, Kulturhistoriker 91, 163
Feilitzsch, von, Familie 232
Fiedler, Dr., Leibarzt 199
Finck, von, General 138
Flade, Pfarrer 154
Flemming, von, Generalfeldmarschall 109, 130
Fontenay, von 228
Forell, von, General, Schweizerkapitän 142
Forker-Schubauer, Dr., Kreishauptmann 208
Förstemann, Dr., Geheimer Rat . . 243

Seite

Freytag, Ernst, Schriftsteller . . . 181
Freytag, Gustav, Schriftsteller . . 48, 62
Friderici, von, Oberst 173
Friesen, von, Rittmeister 180
Friesen, von 190, 202
Fröhlich, Hofbaumeister 75
Frundsberg, von, Feldoberst . . . 90
Fugger, Graf von 93
Funk, von, General 151
Funke, Major 190

Gablenz, von, Familie 52
Gablenz, von, Oberst 232
Gallas, Graf, Feldherr 104
Gärtner, Dr., Instruktor 140
Geisler, Bauer 144
Gellert, Dichter 237
Gersdorff, von, Familie . . 56, 122, 205
Gersdorff, von, General 148
Gersdorff, von, Major 219
Gerstenberg, von, Korporal 222
Glafey, Geschichtschreiber 46
Gleichen, von, Familie 56, 71
Globig, von, Familie 161
Globig, von, Gesandter 153
Gneisenau, von 225
Göphardt, von, Familie 240
Göphardt, von, Oberst 148
Göphardt, von, Oberleutnant . . . 180
Goethe, Wolfgang 27
Goltz, von der, Generalfeldmarschall . 110
Götz, von, Premierleutnant 183
Götzinger, Pastor 176
Gowisch, von der, Bergvogt 22
Grebner, Paul 127
Gretschel, Historiker . . . 99, 130, 145
Groitzsch, von, Wiprecht 15
Gröner, Botaniker 96
Grothus, von, Schriftsteller 101
Grumbach, Ritter von, Wilhelm . . 97
Grünenwald, von, Hauptmann . . . 173
Gundermann, Geistlicher 99
Gurlitt, Geheimer Hofrat 7
Gutbier, Hofkunsthändler 10, 241
Gutschmid, von, Minister 143
Gutschmid, von, General 232
Gutschmid, von, Familie 40, 75

Haake, Paul 127
Hähnel, Bildhauer 241
Hake, von, Generalleutnant 173
Hake, von, Oberst 180

Seite

Halm, Sekondeleutnant 183
Hammerschmidt, Organist 107
Hammerstein, von, Premierleutnant . 233
Hänel, Bergzimmerling 196
Harras, von, Hermann 60
Hassel, Dr., Geheimer Rat . . 104, 208
Haugk, von, Hofmarschall 208
Haugk, von, Oberstallmeister . . . 208
Hausen, von, Familie 93, 205
Hausen, von, Kriegsminister . . . 207
Hausen, von, Oberst 180, 234
Hausen, von, Major 148
Hausmann, Maler 10
Heinicke, Architekt 195
Heinnecke, von, Geheimer Rat . . . 136
Hering, Hauptmann 180
Herwarth von Bittenfeld, General . . 190
Hesekiel, Ludovica 226
Heßberg, von, Katharina 60
Hiller, von, Major 223
Hoënegg, von, Oberhofprediger . . . 102
Hoenig, Militärschriftsteller 192
Hoffmann, Gefreiter 183
Hoffmann, Dr., Leibarzt . . . 199, 209
Hohenlohe, Fürst von 221
Hohenthal, Graf von 57
Höhler, Schriftsteller 101
Holk, von, General 104
Holleben, von 205
Hönisch, Korporal 173
Höpfner, von, Oberst 221
Hübel, Kreishauptmann 195
Hübner, Maler 241
Hund, von, Burchard 65

Jähns, Schriftsteller 164
Jamnitzer, Goldschmied 94
Jonas, Geistlicher 66

Kaemmel, Dr., Professor . 3, 20, 63, [80, 99, 149, 174
Kaiser, Sergeant 183
Karpzow, Hofprediger 113
Karras, von 84
Kauffungen, von, Kunz 61
Kees, Oberpostmeister 109
Kemmerlein, Geistlicher 65
Kern, Maurergesell 247
Ketteler, von, Erzbischof 208
Keymann, Rektor 107
Kirchbach, von, Geheimer Rat . . . 207
Kirchbach, Literat 57

Seite

Klajus, Gelehrter 96
Klein, Hofkaplan 243
Knabe, Feldwebel 138
Klengel, von, General 148
Klengel, von, Oberst 112, 229
Knöffel, Baumeister 6
Knothe, Professor 12
Kochtitzky, von, Regiment 232
Köckeritz, von, Familie 56
Köhler, Familie 229
Köhler, Kunsthandlung 241
König, Schriftsteller 182
Königsmark, Gräfin von 131
Könneritz, von, Familie 220
Könneritz, Graf von, Präsident 208, 246
Koppenfels, von, Familie 240
Körbitz, von 50
Körner, Theodor 180, 239
Kosciuszkos, Politiker 146
Kracht, von, Leutnant 233
Krakau, Dr., Geheimer Rat 97
Kreuter, Schütze 222
Kreuzinger, Geistlicher 66
Kröcher, von, Abgeordneter 198
Krosigk, von, Familie 21
Kroßner, Hofkaplan 73
Kubitz, Büchsenmacher 233
Küstner, Hauptmann 184
Kyaw, von, Familie 160
Kyaw, von, General 160

Lang, Mathäus, Kardinal 78
Langenn, von, Geheimer Rat . . . 186
Lartique, General 184
Laudon, von, General 231
Le Coque, von, General 149
Lenbach, Maler 212
Leszczynski, Graf von 132
Liebknecht 236
Lilie, Alexander, General 104
Lindenau, von, Minister 169
Lindenau, von, Johann 76
Lobdaburg, Grafen von 18
Logau, von, Dichter 127
Low, von, Regiment 148, 222
Luthardt 101
Luther, Martin 65, 66, 77, 97
Lüttichau, von, Familie 230
Lüttichau, von, Fähnrich 230

Malachowski, Graf von 145
Maltitz, von, Elisabeth 29

Seite

Maltitz, von, Familie 94
Mangoldt, von, General . . . 187, 232
Maning, Soldat 183
Marcolini, Graf von 143
Marschall-Ostheim, von 86
Matielli, Bildhauer 6
Mehnert, Dr., Geheimer Hofrat 201, 208
Meissonier, Maler 221
Melanchthon, Philipp 65, 97
Melbourne, Redakteur 212
Menzel, Geheimer Kanzlist 137
Metzradt, von, Familie 229
Metzradt, von, Hauptmann 229
Metzsch, von, Familie 226
Metzsch, von, Minister . . . 207, 246
Metzsch, von, Major 222
Meyer, Oberhofprediger 208
Miltitz, von, Familie 56, 94
Minckwitz, von, Familie 42
Minckwitz, von, Leutnant 222
Minckwitz, von, Oberst 110
Milkau, von, Familie 52
Milkau, von, Oberst 231
Mirus, Oberhofprediger 99
Moltke, von, Generalfeldmarschall 181, [184, 193
Montbé, von, Familie 205
Montbé, von, Generalleutnant . . . 173
Montecuccoli, Graf 229
Mosen, von 61
Moser, Dichter 235
Mülich, Professor 65
Müller, Gustav, Maler 161
Müller, Otto, Major 161
Müller, Sächs. Annalen 78
Münsterberg, von, Rektor 57
Muskulus, Geistlicher 90

Nadasdy, General 231
Naumann, Reserveleutnant 184
Naundorff, von, Familie 126
Nawothnig, Maler 10
Neefe, Dr., Leibarzt 96
Neitschitz, von, Magdalena 113
Nicolai, Architekt 240
Nikolai, Pastor 177
Niesenwand, von, Generalleutnant . . 191
Nostitz, von, Familie 230
Nostitz, Graf von 230

Oberbreier, Theolog 101
Oebschelwitz, von, Regiment 229

Seite

Oelsnitz, von der, Friedrich 76
Oertel, Leutnant 173
Oertel, Historiker 13
Oppell, von, Kriegsminister 173
Oppell, von, Rittmeister 231
Ossa, von, Melchior 96
Otto, Dr., Minister , ... 207
Oxenstierna, Kanzler 104

Pache, A. 196
Palacky, Historiker 121
Pape, von, Hauptmann 183
Pape, von, Generalleutnant 183
Pappenheim, von, Familie 86
Pappenheim, von, General 24
Patkull, von, Kriegsrat 130
Peifer, Kanzler 100
Peschel, Hofrat 240
Peschel, Maler 241
Peter, Historiker 12
Peter, Rektor 81
Peucer, Leibarzt 97
Pflugk, von, Familie 56, 76
Pflugk, von, Niklas 61
Pfordten, von der, Minister 178
Pforte, von der, Hauptmann . . . 180
Pietzsch, Maurergeselle 247
Planitz, von der, Familie . . . 18, 205
Planitz, von der, Kriegsminister . . 207
Planitz, von der, Präsident 208
Planitz, von der, Hauptmann . . . 182
Pöllnitz, von, Familie 226
Polenz, von, Regiment 232
Polenz, von, Familie 61
Pölitz, Geschichtschreiber . . . 144, 146
Pollich, Dr., Rektor 65
Poniatowski, Graf von 142
Ponikau, von, Familie 94
Pöppelmann, Baumeister 129
Poppelmann, Major 132
Posern, von, Familie 230
Posse, Dr., Geheimer Rat 17
Prittwitz, von, General 188
Promnitz, Graf von 111

Rabenhorst, von, Kriegsminister . . 173
Rabenhorst, von, Familie 205
Rahns, Dr., Professor 101
Ranke, von, Historiker 127
Rechten, von, Regiment . . . 118, 229
Reibisch, von, Sebastian 83
Reiffenberg, von, Regiment 83

Seite

Reiß, Ulan 232
Reitzenstein, von, Oberst 173
Repnin, Fürst von 152
Reuß, Graf von, Generalfeldmarschall 112
Reynier, von, General 146, 223
Richter, Familie 229
Richter, Kanonier 173
Richter, Ludwig, Maler 241
Richter, Professor 55
Richter, Sergeant 138
Rieſe, Adam 96
Rietzſchel, Bildhauer 242
Rochlitz, Gräfin von 113
Röder, Premierleutnant 183
Roſcher, Geheimer Rat 243
Roth, Leibarzt 76
Roth von Schreckenſtein, Archivrat 42, 47
Rüger, Dr., Miniſter 204, 207
Ryſch, Balthaſar 80

Sadolet, Kardinal 73
Scharnhorſt, von, General 225
Schenkendorff, von, Dichter 25
Schertlin von Burdenbach, Feldoberſt 91
Schilde, Sergeant 183
Schiller, Friedrich 27
Schilling, Bildhauer, Hofrat . . . 241
Schimpff, von, General 190
Schimpff, von, Kämmerer 208
Schimpff, von, Familie 205
Schirack, Korporal 173
Schirnding, von, General 173
Schleinitz, von, Familie . . 18, 94, 105
Schleinitz, von, Hans 80
Schlick, Major 233
Schlieben, von, Familie 18
Schlieben, von, Kreishauptmann . . 208
Schlotheim, von, Oberſt 193
Schmalz, Premierleutnant 183
Schmalz, Familie 205
Schmettow, von, General 138
Schmidt, Georg, Kohlenbrenner . 61, 88
Schmidt, Lehrer und Söhne . . . 241
Schmiedel, Dr., Kreishauptmann . . 208
Schneider, Bürgermeiſter 51
Schneider, apoſtoliſcher Vikar . . . 154
Schnorr von Carolsfeld, Oberbibliothekar 243
Schober, Dr., Hofrat 201
Scholz, Malerin 161
Schönberg, von, Familie 89
Schönberg, von, Oberhofmarſchall . . 99

Seite

Schönberg, von, Kaſpar 56
Schönberg, von, Feldmarſchall . . . 99
Schönberg, von, auf Rothſchönberg . 77
Schönfels, von 61
Schöning, von, Militärſchriftſteller 138, 166
Schöning, von, Feldmarſchall . . . 112
Schubert, Familie 205
Schubert, Hauptmann 190
Schulenburg, Graf von der 130
Schultz, Maler 10
Schulz, Generalleutnant 233
Schumann, Feldwebel 183
Schütz, Dr., Oberhofprediger . . . 97
Schwalbach, von, Oberſt 106
Schwalbe, Hans, Küchenjunge . . . 61
Schweinitz, von, Generalmajor . . . 233
Schweinitz, von, Oberſt 182
Schweinitz, Ritter von 61
Schweinitz, von, Feldoberſt 105
Scribe, Dichter 236
Seckendorff, von, Geſchichtſchreiber . 74, 78
Seebach, von, Bertha 25
Selmnitz, von, Familie 18
Selnekker, von, Oberhofprediger . . 99
Selle, Dr., Leibarzt 199
Senfft, von, Miniſter 149
Senfft, von, Familie 205
Seydewitz, von, Familie 18
Seydewitz, von, Miniſter 81, 101
Seydlitz, von, Major 232
Sichart, von, Oberſt 173
Sickingen, Ritter von 92
Sieber, Oberpoſtmeiſter 109
Sobieski, Fürſt von 218
Spalatin, Hofkaplan 66
Stadion, von, Biſchof 78
Stahl, Politiker 101
Staupitz, von 87
Stein, von 149
Steindel, von, Brigade 143
Stern, Hofrat 10, 177
Stichart, Paſtor, Geſchichtſchreiber . 99, 174
Stöſſel, Kirchenrat 97
Stromer, Leibarzt 68
Stubenrauch, Dichter 247
Suhm, von, Geſandter 132
Sunder, Lukas 96
Sybilski, Regiment 231
Syveſtre, Künſtler 6

Tallien, Madame 228
Tauſcher, Oberſtleutnant 180

Seite

Tettenborn, von, Hauptmann . . . 148
Thielmann, von, General . . 149, 222
Thümmel, Unteroffizier 183
Tormarssow, von, General 148
Torstenson, General 104
Totenwart, von, Reiteroberst . . . 83
Trautmannsdorff, von, General . . 112
Treitzschke, von, Familie 205
Treitzschke, von, Professor 101
Treitzschke, von, General 219
Triller, von, Familie 88
Trimberg, von, Dichter 66
Trotha, von, Thilo 71
Truchseß von Waldburg '. 44
Tschirnhausen, Graf von 134
Tschirschky, von, Familie 205
Tümpling, von 180
Turenne, von, Marschall 110

Uechtritz, von, Oldwig 203
Unbescheid, Dr., Professor . . 174, 239
Uttmann, Barbara 96

Veihel, Geheimschreiber 68
Velde, van der, Professor 212
Velspach, von, Ratsherr 30
Vitzthum, von, Familie . . . 205, 229
Vitzthum, von 59
Vitzthum, Graf von, Oberhofmarschall 208
Vollborn, Hauptmann 182
Voltaire, Dichter 157

Wach, Dr., Rector magnificus . . 57
Wächter, Dr., Assessor 170
Wackerbarth, von, Generalfeldmarschall [132, 140
Wagner und von Wagner, Familie . 205
Wagner, Pfarrer 68
Wahl, Bischof 208
Waldersee, Graf von 174
Wallenstein, Feldherr 103

Seite

Walther, Professor 8, 248
Walther, Kreuzschüler 239
Walther von der Vogelweide . . . 27
Wangenheim, Ritter von, Friedrich . 47
Warmuth, Dr., Oberlehrer 199
Weber, von, Tonkünstler 240
Weigel, Hauptmann 173
Weise, Schriftsteller 67
Weißenbach, von, Professor . . . 8, 244
Weißenbach, von, Familie Christine . 244
Welck, von, Kreishauptmann . . . 208
Welck, von 74
Weller, Oberhofprediger 110
Welzing, Johann 56
Wichmann, Hauptmann 183
Wiesner, Geheimer Rath 244
Winkel, von (eigentlich aus dem Winkel), Oberst 221
Winkelmann 136
Witzleben, von, Familie 226
Wolfram von Eschenbach 27
Wrangel, von, Feldmarschall . . . 39
Wurmb, von, Generalmajor . . . 161

York, Graf von, General . . 149, 225

Zahn, von, Präsident 208
Zastrow, von, Regiment 222
Zaunmacher, von, Schweizerhauptmann 161
Zehmen, von, Familie 18, 122
Zeibig, Jakob, Schiffer 102
Zencker, von, Hauptmann 186
Zeschau, von, Familie 205
Zeschau, von, General 152
Zezschwitz, von, Familie 18, 205
Zezschwitz, von, General . . . 147, 232
Zezschwitz, von, Flügeladjutant . . . 174
Zeutsch, von, Georg 244
Zieten, von, General 225
Zimmermann, Schriftsteller 57
Zryni, Graf von 107
Zschinski, von, Minister 173

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22298 4814

1

2

3

4

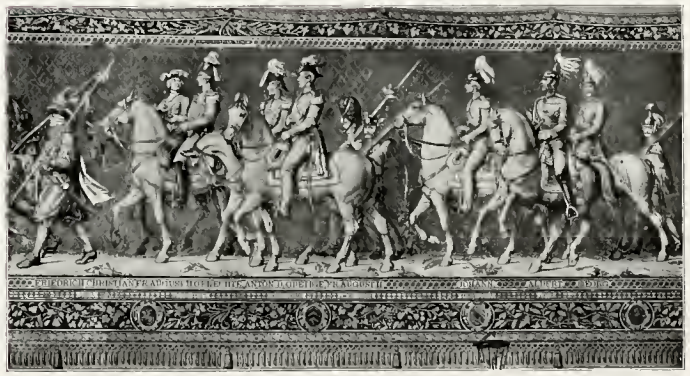
Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.

ND
.07
H38x

5

6

7



8

9

Königliches Staatswappen.

Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.